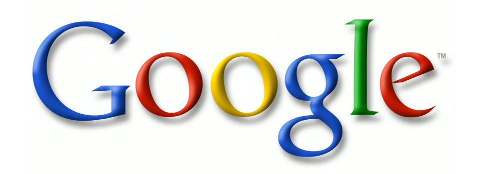
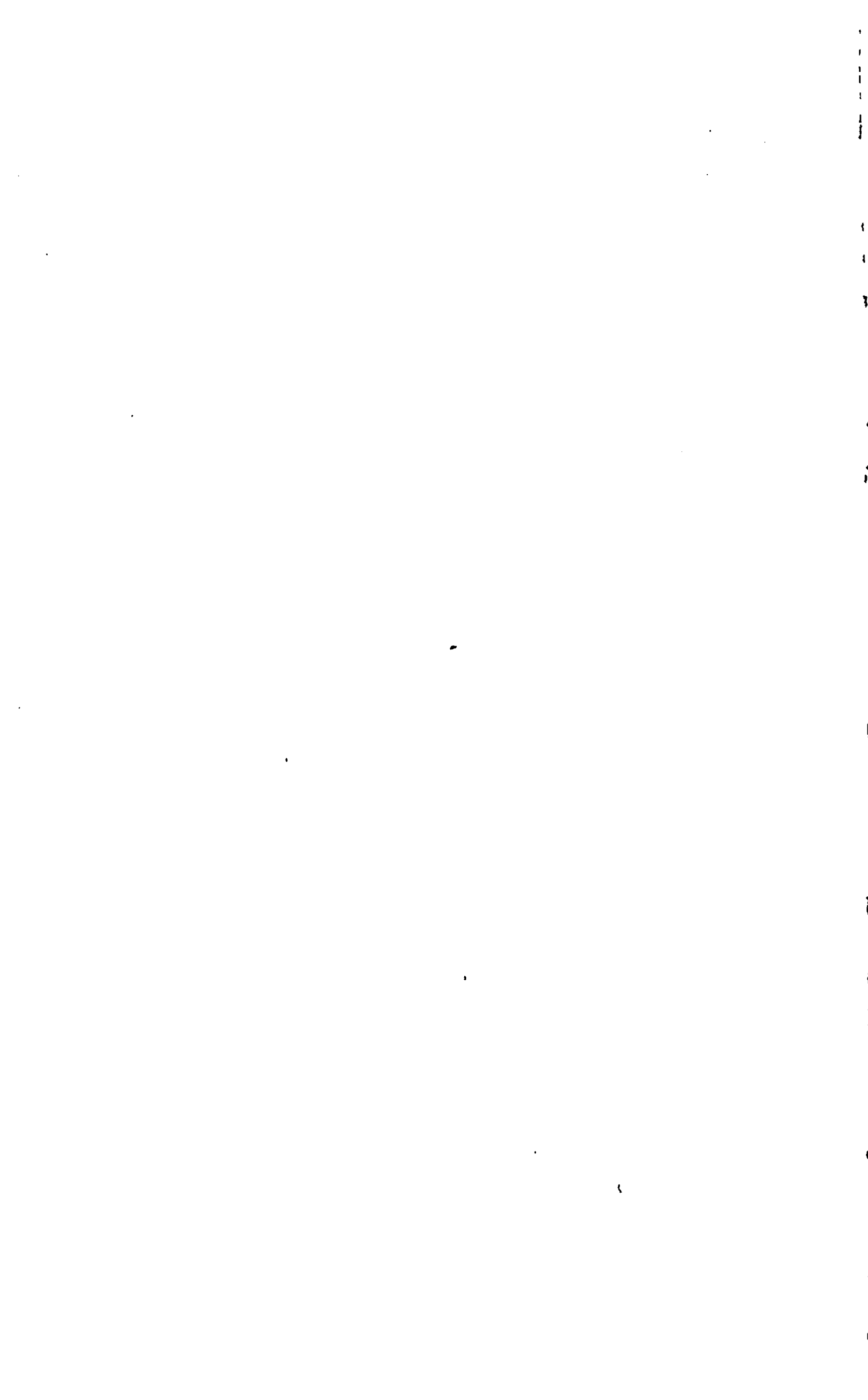





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Kleine prosaische Schriften.



Gustav Schwab

Kleine prosaische Schriften.

Ausgewählt und herausgegeben

von

K. Klüpfel.



Freiburg i. B. und Tübingen 1882.

Akademische Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr.

(Paul Siebeck.)

Druck von H. Laupp in Tübingen.

Vorwort.

Diese Sammlung kleiner prosaischer Schriften wurde durch den von Freunden und Schülern Gustav Schwab's mehrfach ausgesprochenen Wunsch veranlaßt, der Gegenwart eine Vorstellung von seiner kritischen Thätigkeit und seinem Einfluß auf die ästhetische Bildung seiner Zeitgenossen zu geben. Da diese Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften zerstreut und damit für die Jetztlebenden verloren sind, so schien ein neuer Abdruck gerechtfertigt. Wir haben daher eine Anzahl von Kritiken über hervorragende Dichter seiner Zeit sowie einige selbständige Aufsätze von allgemeinem Interesse, welche Schwab im Morgenblatt veröffentlichte, hier zusammengestellt. Unter den ersteren wählten wir solche aus, welche nicht sowohl Beurtheilung einzelner Dichtungen, als Gesammtcharakteristiken der Dichter geben, und so ist besonders der erste Aufsatz aus den „Moosrosen" über Ludwig Uhland von Wichtigkeit, da er die erste eingehende Würdigung des später so berühmt gewordenen Dichters enthält. Daß die Beurtheilung von Rückerts Gedichten nur Bruchstück ist, indem sie sich blos auf den dritten und vierten

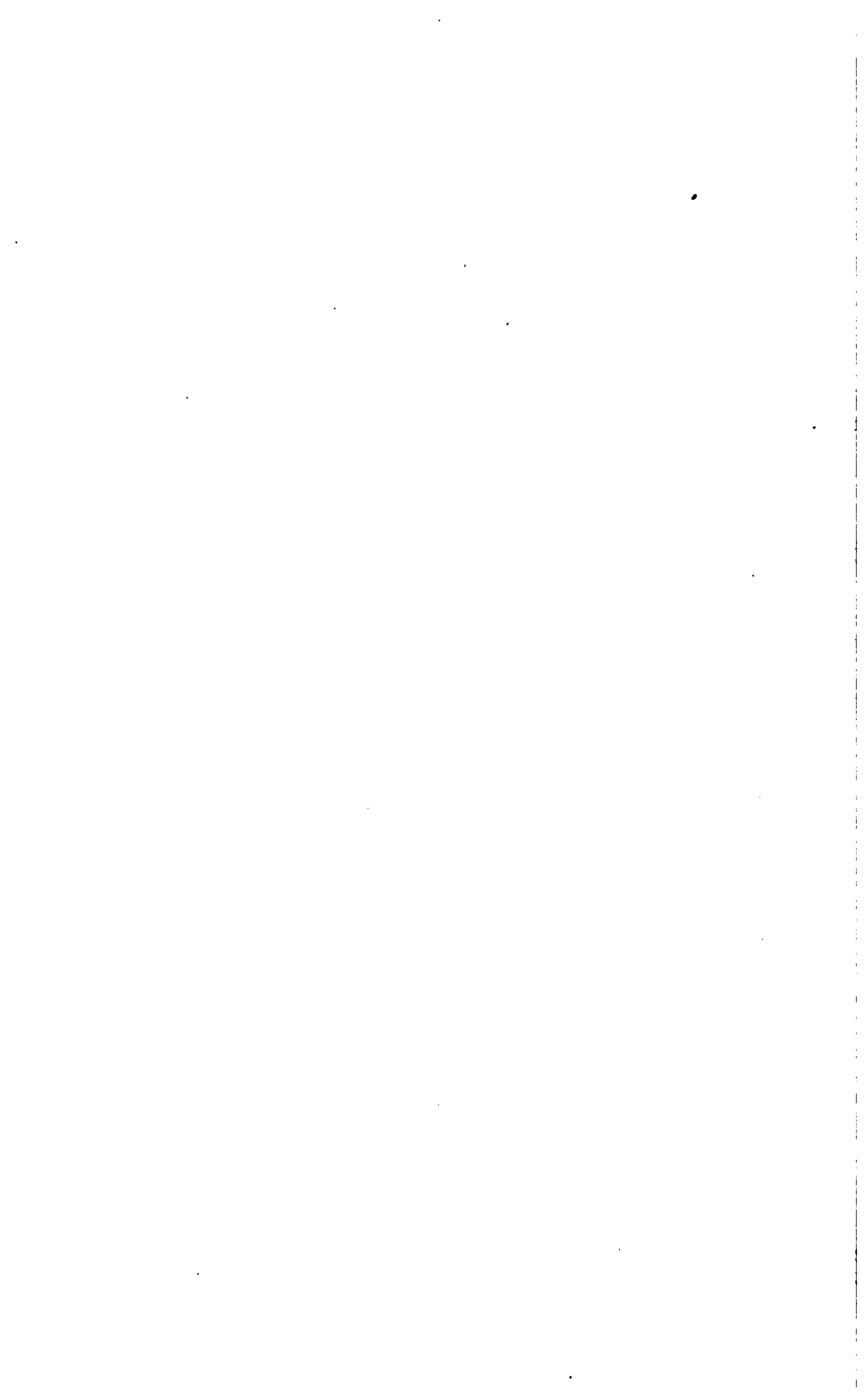
Band erstreckt, erklärt sich leicht aus der eigenthümlichen Erscheinungsweise der ersten Rückert'schen Sammlung. Aber diese Recension enthält doch alles Wesentliche, was zur Charakteristik Rückerts gehört.

Sämmtliche Aufsätze stammen aus der Zeit von Schwab's kräftigstem Mannesalter und regster Schaffensthätigkeit, nämlich aus den Jahren 1826 bis 1839. Wer von dem heutigen Geschlecht noch Sinn hat für die Entwicklung der vergangenen Periode, in welcher die poetische Literatur so viel mehr als heutzutage in der ersten Reihe der Lebensinteressen stand, der wird gewiß diese Blätter nicht unbefriedigt aus der Hand legen.

Tübingen, im Juni 1882.

Der Herausgeber.

Inhalt



1.

Ludwig Uhland.

Aus „Moosrosen", Taschenbuch für 1826.

Wenn alle Poesie in einer Vereinigung von Anschauung und Empfindung besteht, die, unter Leitung des Gedankens, durch die Sprache, als Organ, bewerkstelligt wird; wenn also Phantasie, Gefühlsvermögen und Verstand vorzugsweise die Seelenkräfte sind, die in den Schöpfungen des Dichters zusammenwirken, so wird nicht nur das verschiedne Maas, und die Mischung, in welchen Anschauung, Empfindung und Gedanke in einzelnen Gedichten vorhanden sind, verschiedne Formen der Poesie erkennen lassen; sondern die Dichter selbst werden, ihrem ursprünglichen Charakter nach, in welchen Gattungen sie sich auch versucht haben mögen, nach dem Verhältnisse, in welchem Phantasie, Gefühl und Verstand in ihrem Geiste und dessen Offenbarung durch die Dichtung zu einander stehen, unterschieden werden können. Dieser Unterschied unter den Dichtern hat zu allen Zeiten Statt gefunden, so gewiß in allen Menschen derselbe Geist, mit derselben Mannigfaltigkeit von Kräften, immer nach denselben Gesetzen wechselnd sich entfaltet; und wenn auch im Durch-

schnitt in ganzen Zeitaltern die Anschauung, und in andern die Empfindung in der Poesie vorgeherrscht haben sollte, eine Beobachtung, auf welche bekanntlich der Unterschied der antiken und der romantischen Poesie gegründet, und wodurch die wesentliche und von den Zeiten unabhängige Eintheilung in objective und subjective Dichtung auch in der geschichtlichen Entwicklung des dichtenden Menschengeistes aufgesucht worden ist: — so hat doch gewiß die Periode der Anschauung, wie die der Empfindung, unbeschadet ihrer vorherrschenden Tendenz, dennoch in ihren verschiedeneu Dichtern, deren ursprünglichen Anlagen nach, ein verschiedenes Verhältniß von Phantasie, Gefühl und Verstand nicht ausgeschlossen, so daß es in beiden Perioden phantastische Dichter, Gefühlsdichter, Reflexionsdichter gegeben hat, wenn sie auch in ihrem äußerlichen Streben, und dem Zufälligen ihrer Bildung, von der geistigen Entwicklung ihrer Periode abhängig, mehr auf die Anschauung oder mehr auf die Empfindung sich angewiesen fanden.

Sobald wir diesen so natürlichen Gedanken im Auge behalten, so werden wir in unsern Urtheilen über Dichtungen und Dichter aller Zeiten vor jedem ertödtenden Schematismus bewahrt bleiben; und wenn wir über einen Dichter zu urtheilen haben, allerdings einerseits auf den Geist seiner Zeit und deren poetische Entwicklung Rücksicht nehmen: andrerseits aber und, wie mir däucht, zuerst die Frage aufwerfen: in welchem Verhältniß stehen in seinen Schöpfungen Anschauung, Empfindung und Gedanke, wie verhalten sich

mithin in seinem Geiste, der Uranlage nach, soviel sich diese in den Werken des Geistes zu schauen gibt, Phantasie, Gefühl und Verstand?

Werfen wir nun einen Blick auf die Productionen des Dichters, der immer mehr als einer der Ausgezeichnetsten anerkannt wird, die in dem ersten Viertel des 19ten Jahrhunderts aufgestanden sind: so wird sich uns bald die Ueberzeugung aufdrängen, daß das Vorherrschende in demselben die Empfindung ist, daß sich dieser die Anschauung unterordnet, daß endlich der Sinn oder Gedanke in den meisten seiner Gedichte sich nicht im Einzelnen geltend macht, sondern fast immer nur dem Ganzen als leitende Idee zum Grunde liegt. Und da diese Richtung seines Geistes nicht als eine mühsam errungene, erkünstelte erscheint, vielmehr seine Hervorbringungen den Stempel der Unmittelbarkeit und jener höhern Natürlichkeit, die mit der Kunst in keinem Widerspruche steht, an sich tragen; so dürfen wir wohl hieraus schließen, daß auch in den Anlagen des Dichters das Gefühl über die Phantasie herrscht, und diese als die schwächere Seelenkraft zurücktritt; der Verstand aber, wie es bei dem wahren Dichter sein soll, dienend und ordnend, also mehr negativ als positiv thätig ist.

Nun läßt sich aber, wie bei dem Menschen überhaupt, so auch bei dem Dichter eine gedoppelte Thätigkeit des vorherrschenden Gefühlsvermögens denken. Diese ist nämlich entweder eine abgebrochene, schnell angeregte, und darum um so lebhaftere, aber auch wieder schnell in Ruhe zurück-

kehrende, die oft von andern Seelenkräften, besonders der höheren und niederen Einbildungskraft, selbst blos vom Witz und Scharfsinn in Bewegung gesetzt wird, obgleich sie, einmal aufgeregt, die Oberhand über diese Kräfte erhält, die aber dann sehr oft von den Funktionen der letztern unterbrochen und abgelöst wird. Diese Art zu empfinden scheint mir diejenige, die wir gewöhnlich mit dem Namen der Sentimentalität bezeichnen. Eine andere Thätigkeit des Gefühlsvermögens aber ist jene fortwährende, ruhigere und tiefere, die über alle andern Seelenvermögen unaufhörlich herrscht, sie immer auf sich bezieht und zu ihrem Dienste gebraucht. Sie ist das constant gewordene Gefühl, das wir mit dem Ausdrucke des Gemüths bezeichnen, oder doch allein mit diesem oft mishandelten Namen benennen sollten; und Gemüthlichkeit ist die Eigenschaft, welche die Schöpfungen des herrschenden Gefühls auszeichnet, wenn es, von Phantasie und Verstand unterstützt in dichterische Wirksamkeit tritt. Gemüth verhält sich zum Gefühl, wie Liebe zur Treue; denn die letztre ist auch nichts anders, als bleibend gewordne, ewige Liebe. Gemüth ist ewiges Gefühl. Es ist die edelste Eigenschaft des menschlichen Geistes. Es kann nicht bestehen mit Falschheit und Unnatürlichkeit, mit Heuchelei und Selbstbetrug, denn alle Gefühle, die sich hierauf gründen, sind nichtig und vergänglich: nur das ewige Gefühl ist wahrhaftig. Darum ist es der Stern, nach dem wir in der Liebe, in der Freundschaft, in allen Verhältnissen des Lebens, wo wir der Wahrheit und Treue bedürfen,

unsre sehnenden Blicke richten; es ist auch in der Poesie die Eigenschaft, die, wenn sie vorherrscht, zwar nicht den größten Dichter, aber doch den edelsten und liebenswürdigsten hervorbringt; weil sie — anders als Verstand und Phantasie — unzertrennlich von unsrer sittlichen Natur ist.

Dieser Zauber des Gemüthes ist es, der — zum Trotze der antiken Bildung — die Trauerspiele eines Sophokles beseelt, und dem heidnischen Sänger die Wahrheiten der höchsten Offenbarung voraus in ahnungsvollen Worten in den Mund legt; er durchweht den seeligen Frieden von Tasso's Gesängen, und haucht den Sonetten Petrarchs die unsterblichen Seufzer ein; er erhebt den Verstand des treuherzigen Paul Flemming zur Höhe der Dichtung, er mildert und besänftigt die zeugend-verzehrende Phantasieglut eines Novalis; er ist es, der sich in den spätern Schöpfungen unsres Schiller, verbündet mit dem Tiefsinn, siegreich über alle Reflexion und allen Schmuck der Redekunst emporringt, und im Wilhelm Tell uns die milden Thränen der innigen Mitempfindung abnöthigt.

Aus der letztgenannten Thätigkeit des Gefühlsvermögens däucht es mir, sind bei weitem der Mehrzahl nach auch L u d w i g U h l a n d s Dichtungen hervorgegangen; sie sind freie Ausströmungen des herrschenden Gefühls, das Alles, was empfunden werden kann, in sich aufnimmt, sich assimilirt, und, so verarbeitet, durch die Sprache darstellt. Gemüthlichkeit ist auch ihr Grundzug; und, wie sie alle Tugenden an sich tragen, deren Quelle das Gemüth ist, so werden wir sie

hier und da auch von den Mängeln nicht frei sprechen können, die sich bei dieser Richtung der Geistesthätigkeit in die Werke des Dichters einzuschleichen pflegen, wenn das Gefühl einseitig geworden ist, oder wenn es nicht immer von einem entsprechenden Fluge der Phantasie unterstützt wird.

Die Muse des gemüthlichen Dichters ist vorzugsweise an die lyrische Poesie gewiesen; denn wenn die Anschauung, sei es äußre oder innre, sich in der Empfindung spiegelt, dann eben, wo die Sprache, als Werkzeug, nicht versagt, entsteht ja das Lied. Erweitert sich in gereifterer Jugend der Gesichtskreis des Sängers, so wird sein Gefühl in der poetischen Geschichte sich die passenden Anschauungen, die verwandten Gefühle aufsuchen, er wird sich der epischen Lyrik, den Sagen der Völker zuwenden.

Angezogen vom Weltgemüth, dem er sich verwandt fühlt, mag ein solcher sich wohl auch im heroischen Epos, oder selbst im Drama versuchen, und wenn, wie einem Tasso, einem Sophokles, die Phantasie, gleichen Schritt mit dem Gefühle haltend, auf diesem Gebiet ihm den nöthigen Ueberblick gestattet und schaffend dem Gemüthe nachhilft, so wird auch hier Großes entstehen. Ist aber sie die schwächere Kraft, so kann zwar der Gemüthsdichter, wenn ein heller Verstand in ihm mit der ärmern Anschauung weislich haushält, auch hier sehr Schönes leisten, doch dürfen wir uns nicht bergen, daß dieses Feld nicht seine ursprüngliche Heimath ist. Sollte diese Bemerkung richtig sein, so erklärt sich vielleicht daraus zum Theil, warum die Dramen Uhlands bei weitem

nicht so verbreitet sind, und keine so warme Aufnahme im Vaterlande gefunden haben, wie seine lyrischen und romantischen Gedichte; immerhin aber mag ein Theil der Schuld auf dem Publikum haften, das an diesen Dichtungen weniger die geniale Weltanschauung vermissen mag, als theatralischen Schmuck und philosophischen Sentenzprunk, an dem es die Augen und Ohren seines Geistes in diesem Fache so gerne weidet.

In jedem Falle sei es mir, bei jener Ansicht, vergönnt, mich zunächst zu den lyrischen Poesieen unsers Dichters zu kehren, und den Versuch zu machen, ob ich aus ihnen belegen kann, was im Allgemeinen über den Genius des Sängers vorausgeschickt worden ist.

Wir unterscheiden in diesen Poesieen deutlich zweierlei Gattungen: zuerst diejenigen, die rein lyrischer Natur, fast ausschließlich aus der Beschäftigung des Dichters mit sich selbst und mit der Aufnahme des ihn zunächst im Leben Berührenden in sein Gemüth hervorgegangen sind; und dazu gehören nicht blos die Lieder, sondern auch viele der, deßwegen wohl auch von dem Dichter vorangestellten, Romanzen und Balladen; selbst hier und da eine spätre in der Sammlung; sofern in ihnen der Stoff nicht sowohl etwas Sagenmäßiges ist, als eine verkörperte Idee oder Empfindung des Dichters, ein Lied in der Form einer Romanze. Eine zweite Gattung bilden sodann die eigentlich episch-lyrischen Gedichte, wo der Anstoß zum Gesang mehr auf der Anschauung eines künstlichen Stoffes beruht, den bald die Phantasie des Dich-

ters meist unter Form einer Sage geschaffen, bald sein Quellenstudium in dem Schacht früherer Poesie entdeckt, immer aber zu seinem Gemüthseigenthum gemacht und neu verarbeitet hat. Als Zwischenstufe mögen die Sonette, Octaven, Epigramme und Fragmente in dramatischer Form gelten. Da sie, abgesehen von der Form, dem Stoffe nach bald der ersten, bald der zweiten Gattung angehören, so will ich sie nicht abgesondert beurtheilen, und erlaube mir, auch aus ihnen Belege für die eine oder die andere Behandlungsweise des Dichters unter die übrigen Beweisstellen zu mischen. — Jene erste Gattung ist, der Mehrzahl der Gedichte nach, ohne Zweifel die weit früher entstandene: denn die Poesie unsers Dichters ist ja nicht in dem Treibhaus aufgewachsen, in welchem so viele unserer jüngsten Dichter mit epischen und dramatischen Produkten, den Gewächsen des Mannesalters, das der Sommer des Dichters ist, noch vor dem natürlichen Frühling ihres Geistes prangen, und deren Poesie deßwegen keinen Lenz hat, auf den sie zurückschauen kann.

Uebrigens beurkunden sich jene eigentlich lyrischen Gedichte nicht durch die mindre Vollkommenheit ihrer Form als die jugendlicheren; es herrscht vielmehr in den meisten eine gleiche Vollendung, wie in den späteren, und Uhland erscheint, was die Ausführung fast in allen betrifft, gewiß als einer unserer correctesten Dichter; denn die wahre Correctheit besteht nicht sowohl in einer mehr oder minder strengen Befolgung oft sehr willkührlicher und meist ohne Kenntniß und Berücksichtigung der Poesie von den Sprach-

forschern aufgestellter, allmählig geltend gewordener Gesetze; — in dieser Hinsicht mag es immerhin ängstlichere Dichter geben, als unsern Uhland, wiewohl er auch nicht ohne Noth den Sprachgebrauch verläßt: — die wahre Correctheit zeigt sich vielmehr in der symmetrisch-strengen Ausbildung aller einzelnen Theile, in einem gewissenhaften Fleiße, der an diesen nicht ermattet, und Nichts an ihnen übereilt. Von dieser Tugend, die seine Gedichte überhaupt auszeichnet, werden wir Gelegenheit finden, bei den Romanzen noch einmal zu sprechen; bei seinen frühern Liedern führt sie uns auf die Vermuthung, daß der Dichter in ihrer Auswahl sehr strenge gewesen sein müsse, und daß er vielleicht von zehn Jugendgedichten nur Eines aufgenommen hat; denn jene Correctheit ist ein Vorzug, der, bei noch so verständiger Anlage, doch immer erst erworben werden muß, was freilich diejenigen nicht glauben zu wollen scheinen, die dem Publikum auch keinen einzigen von den Erstlingen ihrer Muse vorenthalten.

Was nun den Stoff der Uhlandischen Lieder betrifft, so zeigt sich derselbe als ein durchaus von dem vorherrschenden Gemüthe ausgewählter; sein Lied umfaßt alles Edle und Liebenswerthe des Menschenlebens, was nur ersehnt, erstrebt, beweint, gehofft, geglaubt zu werden verdient; nicht etwa, wie andere Jugendgedichte, nur Liebe und unbestimmte Sehnsucht nach dem Höheren allein: auch alle andern Objecte des Gemüthes, die höchsten Anschauungen, Ideen und Gefühle [1]:

1) Die meisten Belege hierzu s. weiter unten.

Natur, Gott, Freiheit, Liebe, Freundschaft, das Jugendleben beider Geschlechter, Gesang und Poesie, Armuth [1]), Greisenleben, Tod [2]); und wo seine Dichtung in die Welt der Sage übergeht; Frauenwürde, ächten Fürsten- und ächten Rittersinn.

Auch ist das herrschende unter diesen Gefühlen nicht, wie bei sentimentalen Dichtern, die Liebe, sondern vielmehr, woran hauptsächlich sein Gemüth erkennbar ist, die innigste Befreundung mit der Natur; und wenn bei andern diese letztere meist nur den Liebesgefühlen zur Unterlage dient, so bildet umgekehrt bei dem unsern die Liebe häufig nur die Folie oder den Rahmen zu einem Naturgemälde [3]).

Unsre herrlichsten Dichter haben in und mit der Natur gelebt, in jedem aber gestaltet sie sich, nach der eigenthümlichen Constellation seiner Geistesgaben wieder anders: am objectivsten in Göthe, in dessen weltanschauender Phantasie sie wie in einem Spiegel abgebildet lebt, doch nicht blos wie in einem Spiegel: denn nicht nur ihre Bewegung und das Spiel ihrer Farben, auch ihre Eindrücke auf die übrigen Sinne weiß er uns zu vergegenwärtigen: das Dampfen und Duften des Frühlings, das Rauschen der Ströme, das Schwir-

---

1) „Lied eines Armen." S. 17. (Alle Citate beziehen sich auf die 2te Ausg. der Uhlandischen Gedichte, Stuttg. u. Tüb. Cotta 1820.)

2) „An den Tod." S. 10. „Die Capelle." S. 22.

3) „Die Zufriednen." S. 42. „Des Hirten Winterlied." S. 52. „Die zwo Jungfrau'n." S. 150.

ren der Mücken, wie den Donnergang der Sphären schildert er, als vernähmen und empfänden wir das alles. Ludwig Tieck sieht sie mit einem regen und innigen Kinderauge an, er eilt vom Blumengarten zum Wald, vom Walde zum Quell, er spielt mit ihren Gaben und drückt die eine um die andere ans Herz, unendliche Bilder und Verwandtschaften lassen Witz und Phantasie ihn in derselben ahnen; Novalis ist mit ihrer jetzigen Gestalt nicht zufrieden, die Sehnsucht seines Herzens und die Gluth seiner Phantasie ruhen nicht, bis sie in inniger Vermischung mit ihr, eine zweite, verklärte Natur ausgeboren haben; Schillers edler ringender Geist steht vor ihr, wie vor den Pforten des Paradieses, auf dessen seeligen Frieden er die heißen Sehnsuchtsblicke heftet, und oft pflückt er von den überhangenden Aesten ihrer Bäume die goldne Frucht eines Gleichnisses oder einer Beschreibung; aber noch vor seinem Scheiden öffnet ihm ein Bote der himmlischen Freiheit die Thore, und führt ihn ein in das Land, wo die Königin hoch und klar auf unvergänglichem Throne sitzt, nicht nur ihre Wunder zu schauen, sondern auch ihren Boden mit den würdigen Gestalten seines schaffenden Geistes zu bevölkern.

Ludwig Uhland liest in dieser Natur mit dem Auge seines Gemüthes, wie auf dem Antlitz einer Geliebten, wie in einer vertrauten Menschenseele; seine Phantasie nährt sich von ihren Erscheinungen, weil sie Symbole des menschlichen Gemüthes sind; alle ihre Anschauungen verarbeitet er zu Gedichten; die ganze Natur vermenschlicht sich ihm, aber

nicht leiblich, wie bei den Alten, sondern sie wird bei ihm persönlicher Geist.

Im Frühling ist sie ihm [1]) Jungfrau und Jüngling, im Herbste Greis; von ihr empfieng und hofft er Frieden, Liebe, Glück [2]) im Leben und im Tod [3]); in ihren Winterstürmen wehen zerstörte Hoffnungen an ihm vorüber [4]), in ihren Frühlingsstürmen rauscht der Genius des Lebens mit seinem Flügel [5]); sie ist ihm das Bild der Freiheit [6]), der Freundschaft [7]), der Poesie [8]), der Güte und Milde [9]), der Genügsamkeit und Zufriedenheit [10]); und umgekehrt ist das höchste Menschenglück ein Bild der allseeligen Natur [11]). Immer aber bleibt ihm diese mehr Gegenstand des Gefühls als der Anschauung, und wie Göthe'n die Seele ein Spiegel der

---

1) „Die sanften Tage." S. 23. „Gesang der Jünglinge." S. 19.

2) „Im Herbste." S. 25. „Mein Gesang." S. 27. „Die Frühlingslieder." S. 54—57. „Ruhethal." S. 64. „An einem heitern Morgen." S. 68. „In der Ferne." S. 70, überhaupt die „Wanderlieder." S. 69--74.

3) „Das Thal." S. 63. „Frühlingsruhe." S. 55.

4) „Mailied." S. 65. „Nachtreise." S. 71.

5) „Märznacht." S. 128.

6) „Des Knaben Berglied." S. 33. „Lied des Gefangenen." S. 53.

7) „An K. M." S. 158.

8) „Freie Kunst." S. 58.

9) „Einkehr." S. 73.

10) „Auf den Tod eines Landgeistlichen." S. 133. „Im May." S. 128.

11) „Brautgesang." S. 35.

Natur ist, so ist ihm die Natur ein Spiegel der Seele[1]). In dieser Auffassung der Natur durch das ächt deutsche Gemüth ist die Verwandtschaft seines Geistes mit dem des schwäbischen Minnesanges im Mittelalter in seinem ganzen Umfang und in seiner innersten Eigenthümlichkeit unverkennbar: ein Beweis, daß die ächte Poesie eines Volkes nicht untergeht, sondern auch auf einer höhern Stufe der geistigen Entfaltung, nach den Bedingungen dieser, sich doch in ihrem eigensten Wesen gleich bleibt.

Gott und göttlichen Dingen als unmittelbarem Object hat unser Dichter nur wenige Lieder gewidmet, ganz verschieden hierin von der Legion Herr Herr sagender Dichter unsrer neuen und neusten Schule; vielleicht auch zur Unzufriedenheit derjenigen, welche die Poesie zu einer Dienerin der religiösen Moral machen möchten, und tadelnd bedauren, daß ein so edles und ernstes Talent nicht würdigere und erhabnere Gegenstände behandelt, auch in der Form nicht den Oden- und Hymnenton angestimmt habe. Aber wie die wahre Religiösität des Lebens nicht in salbungsvollen Worten, sondern in allerlei Früchten des Glaubens und der Liebe besteht, so ist sie auch beim Dichter weniger die Posaune, die Gottes Lob oder die eigene Gottesfurcht austrompetet, als das stille Siegel der Unschuld und Wahrhaftigkeit, das allen Gefühlen und Gedanken aufgedrückt ist, und jedem Liede die innere Versicherung mitgiebt, daß es nicht vom

---

1) „Schildeis." S. 178—180.

Schein und der Selbstsucht eingegeben ist. In diesem Sinne verdient Uhlands Muse den Namen einer frommen: und die Gaben, die sie mit reiner Hand in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens, im Sehnen der Jugendliebe, als Forscherin im Buche der Natur, der Geschichte, der Sage, als Kämpferin für Recht und Freiheit, in der Gestalt anspruchsloser Lieder darbringt, sind auf dem Altar der ewigen Wahrheit und Liebe niedergelegt, und dieser gewiß ein nicht minder willkommenes Opfer, als die brausendsten Hymnen, die erbaulichsten Lehrgesänge, die künstlichsten geistlichen Lieder. In jenen wenigen Gedichten jedoch, die religiösen Gegenständen gewidmet sind, schwelgt nirgends die Empfindelei in Gefühlen, oder spielt die Sinnlichkeit mit Bildern, sondern das Gemüth sucht entweder unmittelbar durch Ahnung das unsichtbare zu erfassen [1]), und erhebt sich mit der ganzen Schöpfung betend zum Allgegenwärtigen [2]); oder es fühlt sich zurück in die Zeit, da der Höchste menschlich auf Erden gewandelt, und erklärt sich daraus die Bestrebungen späterer Geschlechter; oder es dringt durch die durchsichtig-glühenden Gestalten einer erleuchteten Phantasie zu dem Kerne hin, dem unsichtbaren Reiche Gottes, von dem die Sage als einem dagewesenen spricht, und das Glaube und Poesie in einer andern Welt suchen und finden [3]).

---

1) „Gesang der Nonnen.“ S. 31.
2) „Schäfers Sonntagslied.“ S. 30.
3) „An den Unsichtbaren.“ S. 144.

Auch die *Liebe* hat bei diesem Sänger einen übersinnlichen Charakter; die unsichtbare Gegenwart der Geliebten ist ihm die höchste [1]), und auch jene wird von den Träumen des Dichters [2]) geisterhaft berührt. Selbst Erhörung und Genuß sind rein geistig und gemüthlich gehalten [3]); am liebsten aber erscheint seine Neigung als entsagend, auf Erden hoffnungslos, nnd von einer andern Welt alles hoffend [4]). Gleiche elegische Stimmung herrscht auch in den wenigen Klängen, die in diesen Gedichten der *Freundschaft* gewidmet sind [5]), und sein ganzes Drama: *Herzog Ernst* ist aus ihr hervorgegangen. Sie ist in vier Zeilen eingeschlossen, die, obgleich zunächst auf die Liebe bezogen, sich doch jedem, der tiefere Erfahrungen in der Freundschaft gemacht hat, ins Herz einschreiben müssen [6]). Das Vorwort zur ersten Auflage, in späterer Zeit gedichtet als das Meiste der Sammlung, blickt zwar mit etwas kalter Laune auf diese Trauer-

---

1) „Nähe.“ S. 44.

2) „Geisterleben.“ S. 147.

3) „Die Abgeschiednen.“ S. 41. „Die Zufriednen.“ S. 42. „Wunder.“ S. 26. „Vorabend.“ S. 45. „Entschluß.“ S. 36 „Untreue.“ S. 40.

4) „Mein Gesang.“ S. 27. „Nachts.“ S. 46. „Hohe Liebe.“ S. 43. „Ein Abend.“ S. 159. „Rückleben.“ S. 160.

5) „An K. M.“ S. 158.

6) „Maiklage.“ S. 15.

„Im Vorübereilen grüßen
Sich mit Blicken voll von Schmerz,
Die sich fest und ewig schließen
Möchten an das treue Herz.“

lieder herab[1]), aber ich zweifle, ob die späteren, objektivern, aber auch mehr vom Witz als vom Gemüth eingegebenen, erotischen Gedichte, die hier und da noch eingestreut sind, ein paar muntre Lebensbilder ausgenommen[2]), die Vergleichung mit diesen frühern, die der Dichter einer übermässigen Sentimentalität beschuldigt, aushalten können[3]).

Gesang und Poesie wandeln, persönlich geworden, in einer Menge hoher, bald freudiger, bald wehmüthiger Gestalten durch seine Romanzen[4]); in den Liedern ist ihrer seltner Erwähnung gethan; sie sind ja die Seele dieser Lieder, und können eben deßwegen nicht aus ihrer Subjektivität heraustreten. Die eigentlichen Lieder[5]) die ihnen gewidmet sind, und einige Stanzen[6]) desselben Inhalts, gehören der spätern Periode an und scheinen mehr durch äußern Anstoß veran-

---

1) S. 1. „Anfangs sind wir fast zu kläglich,
Strömen endlos Thränen aus,
Leben dünkt uns zu alltäglich,
Sterben muß uns Mann und Maus."

2) „Der Jäger." S. 51. „Der Schmid." S. 50.

3) „Waldlied." S. 38. „Seeliger Tod." S. 39. „Schlimme Nachbarschaft." S. 47. „Bauernregel." S. 48. „Hans und Grete." S. 49. „Erstorbene Liebe." S. 146. „Die theure Seele." S. 149. „Der Wald." S. 51. „Der Blumenstrauß." S. 153. „Entschuldigung." S. 153. „Vorschlag." S. 154. (Die letztern 4 Sonette.)

4) „Der Sänger." S. 212. „Die Harfe." S. 256. „Sängers Vorüberziehen." S. 261. „Sängerliebe." S. 287—297. „Taillefer" S. 358. „Des Sängers Fluch." S. 389. „Mährchen." S. 395.

5) „Freie Kunst." S. 58. "Lied eines deutschen Sängers." S. 85. „Auf das Kind eines Dichters." S. 86.

6. „Gesang und Krieg." S. 161.

laßt, durch das Verhältniß der Poesie zu den Zeitumständen und den Zeitansichten hervorgerufen, sind aber darum nicht minder wahr und lebendig.

Mit besonderer Innigkeit aber schlingen sich alle die bisher erwähnten Gefühle durch diejenigen Balladen und Romanzen, die wir oben als noch zur lyrischen Periode unsres Dichters gehörig, bezeichnet haben und zu denen wir jetzt übergehen. Diese enthalten sämmtlich eine förmliche Begebenheit, es sind hypostasirte Gefühle und Situationen des Geistes, objektiv gewordne Gemüthsbilder. Auch sie sind fast alle elegischer Natur und ihre Gemälde verklären mit glühenden Farben auf dunklem Grunde bald die erste, die hoffnungslose, die oft unerkannte, Jugendliebe [1]) bald den Tod, der alle Hoffnungen zu zerstören scheint, und doch vielleicht alle entfaltet [2]), bald die wunderbare Unsterblichkeit alles Aechten, besonders des Gesangs [3]); bald wieder die Flucht und Vergänglichkeit aller irdischen Freude [4]); bald schildern sie die Treue, die über das Grab hinaus währt [5]), bald die gestorbene Liebe in gekränkter Brust, die dem reuigen Gefühl nur mit einem trostlosen Mitleid entgegentreten kann [6]).

---

1) „Entsagung." S. 199. „Die Nonne." S. 201. „Der Schäfer." S. 204. „Abschied." S. 221. „Der Traum." S. 224.

2) „Der Kranz." S. 202.

3) „Des Sängers Wiederkehr." S. 259.

4) „Traum." S. 262.

5) „Der Wirthin Töchterlein." S. 252.

6) „Der treue Walther." S. 217.

Die zwei Lieder, in welchen die beiden letztern Empfindungen dargestellt sind, halten wir für wahre Urtypen jener Gefühle, die in solcher Gedrängtheit, Fülle und Tiefe noch nicht ausgesprochen worden sind, und nie wieder so besungen werden werden. Das Kostume entlehnen diese Lieder-Balladen, dem Schauer ihrer Gefühle angemessen, meist aus der nordischen Vorzeit, aus der auch einzelne Gestalten wirklich entlehnt sein mögen; doch ist dasselbe noch sehr allgemein gehalten, und mit Recht; alle historische Genauigkeit würde mit der Allgiltigkeit der geschilderten Empfindungen im Widerspruch stehen. Sehr natürlich ist jedoch Tapferkeit, Treue, Vaterlandsliebe in den Rahmen nordischer Helden- oder deutscher Ritterzeit gefaßt[1]), und Kindesliebe, Aelternwonne[2]) und Aelternjammer[3]), die in besonders herrlichen Bildern dargestellt sind, läßt der Dichter sich gern in dem Glanze der Königsschlösser entfalten, wo das irdische Glück als rechte Folie für die Wonne und den Kummer des Gemüthes dienen kann. In jenen Gegensätzen zeitlicher Herrlichkeit mit der vernichtenden Macht des Schicksals und des Todes drängt der Sänger die herrlichste Poesie zusammen, und während er mit der verständigsten Kunst im Vordergrunde die Situa-

---

1) „Die sterbenden Helden.“ S. 207. „Die drei Lieder.“ S. 237, (ächter Grundton für den Jubel gerechter Rache.) „Das Schwerdt.“ S. 338. „Siegfrieds Schwert.“ S. 339. und andre.

2) „Der blinde König.“ S. 209.

3) „Das Schloß am Meer.“ S. 215. „Der schwarze Ritter.“ S. 229.

tion concentrirt, so daß kein Vers und kein Wort überzählig ist, so entfaltet er im Hintergrund und gegen den Schluß in unendlichen Bildern oder Sprüchen die Schauer der feindseligen Geisterwelt [1]) oder die Ahnungswonnen des ewigen Friedens [2]). Hier gränzen seine Dichtungen ans wahrhaft Erhabene, zwar nicht an jenes Erhabene der Phantasie, das seine überwältigenden Massen vor dem Widerstand leistenden Geist des Beschauers aufthürmt; aber doch an jenes Erhabene des Gemüths, das uns im Geist auf die Felsenspitzen führt, von denen aus wir in den unendlichen Ocean dämmernder Gefühle hinausstaunen, und unsern Geist in seine eigenen Tiefen versenken. Einige Balladen dieser Gattung wetteifern in jener Unermeßlichkeit des Gefühls mit Göthe's König von Thule, dessen Erlkönig und

---

1) S. 216: „Wohl sah ich die Eltern beide
Ohne der Kronen Licht,
Im schwarzen Trauerkleide:
Die Jungfrau sah ich nicht.“

S. 231: „Da sprach der Grimme
Mit hohler, dumpfer Stimme:
Greis im Frühling brech' ich Rosen!“

2) S. 206: „Die Hände thät' er falten
Auf's Schwerdt und schlummert ein.
Die Geisterlaute verhallten;
Da mocht' es gar stille sein.“

S. 18: „Einst öffnet jedem Guten sich
Dein hoher Freudensaal,
Dann komm' auch ich im Feierkleid
Und setze mich an's Mahl.“

Heldengruß[1]), sie sind keine Nachahmungen, wohl aber Seitenstücke zu diesen Gedichten, von demselben Geiste eingegeben und derselben Gemüthsthätigkeit ausgeboren.

Weil hier einmal eine Vergleichung gewagt worden ist, so mag sich daran eine Andeutung über das Verhältniß knüpfen, in dem mir Uhland überhaupt zur Poesie seiner Zeit zu stehen scheint: Er ist keiner von den Dichtern, die ihre Zeit haben schaffen helfen; dazu genügt das Gemüth allein nicht; vorherrschende Phantasie muß hier das meiste, vieles kann vielleicht auch vorherrschender Verstand mit Produktivität, vieles ohne die letztre auch schon umfassende und geniale Kritik leisten. Auf die erste Weise haben Göthe, Novalis, Tieck, auf die zweite Lessing und Schiller, auf die dritte die Brüder Schlegel an der Gestaltung unserer deutschen Poesie gearbeitet. Uhlands poetische Ausbildung fällt in die Zeit, wo die Revolution in unserer schönen Litteratur schon bewerkstelligt und geschlossen war; er ist unverkennbar von mehreren jener Dichter abhängig gewesen: sein Anschauungsvermögen hat sich an Göthe ausgebildet, obgleich es, im Bewußtsein seiner Begränzung, nie nach dessen Objectivität gerungen hat; Novalis hat alle verwandten Anklänge, besonders aus der Geisterwelt, in seinem Gemüthe geweckt; nicht selten selbst seinem Pinsel etwas von den Gluten seiner Phantasie mitgetheilt; Schiller ist hier und da in abstracten Gedanken und Bildern, in allzu bewußter Anordnung der

---

1) „Die Vätergruft." S. 206, und die Anm. 3) aufgeführten.

Gedanken, am meisten aber wunderbar verschmolzen mit dem Gemüthsausdruck eines Novalis, in der sinnreichen Diction zu verspüren: — weil aber alle diese Eindrücke in ein Dichtergemüth aufgenommen worden sind, das schon vorher den Keim eigenthümlicher Poesie in sich trug, so ist kein Nachahmer, kein Eclectiker, sondern ein neuer und ganzer Dichter daraus geworden, und seine Gedichte tragen neben dem Stempel unbestimmter Verwandtschaft mit jenen drei Dichtern, auch das Siegel der Ursprünglichkeit. Und gerade durch diese Eigenschaften wird Uhland, obwohl er an seiner Zeit nicht mitgearbeitet hat, doch nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die folgenden Zeiten bleiben. Durch das Gleichgewicht, das sich Phantasie und Verstand bei ihm halten, bildet er gewisser Maaßen einen Vermittler zwischen den zwei Gattungen der Anschauungs- und der Reflexionspoesie, und vereinigt beide Richtungen, die, beide ächt deutsch, bisher unser dichtendes und nachfühlendes Publikum getrennt haben. Diese Vereinigung hat schon mehr Einfluß auf die jüngere Generation, die sich in Productionen versucht, ausgeübt, als sie selbst wohl denken mag. Man hört auf, mit unzureichender Phantasie Göthe'n nachzuphantasiren, romantische Gedichte in alterthümlicher Form nachzufakeln, ohne Schillers Tiefe und Poesie sententiöse Elegieen zu leiern; bei manchen jüngern Dichtern haben Phantasie und Verstand wieder eine heilsame Allianz geschlossen, lieblich begrenzte Anschauungen, klare Bilder, Wahrheit der Empfindung treten hervor. Wenn wir die Anordnung, Ausführung

und besonders die Diction dieser bessern Lieder unserer dichtenden Jugend näher ins Auge fassen, so verbirgt sich uns das Vorbild nicht lange, dem sie zum Theil nachgeahmt, zum Theil nachgeschaffen sind. Freilich hat auch dieser Nachtritt seine Gefahren, besonders wo die Nachbildung sich auf die spätern, altdeutschen Romanzen unsers Dichters wirft, wo manirirte Nachäffung so widerlich und doch so leicht ist. Vor solchen Nachahmungen sollte man sich hüten, und bedenken, daß wo das unnachahmliche fehlt, das Gemüth unsers Dichters, das die Seele aller seiner Schöpfungen ist, die Nachbilder nur wesenlose Schemen bleiben. —

Doch wir kehren zu unsers Dichters Liedern und früheren Balladen [1]) zurück, um uns, nachdem wir uns an ihren Vorzügen geweidet, auch die Mängel nicht zu verbergen, die an manchen derselben sichtbar sind. Wie nämlich die Haupttugenden dieses Dichters aus dem Gemüth entspringen, so haben auch seine Fehler ihren Grund in den Beschränkungen des Gemüths. Sobald das Gemüth, d. h. das eingewurzelte Gefühl, sich von der Phantasie isolirt, so kann es keine leben-

---

1) „Balladen und Romanzen" ist die Ueberschrift, die Uhland selbst seinen sämmtlichen episch-lyrischen Gedichten gegeben hat. Aus der Anordnung der Sammlung erhellt, daß er unter jenen nichts anderes verstanden hat, als erzählende Lieder im Geiste nördlicher Nationalität, unter diesen eben solche, im Geiste südlicher Nationalität. Nun ist die dichterische Persönlichkeit Uhlands selbst mehr eine nordische; wir glauben daher seine früheren epischen Lieder, nicht blos die eigentlich altdeutschen, nach seinem Sinn, am richtigsten mit dem Namen: Balladen zu benennen.

digen Blüthen treiben, sich nicht zum Tageslicht empor arbeiten; es wird alsdann entweder verstummen, und die Empfindung, die es ans Licht fördern möchte, wird ein Embryon bleiben: oder es wird den Verstand, den Witz, den Scharfsinn zu Hülfe rufen, um das durch dieselben auszusprechen, was es vergebens gerungen hat, in ein Bild zu verwandeln: daraus entspringen dann dürre, kahle, witzelnde, spielende, preciöse Gedanken sowohl, als ganze Gedichte. Solche sind nicht häufig bei Uhland, aber sie kommen doch vor [1]), und wie sollten sie es nicht bei einem Talente, dessen vorherrschende Eigenschaft das Gemüth ist, dem ein überblickender und ordnender Verstand zu Gebote steht, bei dem aber auch die schaffende Phantasie nur eine sekundäre Kraft ist? Ist es doch in der Prosa des practischen und geselligen Lebens den ächten Gemüthsmenschen nicht immer möglich, sich so warm und laut als sie möchten, zu äußern, und müssen sie es sich nicht gefallen lassen, für stolz, kalt und spröde gehalten zu werden, wo sie innerlich glühen; erscheinen sie nicht zuweilen ungelenk, aus Mangel an Selbstdarstellungsgabe, während sie recht tief fühlen, was zu thun wäre? Wie sollte es nicht auch dem gemüthlichen Dichter mit seinen Liedern zuweilen so gehen? Namentlich leiden

---

1) „Das traurige Turnier." S. 269. „Jungfrau Sieglinde." S. 271. „Die Jagd von Winchester." S. 315. „Der Ring." S. 308. „Die Harfe." S. 256. „Der Leitstern." S. 257. — „Das Ständchen." S. 255. „Mönch und Schäfer." S. 29. „Seeliger Tod." S. 39. „Lob des Frühlings." S. 56.

an dem letztgenannten Fehler der Ungelenkigkeit mehrere von Uhlands Sonetten [1]), eine Form, die verführerisch für den Witz und Verstand, und schwierig für die Phantasie und das Gemüth ist. Doch sind auch unter dieser Gattung manche mit dem Gefühl verschwisterte, manche durch dasselbe erzeugte [2]). Kränkeln nun von diesen Gedichten und von den Liedern einige an einem Mangel an Phantasie, so sind die meisten seiner Sinngedichte [3]) noch ärmer, weil ihnen häufig auch der scharfe, treffende Witz abgeht, der überhaupt (ganz verschieden von dem Humor) selten oder nie mit Gemüthlichkeit verbunden ist, — und auf den sie bei unserem Dichter doch Anspruch zu machen scheinen. Sie sind es, die wir zum größern Theil, wenige ausgenommen, die mehr Epigramme im griechischen Sinne, Denksprüche oder kleine Gemälde bilden [4]), als etwas Fremdartiges, in dieser Sammlung nicht vermissen würden.

Ein anderer Fehler des Gemüths, wenn seine Empfindungen weniger von der Phantasie, als von der Leitung des

---

1) „An Petrarca.“ S. 138. „Die theure Stelle.“ S. 149. „Der Wald.“ S. 551. „Der Blumenstrauß.“ S. 152. „Entschuldigung.“ S. 153. „Vorschlag.“ S. 154.

2) Vermächtniß.“ S. 137. „In Varnhagens Stammbuch.“ S. 139. „Auf Gangloffs Tod.“ S. 141—143. „An den Unsichtbaren.“ S. 144. „Geisterleben.“ S. 147.

3) S. 125—134.

4) „Tells Platte.“ S. 127. „Die Ruinen.“ S. 16. „Märznacht“ und „Im Mai.“ S. 128. „Die Rosen.“ S. 129. „Auf den Tod eines Landgeistlichen.“ S. 133.

Verstandes verlassen, verworren und unzusammenhängend erscheinen, kann unsrem Dichter kaum Einmal in einem Liede, wo noch dazu das Einzelne voll Tiefe und Wahrheit ist, zum Vorwurfe gemacht werden [1]).

Ueberhaupt ist es ein großer, negativer Vorzug von Uhlands Gedichten, daß im Durchschnitt Verstand und Urtheilskraft an ihrer Bildung gerade soviel Antheil gehabt haben, als sie bei rechten Gedichten haben dürfen und sollen. Sie können auch hierin als Muster gelten, daß sie nirgends den Geschmack durch ein übertriebenes oder ein falsches Bild beleidigend aus der Vergleichung fallen, nie durch rhetorische Suada sich zu schiefen Gedanken verleiten lassen. Diese Eigenschaft gewinnt ihnen selbst die Liebe und Bewunderung von Männern, die, in der älteren Dichterschule gebildet, der romantischen, sofern sie in ihren Erzeugnissen den Verstand zu höhnen und zu verschmähen schien, höchst abhold sind. Wirklich habe ich einen Greis gekannt, dessen ästhetische Bildung in die Mitte des vorigen Jahrhunderts zurückreichte, und der in seinem hohen Alter noch mit innigem Vergnügen sich an jeder neuen Erscheinung der Uhlandischen Muse erfreute. Nur die baaren Verstandesmenschen, welche, selbst ohne Gefühl, auch die Sprache des Gefühls nicht verstehen, und doch gewöhnlich alles, mithin auch die Poesie, beurtheilen zu können meinen, sah ich über Uhlands und alle

---

1) „Harfnerlied." S. 12, wo besonders der letzte Vers nicht schließend ist, und die Fäden durchaus nicht entdeckt werden können, durch welche er mit dem vorhergehenden zusammenhängt.

ähnliche Gedichte darum den Stab brechen, weil sie, ohne rednerische Zuthat von Gegensätzen und Beiwörtern, ohne Aufwand von Philosophie, ohne handgreifliche Verstandesanlage — eben reine Poesie sind, und nichts weiter.

Was hier gerügt und gelobt ward, bezieht sich natürlich auch auf des Dichters Erzeugnisse im Allgemeinen, also ebensowohl auf die objectiven Lieder, Balladen und Romanzen, bei denen wir jetzt einen Augenblick verweilen müssen. Von den Liedern gehören einige aus der spätern Zeit hieher, die zum Theil voll kräftiger Anschauung sind [1]), helle Lebensbilder, zum Theil auch elegisch, aber nicht mehr von jenem idealen Kummer erzeugt, sondern von dem Schmerz des Mannes über Verkehrtheiten und Verkümmerungen der Zeit [2]), über verfehlte Lebenszwecke und mislungene Bestrebungen [3]). Auch in den Balladen und Romanzen kühlt sich allmählich das subjective Gefühl ab, das Gemüth kehrt sich mehr nach außen, es mischt sich in die Erscheinungen der Welt [4]) und blickt auf die Gefühle der Jugend mehr als auf etwas Verschwundenes zurück. Jene Welt, in der der Dichter jetzt lebt, ist eine Außenwelt, aber darum nicht die der

1) „Trinklied." S. 82. Die meisten „Wanderlieder." S. 69—74. „Zimmerspruch." S. 75. „Die drei Schlösser." S. 308.

2) „Ernst der Zeit." S. 91. „Aussicht." S. 93. „An die Mütter." S. 94. „An die Mädchen." S. 95. „Die neue Muse." S. 96.

3) „Klage." S. 66. „Rechtfertigung." S. 67.

4) Etwa von Seite 265 an.

Gegenwart; es ist die Welt der Vergangenheit, der Sage. Von hier an gründen sich nun auch die meisten Producte seiner Muse auf eigentliches Quellenstudium des deutschen und verwandten Alterthums; dadurch erhalten seine Gedichte ein historisches Costüme, die Phantasie, zum Theil durch gegebenen Stoff unterstützt, wird wirksamer und bildender, die Sprache, allmählig von jenem Stoff durchdrungen, und jenen Quellen beherrscht, wird altdeutscher als vorher, wohl auch zuweilen dadurch etwas maniriert; das Gefühl ist nicht mehr das des Dichters allein; es muß sich nach wirklichen Zeiten und Personen richten und gestalten.

Daß diese Vorliebe Uhlands für das Mittelalter eine unverdächtige, eine reine poetische ist, wird leicht glauben, wer auch nur das bisher Gesagte in des Dichters Werken bestätigt findet, noch leichter, wer seine Ansichten und Bestrebungen im bürgerlichen Leben kennt oder bedenkt. Von den letztern wird bei seinen vaterländischen Freiheitsliedern die Rede sein. Hier nur soviel, daß die Muse, die von Recht und Freiheit singt, und immer fern von den Palästen gewandelt ist, die für die Lichtung der Wälder und Abführung der Sümpfe arbeitet und zu Gottes reiner Sonne das Auge richtet, nicht an den Finsternissen einer Zeit Gefallen finden kann, sondern gewiß nur nach dem Lichte forscht, das auch sie enthalten haben wird; welche dieses mit reiner Dichterfreude entdeckt, und ihre Gefühle nie zur Parteisache machen kann, nie modernen Vorurtheilen, selbst wenn sie sich als Bekämpfer der alten Vorurtheile geltend

machen, aufopfern wird. So zeigt sich denn die Liebe unsres Dichters für die deutsche Vorzeit keineswegs als eine Vorliebe für die einseitige Herrschaft dieses oder jenes Standes, zu der er auf Kosten der übrigen gelangt ist; er erscheint nirgends als ein Lobpreiser patriarchalischer, milder Herrschaft, naturnothwendiger Standesunterschiede, der Feudalwohlthaten und Privilegien, nirgends als ein Prediger des heiligen Dunkels mystischer Ignoranz; er bringt seinen Freisinn und seine Klarheit auch zur Betrachtung und Nachbildung des Alterthums und seiner Gestalten mit. Das Licht, das er in der Tiefe und in der Finsterniß leuchten sieht, und dem er durch den Irrgang der Zeiten nachgeht — ist das ihm selbst verwandte urdeutsche, dichterische Gemüth, von dem die edleren Gestalten jener Zeiten um so heller beleuchtet sind, durch das sie um so stärker hervortreten, je dichter sonst das Dunkel um sie her ist, je weniger Strahlen die Aufklärung des Verstandes mit demselben vermischen und dadurch jene Tageshelle hervorbringen kann, die für das wirkliche Leben und seine nothwendige Prose so erwünscht, aus der aber der Poesie erlaubt sein muß, sich zuweilen in die Kühle und das Halbdunkel anderer Zeiten zu versetzen. Wo nun der Dichter von jenem Gemüthslicht Könige, Ritter, Gottesdiener, Frauen beleuchtet sieht, die zaubert er aus den Nischen des Alterthums vor unsre Augen und stellt sie im Tempel seiner Poesie auf, und darum verherrlicht er auch in seinem Mährchen [1]) voll Farbenglut

1) „Mährchen.“ S. 395.

jene altdeutsche Lebenspoesie, die Periode, in der sie erneut worden und den Sieg über die Stubenpoesie davon getragen, endlich den Dichterkönig und Helden, der die verzauberte wieder belebt, und dem der rechtmäßige Thron jetzt von eben denselben streitig gemacht wird, die durch sein Geschenk hauptsächlich Licht, Leben und Freiheit in der Poesie genießen.

Das altdeutsche Gemüth ist mit dem Gemüth unsres Dichters verwandt, daher wird ihm dessen Darstellung auch so leicht; nicht weniger findet er sich selbst und seine Neigungen wieder in jenem Natursinn und Naturleben des Mittelalters; und so bildet fast immer die Natur[1]) den blühenden Hintergrund seiner Sagengemälde. Welches Gedicht kann eine lieblichere Verschmelzung von Natur- und Lebensbildern aufweisen, als: „der junge König und die Schäferin"? Wo ist Frühling, Jugendwonne, Greisenspätling, Hirten- und Königsleben in glühenderem, blühenderem Farbenwechsel verbunden, und bringt harmonischere Wirkung hervor.

Und wieder darf man, unbeschadet der Gesammtwirkung, diesem und ähnlichen Gedichten näher treten, und sich alles Einzelne genau beschauen; man wird in den kleinsten Thei-

---

1) „Der junge König und die Schäferin." S. 238—246. „Der Rosengarten." S. 232. „Diese Naturbilder treiben ihn auch zu modernen oder selbstgeschaffenen Stoffen, die sein Gemüth behandelnswerth findet: die Mähderinn S. 253. „Das Schifflein." S. 260.

len dieselbe Uebereinstimmung und Vollendung wahrnehmen; wie die Betrachtung bei den Bildern unsrer altdeutschen Malerschule, wenn sie sich an der Herrlichkeit des Ganzen gelabt, mit nicht geringerem Genuß bis ins Einzelne geht und der Wahrheit und Reinheit jedes Pinselstriches bewundernd folgt.

Ja, gerade in der Darstellungsgabe des Einzelnen zeigt sich die Phantasie unsres Dichters in diesen objektiveren Erzeugnissen als eine recht klar anschauende und doch wieder das Ganze in allen seinen Theilen überschauende, und da sie sich die höhere Schöpfungsgabe, der das Gemüth eher folgt als vorausgeht, jene Zeugungskraft, welche Scene, Begebenheit, Gestalten und Bilder, alles aus sich selbst hervorbringt, nicht einmal anmaßt, so ist es ihr willkommen, den großartigen Stoff, den sie selbst zu schaffen sich getraut, in Masse schon vorzufinden und ihn nur in jene schöne Mannigfaltigkeit einzelner Anschauungen und Bilder aufzulösen, die Verstand und Gemüth ordnet und beseelt.

Ich habe oben gesagt, daß Uhland seinen Freisinn und seine klaren und unbefangenen Lebensansichten auch zur Wahl und Gestaltung des altdeutschen Stoffes mitbringe. Dieß erhellt besonders daraus, daß der Dichter nichts mehr liebt, als alles auf ächt menschliche Verhältnisse zurückzuführen. Seine Könige, seine Ritter, seine Frauen sind groß und liebenswürdig, weil sie rein menschlich sind. Weil er tapfer ist, ist der Ritter herrlich und hochgeboren, er muß nicht tapfer sein, weil er hochgeboren

ist [1]). Der tapfre und edelgeschaffne Knecht muß Ritter werden [2]), nur den feigen Knecht zwingt der Ritterharnisch ins Grab [3]). Weil er weise und gut ist, herrscht der König [4]) nicht, weil er herrscht, ist er vortrefflich. Des Goldschmids Töchterlein [5]) schmückt der adelige Ritter mit dem Brautschmuck, den ihm ihr Vater gefertigt hat, weil sie die schöne, die reine, die liebenswerthe ist. Der junge König liebt und freit die Schäferin, und erfährt jetzt erst mit Erstaunen, daß sie eine Königin war [6]). Der Königssohn [7]) entäußert sich seiner Macht, seiner Rechte, der Zeichen seines Rangs und seiner Geburt, er erringt sich alles: Königskleid, Krone, Ansehen, Braut; er holt sich alles erst aus dem Rachen zürnender Elemente, im Kampf mit wilden Thieren und feindseeligem Zauber. Da beugt sich der blinde Sänger, dem von solchem Glanz der Augen Hülle gesprungen ist, willig vor ihm, und singt sein Schwanenlied. Man wende nicht ein, daß diese Behandlungsweise jedesmal schon durch den Stoff möge gegeben worden sein: eine solche Uebereinstimmung verschiedener Sagen nicht in der Materie und in einzelnen Zügen, sondern in der sittlichen Tendenz des Gan-

1) „Das Schwerdt." S. 338. „Siegfrieds Schwerdt." S. 339. „Klein Roland." S. 341. „Roland Schildträger." S. 347.

2) Taillefer." S. 358.

3) „Die Rache." S. 337.

4) „König Carls Meerfahrt." S. 355.

5) „Des Goldschmids Töchterlein." S. 249.

6) „Der junge König und die Schäferin." S. 238.

7) „Der Königssohn." S. 382—388.

zen ist schon an sich nicht wahrscheinlich; aber noch offenbarer wird es, daß jene Ansicht ganz dem Dichter angehört, wenn wir uns erinnern, daß er einen allerneuesten, keineswegs also gegebenen Stoff gerade nach denselben Grundsätzen behandelt, wie den mythischen seines Königssohnes. Eine Fürstin, unsre Zeitgenossin, ist aus dem Kreise der Lebendigen unerwartet geschieden. Es drängt den Dichter, ihrem Verdienst ein Todtenopfer darzubringen: aber was thut er vor allen Dingen? Er stellt die Abgeschiedene vor den Richterstuhl der Geschichte und Gottes, er entkleidet sich von den Zeichen der irdischen Würde, er zieht sie auf die Kniee nieder vor dem durchdringenden Blicke desjenigen, der kein Ansehen der Person kennt: dann erst läßt er sie in der Glorie ihrer ungeliehenen Größe und Tugend erscheinen und den Lohn des Himmels empfangen [1]).

Am wenigsten Gemüthseigenthum des Dichters und am meisten Folge geistreichen Studiums und der Aneignung fremder Nationalität und Gefühlsweise sind die in altfranzösischer und altspanischer Form verfaßten, eigentlichen Romanzen [2]). Zwar sind auch sie vom Gemüthe des Sängers durchglüht, aber auch wieder von einer mehr witzigen als schaffenden Phantasie abgekältet. Doch dringt manchmal der deutsche Geist ganz durch und lodert aus Asche und Trümmern in dunklen Flammen traurigschön em-

1) Katharina." S. 164.

2) „Der Sieger." S. 237. „Der nächtliche Ritter." S. 273. „Stt. Georgs Ritter." S. 278—281. „Liebesklagen." S. 300—303.

por[1]). In den köstlichen Romanzen endlich, Sängerliebe betitelt[2]), ist nur die Form südlich; die ganze Lebensansicht des Dichters, der Glaube, daß Entsagung auf Erden des Sängers Loos und selbst sein Heil sei, drängt sich wieder in diesen Gedichten zusammen.

Die höchst glückliche Parodie eines ähnlichen Gedankens in seiner Ballade vom guten Jungen Unstern[3]) führt uns auf eine noch nicht besprochene Eigenschaft des Dichters, die sich in dieser zweiten männlichen Periode seiner Poesie entwickelt hat, nämlich auf seinen Humor.

Die ächte Gemüthspoesie schließt den Humor gar nicht aus. Gerade der wahrhaft lyrische Geist genießt die Welt so, als genöße er sie nicht, das heißt, er täuscht sich keineswegs über den Schein und das Nichtige in derselben; aber dieser Gedanke stört seinen Genuß nicht, und erzeugt in ihm keinen schwerfälligen Gram, weil er das ewige Jenseits ahnt, dessen er sich gerade durch den Gegensatz mit der irdischen Welt bewußt wird. Dieses Bewußtsein ist die Grundlage des lyrischen Humors oder der Laune. Der launige Dichter erscheint in derselben Minute lachend und lächerlich zugleich, sagt Jean Paul treffend in seiner Vorschule. Dieß paßt vollkommen auf Ludwig Uhlands humoristische Gedichte, in welchen in Beziehung auf den Dichter die Selbstverlachung, und über alle Andere ein schalkhaftes Lachen voll Guther-

1) „Der kastilische Ritter.“ S. 275.
2) S. 287—299.
3) „Unstern.“ S. 430.

zigkeit herrscht. Im Unstern scheint der Dichter sein eignes, äußres Leben zur Zielscheibe seiner Laune gemacht zu haben, und auch sonst noch mäßigt er, nach des alten Dichters Vorschrift, das Herbe mancher Erfahrung, mit einem langmüthigen Lächeln [1]). Ein besonderer Gegenstand seines Humors sind auch alle halbthierischen Geschäfte des Lebens, die der Mensch mit behaglicher Wichtigkeit zu treiben pflegt, mag der Dichter selbst daran Theil nehmen, oder Andern dabei zuschauen [2]); und nie schmunzelt er schalkhafter, als wenn eine solche Expedition des alten Adams mißlingt [3]). Auch die Liebe, die früher ganz ernst und gemüthlich bei ihm war, selten naiv [4]), wird später von diesem Humor nicht verschont, der besonders gern und glücklich als parodirende Satire auftritt [5]), wo ihn auch die spanische Romanzenform und die Glosse trefflich kleidet.

Mit Humor vermischt steigen auch, ein einziges ernster

---

1) „Schicksal." S. 134. „Abreise." S. 73. „Auf einen verhungerten Dichter." S. 61.

2) „Metzelsuppenlied." S. 79. „Trinklied." S. 81. „Das Gastmahl des frommen Ritters Edmund im Fortunat." S. 499 f. 453.

3) „Von den sieben Zechbrüdern." S. 325.

4) „Entschluß." S. 36. „Lauf der Welt." S. 37. „Die Zufriednen." S. 42.

5) „Theelied." S. 77. „Bauernregel." S. 48. „Hans und Grete." S. 49. — „Die Bekehrung zum Sonett." S. 155. „An die Bundschmecker." S. 157. Glossen. S. 164—171. Die Romanzen „vom kleinen Däumling" und „vom Rezensenten." S. 282. 283. „Frühlingslied des Rezensenten." S. 56.

Bedeutung volles [1]) ausgenommen, die Phantasiebilder aus dem Elfen- und Feenreiche auf, die nie blos phantastisch gehalten sind [2]). So mischt sich auch in die Schauer oder die heitre Lieblichkeit der eigentlichen Volkssagen, die der Dichter behandelt, die Laune [3]), ohne dem Gemüth und der Phantasie Eintrag zu thun; besonders aber nimmt, in Eberhard dem Rauschebart, bei dem der Geschichte viel eingeräumt ist, und wo der Dichter durch Treue des Costümes und Ausmalung des Einzelnen an die Ausführlichkeit des Epos streift, jener Humor der Behandlung des historischen Stoffes alles Schwerfällige, und diese Erzählung im Nibelungenversmaas ist unter die musterhaftesten der Sammlung zu rechnen [4]).

Zur größten Objectivität endlich hat sich des Dichters Humor im Fortunat, einem epischen Fragment in Octavreimen, erhoben; das eine harmlose Verspottnng der modernen Schicksalstheorie beabsichtigt, übrigens, neben der höchsten poetischen Freiheit, mit bewundernswürdiger Treue und Genauigkeit dem Faden des alten Volksbuches folgt.

Hier ist ein ungehemmterer Flug der Phantasie, als sonst im ganzen Buche, hier die größte Reim- und Sprach-

1) „Harald.“ S. 317.

2) „Die Elfen.“ S. 320, und im „Mährchen.“ S. 395.

3) „Junker Rechberger.“ S. 329. „Graf Eberstein.“ S. 333. „Schwäbische Kunde.“ S. 335. „Der Schenk von Limburg.“ S. 377.

4) S. 364—376.

kunst, hier herrscht vollendete Charakterschilderung [1]). Und welche komische Kraft im Kummer Fortunats [2]), im schlechten Witz des Hofnarren [3]), im Selbstgespräch Fortunens [4]), im Spott des Dichters über sich selbst [5]), in der Parodie des Turniers [6]), der Verschwörung in der Schenke [7]), der Betrachtung über April und Februar [8]), welche Kunstvollendung endlich in den Gleichnissen, denen der enthaltsame Dichter nirgends in seinen Balladen und Romanzen, sondern nur hier eine Stelle gegönnt hat [9]).

Auch die Laune Uhlands hat unter unsern jüngern Dichtern bald mehr, bald weniger glückliche Nacheiferer gefunden: wo der Same auf ein verwandtes Naturell fiel, ist er glücklich aufgegangen; aber wo mehr Witz als Gemüth die Unterlage bildete, ist sie zum künstlichen oft hohlen Lachen, zuweilen gar zum Grinsen des Hohnes geworden, während sie bei ihm gerade durch ihre Harmlosigkeit und

---

1) Des Kaufmanns. S. 445. Des Betrügers ebendas. und 451. Des verschuldeten Lords. S. 446. Des Ritters Edmund. S. 449.

2) S. 427.

3) S. 429.

4) S. 430.

5) S. 431.

6) S. 432—434.

7) S. 437—444.

8) S. 444.

9) S. 449. „Geziemt es u. s. w.“ und S. 450. „So wie ein Faun u. s. w.“

ihre mehr schöpferische als vernichtende Kraft, immer so liebenswürdig und bedeutungsvoll bleibt.

Wir haben jetzt die ganze lyrische Gemüthsentwicklung unsers Dichters durchgegangen, und es ist nur Eine Seite von uns unberührt geblieben; nämlich seine patriotischen Bestrebungen, so weit sie in Poesie ausgesprochen worden sind. Da jedoch seine vaterländischen Gedichte eine von allen andern durch ihre Realität wesentlich verschiedene Grundlage haben und ohne daß das bürgerliche Leben des Dichters berührt wird, kaum beurtheilt werden können, so erlaube man mir, was darüber gesagt werden muß, in die kurze biographische Notiz zu verweben, die diesem Aufsatze doch nicht ganz fehlen darf.

Ludwig Uhland ist zu Tübingen, wo sein Großvater, ein rühmlichst bekannter Theologe seiner Zeit, als Professor und Superattendent des theol. Seminars im J. 1804 in hohem Alter gestorben ist, und sein Vater als vieljähriger verdienter Secretarius der Universität lebt, den 26ten April 1787 [1]) geboren. In der gelehrten Schule seiner Vaterstadt

1) „Fortunat.“ S. 444.
Der Schauplatz unsres Stückes ist zu London
Die Zeit — ich dächte wohl im Februar?
Denn welcher rühmet sich von allen Monden,
Daß er dem Trauerspiele günst'ger war?
Doch meine Göttin schüttelt ihre blonden
Stirnlocken, fürder deutet sie in's Jahr:
Den wechselnden April hat sie erkoren,
Ihr Dichter selbst ist im April geboren.

erhielt er eine classische Bildung, so daß er schon im J. 1802 auf der Universität inscribiren und als 15jähriger Jüngling die vorbereitenden Collegien hören konnte, die ihn ins Studium der Rechtswissenschaft einführen sollten, das er im J. 1805, nicht gerade nach seines Herzens Drang [1]) zu betreiben anfing. Die ersten seiner bekannt gewordenen Gedichte fallen in das Jahr 1804, ja gerade mehrere der tiefsten und vollkommen reifen Lieder und Balladen gehören dem 17jährigen Jüngling an. Im Jahr 1808 hatte er sein Rechtsstudium vollendet, und ward unter die Zahl der Königl. Advokaten aufgenommen, schrieb und vertheidigte im Febr. 1810 eine juridische Dissertation, in Folge deren er die Würde eines Doctors beider Rechte erhielt. Im Frühling dieses Jahres unternahm er sodann eine litterarische Reise nach Paris, die seiner Lieblingsneigung sehr förderlich ward, indem er in jener Hauptstadt die dort in der damals kaiserl. Bibliothek befindlichen poetischen Schätze des Mittelalters musterte und benützte, eine Beschäftigung, von der nicht nur seiner Gedichtesammlung in den Uebersetzungen altfranzösischer Gedichte höchst schätzbare Proben einverleibt sind, sondern die ihre späten aber schönsten Früchte erst in seiner Darstellung der german. Poesie des 13ten Jahrhunderts tragen wird, einem Werk, an dem er nun schon ins sechste Jahr arbeitet. — Im Frühjahr 1811 zurückgekommen, advocirte Uhland erst in Tübingen und seit dem Spätjahr 1812 in Stuttgart, wo er

1) „Die neue Muse.“ S. 96.

auch eine kurze Zeit auf dem Bureau des Justizministeriums arbeitete. Als Dichter war er schon in Leo von Seckendorfs Musenalmanachen (1806 und 1807) aufgetreten; im J. 1811 gab er in Verbindung mit Justinus Kerner und andern gleichzeitigen und jüngeren Freunden und Dichtern den poet. Almanach auf 1812 (Heidelberg Braun) und im J. 1813 mit eben diesen den deutschen Dichterwald (Tüb. Osiander) heraus, welche beide den größten Theil seiner damals fertigen Lieder und Sagen enthielten. Erst im J. 1814 erschien zur Herbstmesse bei Cotta eine vollständige Sammlung seiner Gedichte, die im J. 1820 neu aufgelegt ward, bedeutend vermehrt theils durch den im J. 1818 entstandenen Fortunat, theils durch die erwähnten patriotischen Gedichte [1]).

Denn als im Jahr 1815 der verewigte König Friedrich von Württemberg die Stände zusammenberief, um das verfassungslos gewordene Land mit einer neuen Constitution zu beschenken und der Kampf um des Stammlandes alte Rechte seinen Anfang nahm, ein Kampf, der nicht nur in seiner Quelle lauter war, sondern auch von den kühnsten Streitern mit Würde, Aufopferung und selbst persönlicher Gefahr gekämpft ward; da fühlte sich auch der edle Sänger berufen, das begeisternde Wort, als die Waffe, die ihm für die Freiheit verliehen war, schallen zu lassen, und kein Erinnerungsfest an die alte, gute Zeit ward gefeiert, kein entscheidender Tag nahte für die Versammlung der Abgeordneten des Lan-

---

1) S. 99—121.

des, dem der Dichter nicht einen Klang seines Saitenspiels gewidmet hätte. Die fliegenden Blätter, die er damals in die vaterländische Welt hinausstreute, und die jetzt in der zweiten Ausgabe seiner Gedichte gesammelt sind, wurden von Freunden der Sache mit Begeisterung aufgenommen und selbst von edlen Gegnern bewundert, und man kann ohne Uebertreibung sagen, daß die Poesie damals keine kraftlose Bundesgenossin der gesetzlichen Freiheit war. Selbst als Interesse und Leidenschaft die gute Sache zuweilen trübten, blieb sie in des Sängers Herzen, der nicht aufhörte, sie mit persönlichen Opfern zu vertheidigen, rein und lauter, und manches Moment des Streites steigerte die Kampflust und das innere Kraftgefühl des Sängers. Die Glorie des Alterthums, die häufig das Unrecht umstrahlt, glänzte hier auf der Seite der Freiheit, sie beschien die neuen Talente, die sich in ihrem Glanz entfalteten, und der Dichter erkannte in ihr das poetische Element, in dem er bisher gelebt hatte. Auf der Gegner Seite trat ein Streiter auf, der das Gute auf seine Weise wollte, für seine Idee nicht minder begeistert war, und den Sänger, auch gekränkt, noch hochschätzte; bald betrat ein Fürst, ein Held, schon lange die Hoffnung des Volkes, den Schauplatz: lauter Beweggründe für den vaterländischen Sänger, seine Stimme dringender, zuversichtlicher hören zu lassen. Mögen immer einige dieser Lieder einen Theil ihrer Wirkung von der Zeit, auf die sie zunächst berechnet waren, entlehnt haben und kein ganz selbstständiges Leben in sich tragen: die bessern derselben geben gewiß an Innigkeit und Lebendigkeit

der Gefühle, Würde der Gedanken, Farbenglut und treffenden Bildern den schönsten seiner übrigen Lieder nichts nach, während ihnen der Gegenstand einen eigenen ich möchte sagen altclassischen Anstrich und Reiz verleiht.

Die Hoffnungen des Dichters blieben nicht unerfüllt. Durch freien Entschluß königlicher Hochherzigkeit wurden die Abgeordneten des Landes aufs Neue versammelt, über Recht und Vertrag zu tagen. Die Verfassung kam zu Stande: und jetzt war der Muse des Dichters die Freude gegönnt, die öffentliche Verkünderin des Dankes zu sein[1]), der vom Volke zum Throne emporstieg, und gewiß hat nie ein Fürst ein ungeheuchelteres Lob aus eines freiern Mannes Mund vernommen.

Seit diesem Zeitpunkt ist Uhlands litterarische Thätigkeit häufig durch die Erfüllung vaterländischer Pflichten unterbrochen worden, da er seitdem nicht nur als Mitglied der Ständeversammlung, sondern auch durch die Wahl derselben als Beisitzer des größern Ausschusses in Thätigkeit ist; zwei Trauerspiele sind seit der ersten Erscheinung seiner Liedersammlung von ihm erschienen, deren Beurtheilung der Verfasser dieses Aufsatzes nicht unternimmt; aber seit sechs Jahren hat seine Muse fast ganz geschwiegen, und sein forschender Geist sich in die Denkmale der altdeutschen Poesie versenkt. Als ein Vorbote seiner Studien in diesem Fach ist seine Monographie über Walther von der Vogelweide anzusehen.

---

1) Prolog zum Herzog Ernst auf der Bühne gesprochen den 29. Okt. 1819. — S. 463.

Unter den Kritikern haben nur drei: Müllner, Franz Horn und Willibald Alexis den Dichter eines aufmerksamen Blickes gewürdiget. Unterdessen hat sich die zweite Auflage seiner Gedichte binnen wenig Jahren vergriffen, so daß eine dritte nothwendig wird.

Die äußern Verhältnisse des Dichters, früher durch eigene Wahl wechselvoll, sind jetzt heiter und glücklich. Er hat unter den Kämpfen für das Vaterland, würdig belohnt, das schönste Glück der Liebe und des häuslichen Lebens begründet.

Mit dieser Zugabe über des Mannes öffentliche Stellung schließe ich die Charakteristik des Dichters; möchte es ihr gelungen sein, das, dessen Ahnung der Sänger selber demjenigen zutraut, der stillem Deuten sich in seinen Liedern nachzugehen die Mühe nimmt, den Leser ahnen zu lassen: — das ganze Gemüth des Dichters, als Einheit im Zerstreuten.

2.

Meine Sammlung.

Morgenblatt 1828, Nr. 229—235.

Liebhabereien sind Jedermann erlaubt, und doch läuft bei Jedem ein wenig Narrheit mit unter. Aber sie stört nicht; vielmehr bemächtigt sie sich unvermerkt selbst des Gleichgültigsten, den der Begeisterte herbeigerufen hat, um ihm irgend eine seiner seltenen Kleinigkeiten vorzuweisen und mit der Beredsamkeit eines lustberauschten Herzens zu erklären. Wer wird am Ende nicht zur Mitempfindung hingerissen, wenn sein Freund, der Pflanzensammler, ein neues, seltenes Kraut unter Liebkosungen in sein Herbarium legt, wie der Vater einen Erstgebornen in die Wiege trägt? Wessen Blick heftet sich nicht zuletzt mit steigendem Interesse auf die Münze, auf der das leuchtende Auge des Freundes ruht, indeß sein Mund gegen euch rühmt, daß nur sechs Exemplare derselben sich in den Münzsammlungen Europas befinden und sein Finger euch das Bild eines Wallenstein oder Iturbide oder Bolivar auf dem Revers zeigt, oder den Riß durch den Hals des Usurpators Cromwell, dieses seltsame Spiel des Zufalls, in welchem fanatische Vertheidiger der Legitimität ein Gottesurtheil sehen? Und wenn jener Brunnenkönig in dem kleinen

Winkelbade uns auf einen Sandweg führt, der sich durch ein schmales Tannenwäldchen neuangelegt emporschlängelt, wenn er sich mit Wohlgefallen auf die steinerne Bank wirft, die sein Rath an die Stelle gesezt hat, welche einen Durchblick in das öde Wiesenthal gestattet, uns zu sich niederzieht und versichert, daß die böhmischen Bäder nichts Herrlicheres aufzuweisen haben — theilt sich uns nach dem ersten Lächeln nicht bald etwas von der Anhänglichkeit des guten Mannes an die Gegend mit, die er vielleicht in den dreißigsten Sommer bewandelt?

So möchte es auch mir zu verzeihen sein, wenn ich meine Freunde, die Leser, mit meiner Liebhaberei zu unterhalten die Kühnheit habe, zumal da sie nicht zu den alltäglichen gehört, und die Exemplare, die ich ihnen aus einer sehr kleinen Sammlung vorzuzeigen und zu erläutern gedenke, immer seltener werden.

Diese Liebhaberei ist keine andere, als die Freude an den noch lebenden Zeugen einer Zeit, die für uns schon zur Vorzeit geworden ist, an *steinalten Leuten*, die noch bei Sinnen sind und etwas zu erzählen wissen. Rückwärts setzt begreiflich meine Sammlung den Aufnahmsfähigen keine Gränzen, und könnte ich ein wohlerhaltenes Exemplar des *siebzehnten Jahrhunderts*, das mit vollen Sinnen nicht nur drei Menschenalter, sondern drei Sekula gesehen, irgendwo entdecken: ich glaube, ich würde eine Ferienreise von hundert Meilen nicht scheuen. Leider aber erfährt man aus öffentlichen Blättern das Vorhandensein eines solchen

Kleinods erst mit seinem Aufhören. Vorwärts dagegen habe ich als vorläufige Gränze das Jahr 1749 inklusive ausgesteckt, so daß unser großer Goethe, und wer sonst noch vom Erdbeben von Lissabon als Ohrenzeuge zu erzählen weiß, in allweg noch einen Platz in meiner Sammlung finden kann; die Produkte der fünfziger Jahrgänge hingegen habe ich selbst noch in meinen Knabenjahren als rüstige Vierziger herumschreiten sehen und kann mich bis jezt noch nicht an ihr Greisenalter gewöhnen; später wird freilich allmählig die Schranke vorgerückt werden müssen, und wenn es gar (was ich keineswegs hoffe) von der gütigen Vorsehung mir selbst vorbehalten sein sollte, den Urenkeln im Jahr 1882 als neunzigjähriger Greis vom Durchmarsche der französischen Republikaner durch meine Vaterstadt im Jahr 1796, und von dem Scharmützel, dessen ich mich aus meinem fünften Lebensjahre noch erinnere, als Augenzeuge zu erzählen, so müßte ich wohl das nagelneue Jahr 1792 als Gränzjahr und mich jungen Mann selbst als ein nicht verächtliches Exemplar meiner Sammlung gelten lassen.

Ich halte mich so ziemlich für den Ersten, der diese Liebhaberei praktisch und systematisch treibt, obgleich ich dem unsterblichen Jean Paul ein eminentes Talent für die Theorie derselben nicht absprechen kann; da er uns in dem hundertfünf-und-zwanzigjährigen Fibel ein leider nur fingirtes Exemplar so unvergleichlich beschreibt.

Meine Leser dürfen nicht befürchten, daß ich sie mit den noch ziemlich häufig vorkommenden Originalen des fünften

Jahrzehends (von 1740 bis 1749) behelligen werde; ich überlasse ihnen gerne die kleine Mühe, diese noch selbst aus der Gesellschaft herauszufinden. Selbst das Ganze, schon weit schätzbarere, vierte Jahrzehend (1730 bis 1739) obwohl ich einige unvergleichliche Raritäten desselben noch bis dato in meinem Inventarium führe, lasse ich bei Seite, und rücke, wie ein ächter Sammler, sogleich mit meinen größten Kleinodien, mit den Seltenheiten der zwanziger Jahre hervor, mit deren vieren ich Staat machen zu dürfen glaube.

Ich würde bei diesen Individuen (denn einmal muß ich doch die Sprache der Vergleichung, die ohnedieß hier in die Länge herzlos wird, fahren lassen) — ich würde, will ich sagen, nicht von ihrem Stande sprechen, wenn dieser nicht für den Forscher nach lebendigen Erzählungen aus alten Tagen höchst wichtig wäre. Leute aus niedrigem Stande erzählen unbefangener und treuer, haben aber weniger gesehen, und täuschen sich beim besten Willen sehr oft über Personen, Sachen und Jahrszahlen; Vornehmere wissen viel, erzählen viel, aber ihre Bildung verführt sie zu vergrößernden Zuthaten und Ausschmückungen aller Art.

Von meinen vier Erzgreisen nun gehören zwei der untern Volksklasse an, ein Fleischer und ein Oelmüller; Einer, ein General, den höchsten Kreisen der Gesellschaft; der vierte, ein Invalide von Unteroffiziersrang, schien, nach den gefälligen Formen seines Betragens zu urtheilen, auf einer etwas höhern Bildungsstufe zu stehen, als die beiden ersten. Ich will alle vier in der Ordnung aufführen, wie ich sie

kennen gelernt habe; und diese Ordnung ist zufälligerweise auch diejenige ihres Lebensalters in aufsteigender Linie. So erscheine denn der Jüngste zuerst vor dem geneigten Leser.

Ich erinnere mich aus dem ersten Jahre des laufenden Jahrhunderts, daß wir Knaben oft einem damals schon alten Manne, einem Fleischer seines Handwerks, begegneten, der in der Stadt unter dem Namen des lateinischen Metzgers bekannt war, weil er, in jener Zeit eine große Seltenheit an einem ehrbaren Handwerker, Lateinisch verstand und sprach. Wenn wir Kinder, die wir eben zur Mittagsstunde aus der Schule kamen, dem alten Ehrenmanne begegneten, wie er ein Kalb oder einen Ochsen vor sich hertrieb, so wolten wir uns auch nicht schlecht finden lassen und schrieen ihm als angehende Lateiner ein muthwilliges Carnifex! entgegen, was wir zwar etymologisch durch: Fleischmacher erklärt wissen wollten, der Fleischer aber mit den Wörterbüchern in einen Scharfrichter oder Schinder umdeutete, und uns sodann mit väterlicher Milde ein lateinisches, ambulirendes Kollegium über Grammatik las, dem er jedoch, wenn unser Zuruf nicht nachließ, einige verständliche und kurze deutsche Redensarten folgen ließ, die uns wie ein Donnerwetter auseinander stäubten.

Zwanzig Jahre später, im Februar des Jahrs 1821, erfuhr ich durch Zufall, dieser Mann, der am Schlusse des vorigen Jahrhunderts in seinem drei=und=siebzigsten Jahr stand, denn er war, wie ich später von ihm selbst erfuhr,

im Oktober des Jahrs 1728 geboren, lebe noch in seinem drei-und-neunzigsten. Zwar mißriethen mir seine Bekannte einen Besuch, denn der Alte sei wenig bei sich und fasele nur noch lateinisch; ich aber, der ich seit wenigen Jahren meine Greisensammlung im Kopf anzulegen begonnen, und dem ein solches Alter noch nicht vorgekommen war, machte mich sogleich auf den Weg und eilte aus dem Suburbanum das ich bewohne, in die innere Stadt, wo in einem der engsten Gäßchen der Greis mit ein Paar Töchtern in einem der schmalen hohen Lehmhäuser zusammenwohnte, das noch sein Eigenthum war.

Mit Herzklopfen trat ich durch die niedrige Thüre in ein Zimmer, dessen Charakter reinliche Armuth war. Zwei ältliche Frauen, die eine verheirathet, die andere Wittwe, Töchter meines Neunzigers, schienen auf meinen Besuch vorbereitet, und empfingen mich mit dem ceremoniösen Anstande von Bürgersfrauen früherer Zeit. Meine Blicke suchten eine Zeitlang vergebens meinen Schatz, als ich endlich in einem Winkel hinter dem wohlgeheizten Ofen eine stattliche, keineswegs abgemagerte Gestalt, die, wenn sie sich aufgerichtet, die Statur eines ansehnlichen Mannes gezeigt hätte, gewahr wurde; das längliche, nicht eingefallene, aber runzelvolle Gesicht schien von gelblichtem Leder, die runden Krater der gänzlich ausgeglühten Augen standen weit offen; der ganze Kopf sah einer Homerusbüste nicht unähnlich. Da der Alte ganz erblindet war, so wußte er von meiner Gegenwart noch nichts, und sicher lag er im wachen Schlummer

der Bewußtlosigkeit und sah aus, als ob er den ganzen Tag noch kein Wort gesprochen, ja noch keinen Gedanken gedacht hätte. Auch waren alle Versuche seiner Töchter, ihm meine Ankunft begreiflich zu machen, vergebens; aber einige lateinische Worte aus meinem Munde wirkten auf ihn wie ein elektrischer Schlag und erweckten ihn zum vollen Bewußtsein. Rasch und in wohlzusammenhängenden Worten erwiderte er in leidlichem Küchenlatein meinen Gruß mit einer bis zum tiefsten Basse gebrochenen Stimme, dann wandte er sich zu den über sein helles Erwachen ganz erstaunten Töchtern und rief erfreut: „Was habt ihr mir da für einen Lateiner geschickt?“

Bald hatte sich ein regelmäßiges Gespräch zwischen uns beiden entsponnen, in welchem ich ohne Mühe die nöthigen Personalien aus ihm herauslockte. Ich erfuhr von ihm, daß sein Vater und Großvater „Hofmetzger“ gewesen, daß er in Folge dieser Würde eine anständige Erziehung genossen, und mit den adeligsten jungen Herrn in unserm Gymnasium um die Jahre 1736—1742 bis in sein vierzehntes Jahr an Einem Tische gesessen. Mit Rührung erinnerte er sich an diese seine herablassenden Gespielen, und rief einmal über das andere: utinam viverent! (Ach, daß sie noch lebten!) Mit warmem Danke sprach er von seinem treuen Lehrer, dem damaligen Präceptor Dreher, den er ganz richtig als einen Sechziger bezeichnete [1]). Wiederholt äußerte er seinen

1) Joh. Ferd. Dreher, geb. ums Jahr 1684, ward Magister

Schmerz, daß ihm, dem armen Fleischersknaben, sein Herzenswunsch, studiren zu dürfen, nicht erfüllt worden sei. Ich selbst konnte nicht umhin, dieß in der Stille zu bedauern, denn ein Mann, der bis in sein dreiundneunzigstes Lebensjahr den 17ten Paragraphen unserer noch immer gültigen Gymnasialstatuten vom Jahr 1685 [2]) gewissenhaft beobachtet und, die unabweislichen Ausnahmen, die Gewerb- und Hauswesen heischten, abgerechnet, immer lateinisch geredet hatte, verschloß in sich gewiß ein Talent znm Gelehrten, das in dem Fleischer brach lag.

Um den Alten zu stärken und zu weitern bedeutendern Revelationen zu bringen, zog ich eine Flasche 1811er, die ich für ihn zu mir gesteckt, aus der Tasche; die Töchter brachten einen Teller und zwei Gläser, und wir stießen munter an; ein Paar Tropfen des alten Weines begeisterten den Greis so sehr, daß er eine wahre lateinische Hymne auf zwei noch viel ältere Jahrgänge, auf seinen Jugendgenossen, den 1744er, und den Freund seines Mannesalters, den 1766er, anstimmte, und, über seine eigene Weinarmuth mit

---

der Philosophie im Jahr 1704, Präceptor zu Böblingen 1712, am Gymnasium zu Stuttgart 1717, Titulaturprofessor und Bibliothekar 1750.

2) »Vella semper latine loqui, et quidem de rebus honestis.« (Immer lateinisch reden und zwar von ehrbaren Dingen.) Die sonst sehr vernünftigen Statuten werden mit Auslassung dieses Paragraphen den Schülern noch alle Semester bei Eröffnung der Lectionen in feierlicher Versammlung vorgelesen.

stoischer Ruhe spottend, als Improvisator in die Verse ausbrach:

Bei mir liegt er nicht im Keller,
Bei mir bringt man ihn auf dem Teller!

„Sum etiam poeta!“ (Ich bin auch ein Poet!) setzte er wohlgefällig lachend hinzu, ohne zu ahnen, daß ein Kollege ihm gegenüber saß.

Er war nun in der rechten Stimmung, über die alte Zeit Aufschluß zu geben, und so ging ich ihm denn mit einer Nachfrage über die württembergischen Herzoge Eberhard Ludwig (reg. von 1677 bis 1733) und Karl Alexander (von 1733 bis 1737) zu Leibe. „Eberhardum Ludovicum, war die Antwort; non multum novi; Carolum Alexandrum bene novi [1])!“ Diese Aeußerung war natürlich, denn bei des ersten Tode war mein alter Freund erst fünf Jahre alt.

Da ich ihn einmal glücklich auf die Karl Alexandrinische Zeit gebracht hatte, so steuerte ich muthig auf mein längst ersehntes Ziel los: aus dem Munde eines Augenzeugen die Hinrichtung des Juden Süß Oppenheimer mir berichten und so denselben gleichsam leibhaftig vor meinen Blicken noch einmal in das eiserne Käficht auf der noch von ihm benannten Galgensteige bei Stuttgart spazieren zu lassen.

Als ich den Namen nannte, schüttelte sich mein Alter und sagte lakonisch: „Fuit malus minister et Hebraeus!“ (Er war ein böser Minister und ein Hebräer!) Doch er-

1) „Den Eberhard Ludwig kann ich mir nicht mehr recht denken, den Karl Alexander noch gut.

fuhr ich nicht so viel, als ich erwartet hatte. Es sind nun neunzig volle Jahre seit jener allbekannten Begebenheit; doch war mein Fleischer damals schon zehn Jahre alt. Allein bei dem furchtbaren Tumulte, den jenes Spektakel erregte, wurde dem Knaben nicht erlaubt, demselben beizuwohnen. „Später jedoch," fügte er, immer lateinisch, hinzu, „ging ich mit meinen Schulkameraden und meinem Vater, der jetzt gestorben ist (!!), hinauf, und sah ihn da im Käficht hangen mit seinen schwarzen Augen (oculos atribus sagte er schnitzernd). So hat er hinauf geglotzet und wieder hinab." In diesen letzten Worten, die deutsch und mit Schauder gesprochen wurden, ließ sich nach dreiundachtzig Jahren noch die hinzudichtende Phantasie des zehnjährigen Knaben erkennen. Weiteres erfuhr ich über den Juden Süß von ihm nicht, aber eine köstliche Anekdote gab er mir aus nicht viel späterer Zeit noch preis, zurücklebend in die alten Tage und von einem halben Glase meines Weins erwärmt.

Es mochte ums Jahr 1740 sein, als an Pfingsten die löbliche Fleischerzunft, nach einer alten Sitte, ein bekränztes Kalb in das Stuttgarter Schloß abfertigte, das der Wittwe des Herzogs Karl Alexander, der Vormünderin und somit Landesregentin, dargebracht ward. Allerlei Feierlichkeiten waren damit verbunden, namentlich war ein Festgesang dazu gedichtet, den das treue Gedächtniß des Fleischers aufbewahrt hatte, und der in stattlichen Alexandrinern verfaßt, mit den Worten anfing:

„Das Opfer bringen wir, mit Bändern wohl verzieret —"

„Dieses Kalb, erzählte der Greis, führte der Oberknecht meines Vaters (primus servus patris mei; bei welchen Worten er den Kopf mit einer gewissen Ehrfurcht vor jenem ersten Fleischerknecht neigte), und ich durfte ihn in's Schloß[1]) begleiten. Die Frau Vormünderin, die Mama des kleinen Prinzen Karl[2]) war aber unpaß und lag zu Bette. Als sie jedoch das Kalb brüllen hörte, verlangte sie es zu sehen, und wir mußten es die Reitschnecke (eine platte Wendeltreppe von Backsteinen) hinauf in ihr Schlafgemach bringen."

„Die Herzogin hatte ihre Freude an dem Thier, und betrachtete mich recht gnädig. Auf einmal aber rief sie: „Wer ist denn der junge Mensch da? der hat ja meines Sohnes Rock an!" Ich und der Oberknecht erschracken entsetzlich; denn ich hatte wirklich einen rothen, abgelegten Gallarock des Prinzen Karl auf dem Leibe, den mein Vater, um mich für diese Festlichkeit würdig zu kleiden, vom Kammerdiener des Herzogs um billiges Geld gekauft hatte. Doch gestanden wir gleich alles, und die Frau Herzogin hatte nur eine noch größere Freude. Sie befahl, mich an die fürstliche Tafel zu führen. Dort saßen viel prächtige Herrn und Frauen. In einem Eck aber stand der Gerber-

1) Ins alte Schloß, denn zum neuen war damals noch nicht einmal der Grundstein gelegt, und doch steht es jetzt schon achtzig Jahre.

2) Dieser kleine Prinz Karl ist kein anderer als der damals zwölfjährige, und unter Vormundschaft stehende Herzog Karl, dessen hundertjähriger Geburtstag am 11. Februar 1828 in Stuttgart so feierlich begangen worden ist.

Heinerle, der Hofnarr. Dem rief man, und gab ihm einen gehauften (vollen) Teller mit Konfekt, den mußte er mir bringen. Das that er mit kuriosen Sprüngen, so daß alles lachte."

Als der Alte diese Erzählung, halb deutsch halb latein, mit einiger Anstrengung und von seinen Töchtern unterstützt, beendigt hatte, uud ich ihn ermüdet sah, schickte ich mich, jedoch nur ungern, an, ihn zu verlassen; denn ich war aus meiner Zeit gerückt, und fürchtete mich, wieder hineinzutreten, wie einer, der lang im Dunkel gesessen, sich vor dem Lichte scheut, an das er wieder hinaus soll. Endlich nahm ich Abschied, indem ich ihm von Herzen hundert volle Jahre und darüber wünschte. Si Deus vult (wenn Gott es will!), antwortete er mit festem Ton und lebenslustiger Zuversicht. Gott schenkte ihm aber nur noch zwei Jahre. In der letzten Zeit war er ganz kindisch; er glaubte sich in einem Dorfe bei Stuttgart, und fragte unaufhörlich mit Sehnsucht nach seinem ältesten Freunde, nach seinem ersten Metzgerhunde aus den vierziger Jahren; er wußte nicht, daß vielleicht schon die Ururenkel dieses geliebten Thieres unter seinen Fenstern heulten. Er starb, fünfundnennzig Jahre alt, im Jahr 1823 an gänzlicher Entkräftung.

Auf daß meine Sammlung nie ohne Seltenheit sei, gelang es mir noch in demselben Jahre (1824) eine Bekanntschaft zu machen, nach der ich schon lange lüstern war. Der Erzgreis, von dem ich jetzt erzählen will, war am 11. April 1728, also sechs Monate früher, geboren als mein seliger

Fleischer, stand aber damals bereits in seinem sechsundneunzigsten Jahre. Den Zutritt zu ihm erhielt ich auf folgende Weise. In unserm Gymnasium, an welchem ich eine Professur bekleide, werden der Stiftung eines Jugendfreundes zufolge halbjährlich Preisreden zum Lobe berühmter Württemberger von den reifern Jünglingen der obern Lehranstalt gehalten. Im Sommer 1824 wurde zur Aufgabe gewählt das Lob des berühmten Leibnizzianers G. B. Bilfinger, der im Jahr 1693 geboren, schon im Jahr 1750 im höchsten Staatsamt als herzoglich Württembergischer Geheimerath verstorben war. Und doch lebte noch in jenem Sechsundneunziger, welcher sein Neffe war, und seinen Vor- und Zunamen trug, ein Augenzeuge seines Wirkens, dessen Jugend von dem wirklich in vielen Fächern, der Mathemathik, der Fortifikationskunst, der spekulativen Philosophie und der Staatswissenschaft großen Manne geleitet worden, und in dessen Armen derselbe vor 74 Jahren gestorben war. Es war einleuchtend, daß ein junger Preisbewerber von ihm unschätzbare Beiträge für seine Arbeit zu erwarten hatte, denn man wußte, daß der General B. (diesen Titel führte der Mann, dessen übrige merkwürdige Lebensumstände hier unberührt bleiben mögen), noch im vollen Besitze seiner Geisteskräfte sich befand. So bestimmte ich einen hoffnungsvollen, liebenswürdigen Schüler, Adolph Schöll aus Mähren (ich nenne seinen Namen, weil in diesem Augenblick eine ausgezeichnete Dichtung von ihm das deutsche Publikum aufmerksam macht), mit mir den Greis zu besuchen

und sich das Material für seine Aufgabe an der Quelle zu holen.

Wir fanden den Alten in einem engen Studierzimmer, von Büchern, Planen und Karten, seinem einzigen Reichthume, so umlagert, daß wir Mühe hatten, einen Raum zur Ausbreitung unserer Füße zu finden. Er selbst gewährte einen ganz andern Anblick als der Fleischer. Ein kleiner, feingegliederter Mann, wenig gekrümmt vom hohen Alter, nicht hinter dem Ofen zusammengekauert, sondern mitten in der Stube stehend, empfing uns freundlich; die Gesichtszüge zeigten Spuren von Regelmäßigkeit, die Augen bewahrten ein schönes Blau, aber ein rother, entzündeter Rand umgab sie; die Wangen waren gefärbt, den kleinen Mund entstellte nur die gänzliche Zahnlosigkeit, und eine spitze, etwas krumme Nase senkte sich schnabelartig und nicht angenehm gegen denselben.

Von den Sinnen des Greises hatte das Gehör am meisten gelitten; doch gelang es uns, ihm die Absicht unseres Besuches deutlich zu machen, und schnell kam Feuer und Leben in sein Gesicht: er wußte nicht, wo er mit der Lebensgeschichte seines angebeteten Oheims anheben sollte; bald fand er jedoch den Faden, und obgleich ihm das Reden Mühe machte, so stand ihm doch immer ein Strom von Worten zu Gebote, und keinem Gedanken versagte sich der rechte Ausdruck. Bis an die Gränze eines Lebensjahrhunderts hatte der Mann die ganze logische Schärfe seines Verstandes und ein ungemeines Gedächtniß beibehalten. Bald

lebten und webten wir mit ihm in der alten Zeit; wir sahen seinen Oheim, den berühmten Philosophen, wie er zu Anfange des vorigen Jahrhunderts im theologischen Seminar zu Tübingen studirte. Er galt für einen Träumer und Müssiggänger, denn er las und schrieb wenig; aber einesmals, nachdem er über eine Stunde sinnend auf Einem Flecke gestanden, brach er plötzlich in die Worte aus: „Es ist doch ein unerforschliches Geheimniß um den Zusammenhang des Leibes und der Seele!“ Seit jenem Augenblick hatten seine Altersgenossen Respekt vor ihm. Dann begleiteten wir den Oheim auf die literarische Reise, die er im Jahr 1718 nach dem Norden Deutschlands machte, sein zierliches Album oder Stammbuch in der Hand, das er mit den Handschriften der berühmtesten Männer seiner Zeit gefüllt zurückbrachte, und das uns der Neffe zum Durchblättern hinhielt. Darauf zeigte er uns ihn auf dem Katheder zu Tübingen, und das Autographum seiner unsterblichen Dilucidationen wurde als Kollegienheft für den Sommer 1724 vorgewiesen. Wir folgten dem Oheim nach Petersburg an die Akademie nnd den Hof der Beschützerin der Wissenschaften, der Kaiserin Katharina I., des berühmten Mädchens von Marienburg. Bald sahen wir ihn wieder im Vaterland. Ein reicher Briefwechsel mit Christian Wolff, mit dem Herzog Karl Alexander vor seinem Regierungsantritte, mit dem alten Fontenelle, mit dem berühmten General der Venetianer, dem Grafen Schulenburg, ward aufgetischt. Jetzt tritt auch schon der junge Neffe handelnd auf. Er sitzt bei dem Oheim in

seinem Weinberge, wo dieser zwei Lauben hat, durch die Aufschriften operando (für's Arbeiten) und cogitando (fürs Denken) geistreich bezeichnet; in der einen ordnet der Geheimerath die fremden Weinreben, die er, der erste, wenn auch nicht allzuglückliche, Weinverbesserer seines Vaterlandes, aus der Ferne beschrieben hat und unentgeldlich unter die Weingärtner vertheilt, in der andern brütet er über die Geheimnisse der Welt und Gottheit und leitet daneben die mathematischen Studien des Neffen. Dieser, fürs Studium der Theologie bestimmt, wandert bald in die niedern Klosterschulen des Landes (1742); aber nach vier Jahren sehen wir ihn wieder (am 3. September 1746) an der Seite des Geheimenraths auf einem leeren Bauplatze stehen. Der junge Herzog, seine Mutter und Geschwister, die fremden Gesandten, die Damen und Kavaliers des Hofs, die ersten Staatsbeamten nebst einer Menge Volkes sind zugegen. Es war die Festlichkeit der Grundsteinlegung zum neuen Schlosse, das längst als einer der schönsten Fürstenpaläste dasteht, vor sechsundsechzig Jahren zu einem Drittheil ausgebrannt und herrlicher wiederhergestellt worden ist. Seine Stelle sah unser Greis noch leer, und hörte den Geheimenrath den erbaulichen Zimmerspruch ablegen, der von der Kunst des Bauens und von der Schönheit, nach Wolffischen Principien, aber mit einer Kürze und Concision handelte, die dem sprechenden Philosophen eigen war. Dem Neffen waren die Hauptsätze der Rede nach sieben-und-siebzig Jahren noch Wort für Wort gegenwärtig, und uns war, als stünden wir

selbst auf dem Schloßplatz, als der Greis uns vorsprach: „Mir ist aufgetragen ein Paar Worte öffentlich zu reden: „so will ich denn kürzlich sagen, was überhaupt allhier zu „beobachten ist, denn beim Bauen redet man vom Bauen. „Die wahre Baukunst hat drei allgemeine Absichten. Nach „diesen soll ein jedes Gebäude sein, fest, bequem und „schön...... Die Schönheit ist ein Anschein der Voll-„kommenheit u. s. w."

Im Oktober dieses Jahrs (1746) bezog unser junger Freund die Universität und das theologische Seminar zu Tübingen, in welchem er ein Jahr verharrte. Nach dieser Frist verließ er dasselbe und mit ihm das Studium der Theologie, indem er sich ausschließlich der Mathematik in ihrer ganzen Ausdehnung zuwandte. Er entwarf uns ein lebendiges Bild seiner Universitätsjahre. Fleißig besuchte er das Haus eines alten Professors Krafft; seinen Sohn, den nachmaligen russischen Staatsrath Krafft, den Lehrer der kaiserlichen Prinzen, der im Jahr 1815 zu St. Petersburg gestorben ist und zur Zeit, da der Alte uns dieß erzählte, achtzig Jahre alt gewesen wäre — diesen liebkoste er, der Student, oft als den kleinen vier- und fünfjährigen Lulu (Ludwig). Mehr Freund als Lehrer war ihm der Doktor v. Lohenskiold, Führer zweier nordischen Edelleute, und später Professor der Geschichte an der Universität, er der Lehrer des uralten Professors Rösler, welch Letzterer im Jahr 1821 tief in den achtzigen starb. Dieser Lohenskiold war ein Mann von Geist und hinreißendem

Vortrag; Abends aber sprach er dem Kruge mehr, als ziemlich war, zu, und mehr denn einmal mußte ihn B. mit einigen andern jungen Freunden zu Bette tragen.

Nach Vollendung seines Universitätskursus trat der drei- und-zwanzigjährige Jüngling mit einer Probeschrift aus dem Fache der angewandten Mathematik auf, von der uns der Erzgreis ein Prachtexemplar vorhielt, auf dessen postpapiernem Titelblatte wir den Namen des vor uns stehenden Verfassers nicht ohne geheimes Staunen mit der Jahreszahl 1751 gepaart lasen.

Von seinem Studierpulte in Tübingen führte uns der greise Erzähler an das Sterbelager seines berühmten Oheims, Georg Bernhard B., der im Jahr 1750, erst sieben-und fünfzig Jahre alt, für Wissenschaft und Staat zu frühe, sein Leben in Stuttgart beschloß. Es war den Theologen jener Zeit schwer, an die Rechtgläubigkeit eines Philosophen aus der Leibnizisch-Wolfischen Schule zu glauben. Mit banger Besorgniß umringten daher, wie der Neffe uns als Augenzeuge erzählte, die Freunde des Sterbenden, Prälaten der evangelischen Kirche, das Bette; als jener schon mit dem Tode rang, trat einer derselben noch zu ihm und rief ihm in's Ohr, ob er glaube an den dreieinigen Gott. Der Geheimerath konnte nicht mehr sprechen, aber er hielt die drei Finger der rechten Hand am hocherhobenen Arme zum Wahrzeichen seines Glaubens in die Höhe, und bald nach diesem Akte verschied er. —

Unser Wunsch war erfüllt und mein Schüler über sei-

nen Helden zur Genüge unterrichtet. Die Vorlesung hatte anderthalb Stunden gedauert, während welcher unser Greis trotz seiner fünf-und-neunzig Jahre sich nicht niedergesetzt, sondern, immer stehend, unsere jungen Füße müde gemacht hatte.

Wir schieden Beide mit stiller Bewunderung, ich mit dem redlich gemeinten Versprechen, bald und oft wiederzukommen. Seitdem besuchte ich den Wundergreis wiederholt, und meine kleine Familie ward zweimal abgesandt, ihm zur Vollendung seines sechs-und-neunzigsten und seines sieben-und-neunzigsten Jahres Glück zu wünschen, und sich das lebendige Bild eines frühern Jahrhunderts einzuprägen: denn das älteste meiner drei Kinder, mit welchem er in lebhaftem Zwiegespräch scherzte, war ein-und-neunzig, das jüngste vier-und-neunzig Jahre jünger, als der Alte. Alle drei haben eine lebhafte Erinnerung an diese Besuche behalten, und vielleicht wird dereinst Eines von ihnen, durch ein mäßiges Greisenalter in's zwanzigste Jahrhundert hinübergeleitet, seinen Enkeln sagen: „Denkt, ich habe einen Greis gekannt, der um's erste Viertel des vorvorigen Jahrhunderts geboren war". — „Ist es derjenige, fragen dann wohl die Enkel, den der kuriose Urgroßvater Gustav seiner Zeit im alten Morgenblatte beschrieben hat?" —

An einem Morgen fand ich meinen Alten eifrig mit der Zeitung beschäftigt, die er regelmäßig und mit eigenen Augen laß, wie denn seine Bildung und sein lebendiger Geist den Vorwurf, den man dem hohen Alter zu machen pflegt, daß

es für die Gegenwart kein Gedächtniß und keinen Sinn habe, in seiner Person Lügen strafte. „Der König von Bayern", sprach er, mir das Zeitungsblatt bietend, „dauert mich doch von Herzen, daß er seinen Schwiegersohn, den herrlichen Helden, so frühe verloren hat". Ich las mit einem flüchtigen Blick auf das Blatt den Tod des Herzogs von Leuchtenberg, Eugen Beauharnais. Ein Eugen brachte uns auf den andern, den Prinzen Eugen von Savoyen, und so fand es sich, daß der Sprecher den Tod zweier gleichnamigen Helden erlebt hatte, deren Geburtstag hundert und siebzehn Jahre auseinander lag. Von Prinz Eugenius als einem Lebenden erzählen gehört zu haben, da derselbe sich bei der Rheinarmee befand, erinnerte er sich lebhaft aus seinem sechsten Lebensjahre. Ich faßte jetzt den Greis bei seinen Kinderjahren und ließ ihn nicht los. Er hatte noch ein Bild von Herzog Karl Alexander. Er erinnerte sich des Besuches, den der König Friedrich Wilhelm der Erste von Preußen zu Stuttgart bei dem Herzoge gemacht. Ganz lebendig aber stand der Tag nach dem jähen Tode Karl Alexanders vor seiner Seele. Es war der 14. Mai 1737. Das Volk im Lande Wirtemberg war über die Staats- und Finanzverwaltung des Juden Süß, dem man ein Komplot gegen die ständischen Freiheiten des Landes zuschrieb, das eben in jenen Tagen zur Ausführung hätte kommen sollen, im höchsten Grad erbittert. Als der junge neunjährige B. an jenem Morgen erwachte, sah er auf der Straße hier und dort zahlreiche Gruppen zusammengerotteten

Volkes stehen. Man schimpfte, fluchte, drohte. Es mußte etwas Entscheidendes in dieser Nacht geschehen sein. „Ich wohnte“, erzählte mir der Greis, „auf dem Postplatze (und eben jetzt, nach 87 Jahren, wohnte er wieder in derselben Gegend); als ich nun in meinem blauen Mäntelchen, das damals alle Schüler trugen, meine Bücher unter dem Arm, aus der Hausthüre trat, um in das Gymnasium zu schlendern, sah ich aus dem zweiten Stockwerke des gegenüberliegenden Hauses den Eigenthümer desselben, den Archivar und Expeditionsrath Mez, einen Helfershelfer des Juden, im Schlafrocke, wie es schien ganz behaglich, zum Fenster hinausschauen. Unten aber am Hause war eine Militärwache aufgepflanzt. Dieser Umstand erregte meinen Verdacht, und als ein junger Patriot von neun Jahren konnte ichs mir nicht versagen, meine Freude an den Tag zu legen. Ich rief also im Muthwillen nach dem Fenster des Herrn Expeditionsraths hinauf:

„O Metz, o Metz!
Dein' Sach' ist letz [1])!“

Damit ging ich meiner Wege und fürchtete keine Folgen. Aber als ich aus der Schule zurückkam, hatte sich schon ein Billet des Herrn Expeditionsraths an meinen Vater, den Regierungsregistrator, eingefunden, das auf exemplarische Bestrafung des impertinenten Söhnleins drang.

1) Letz, schwäbisch für: verkehrt, übel. Der Vers war nicht Erfindung des jungen V., sondern aus einem damals kursirenden Volksliede.

Ich entging jedoch dieser Züchtigung, da mein Vater und mein Oheim die Entrüstung des Landes theilten, und der Expeditionsrath aufgehört hatte, furchtbar zu sein. Inzwischen war der Tumult auf den Straßen Stuttgarts immer gewachsen; man sprach sich ganz unverholen über die Regierung aus, man verlangte Rache an den Staatsverräthern. Der Hofkonditor *** wagte es sogar ein Pasquill drucken und vertheilen zu lassen. Aber die Frau Herzogin sandte ihm Heiducken in's Haus, die ihn in's Schloß holten. Dort wurden ihm fünf-und-zwanzig hinaufgeschlagen. Ja, damals war noch Freiheit!" Dieses fabula docet am Schlusse der Erzählung brachte mich dem Lachen nahe, denn ich wußte nicht, sollte ich die Freiheit im Pöbelaufruhr oder in den Stockschlägen suchen.

Inzwischen wurde dem Volkswillen unter der Administration des Herzogs Karl Rudolph, vielleicht auf Kosten der Gerechtigkeit, Genüge geleistet, und am vierten Februar 1738 sah der zehnjährige Knabe den Geheimen Finanzrath Süß Oppenheimer im rothen, gallonirten Staatskleide von der Seegasse aus auf dem Karren zum Galgen abführen. Die Staatsdiener der Hauptstadt und alle Vögte des Landes füllten die Straßen als Zeugen der Hinrichtung.

Von den Staatsaktionen führte mich der Greis in sein Haus- und Schulleben zurück, und erzählte mir, wie es in unsrem Gymnasium vor etwa fünf-und-achtzig Jahren aussah. Rektor der Anstalt war M. Weihenmayer (von 1732 bis 1746), ein großer, freundlicher, bildschöner Mann in

den besten Jahren; er war ein Urgroßvater meiner Kinder von mütterlicher Seite. In den untern Klassen war der schon genannte M. Joh. Ferd. Dreher, wegen seines vortrefflichen, gewissenhaften Unterrichts hochgeschätzt. Aber er war ein furchtbarer Schultyrann. „Ich hatte einen Bruder," sprach der Greis, „der etwas jünger war als ich. Dieser kam einst aus der Schule so übel vom Dreher zugerichtet, daß man einen Leibschaden befürchtete. Mein Vater, über diese Behandlung entrüstet, ging am andern Tage in's Gymnasium und ließ den Herrn Dreher aus seiner Abtheilung herausrufen. „„Herr Präceptor,"" sagte er zu ihm kalt, „„Sie haben meinen Sohn mißhandelt. Ich könnte Sie wegen dieses unverantwortlichen Verfahrens vor Gericht belangen; ich erkläre Ihnen aber, daß ich dieses nicht thun, sondern mit Gelegenheit mir Privatgenugthuung nehmen werde."" Ohne eine Antwort abzuwarten, verließ mein Vater den Lehrer. Die Gelegenheit zeigte sich bald und unverhofft. Um jene Zeit wurde der Neckarkanal beim Dorfe Berg gegraben. Eines Morgens ging mein Vater mit den Assessoren des landständischen Ausschusses, seinen guten Bekannten, aus, dieses Werk zu betrachten. Natürlich konnten diese Herren den Weg, der eine halbe Stunde beträgt, nicht machen, ohne unterwegs ein Weinlein zu trinken. So ward im Hirschbad eingekehrt und dort ein Morgentrank eingenommen. Dieser war meinem Vater und seinen Begleitern schon etwas in den Kopf gestiegen, als sie von den Fenstern aus über die Badwiesen (wo seit zwanzig Jahren

die königlichen Anlagen sind) den Präceptor Dreher, seinen Stock unter dem Arm, spazierend einherschreiten sahen. Auch er schien auf dem Wege nach dem Kanal. „Der läuft mir eben recht ins Garn!“ rief mein Vater, eilte die Treppen hinab und quer über die Wiesen hin, bis er vor dem Spaziergänger stand und ihm den Weg versperrte. „„Herr Präceptor,““ sprach er, „„ich habe Ihnen versprochen, mir für die Mißhandlung meines Sohnes Privatsatisfaktion zu nehmen; jetzt ist die Gelegenheit gekommen.““ Damit zog er dem bestürzten Manne den eigenen Stock unter dem Arme vor und fuchtelte ihn unbarmherzig durch. Die Herrn Landstände sahen zu und lachten aus Leibeskräften. Der Präceptor verklagte meinen Vater; aber natürlich, weil meines Vaters Bruder der Geheimerath war, so wurde die Sache auf die lange Bank geschoben und hatte weiter keine Folgen.“ Ich sah den Alten staunend an und wartete wieder auf das Schlußwort: „Ja, damals war noch Freiheit!“

Die Anekdote selbst schien mir werth, berichtet zu werden, und die beiden rührenden Natürlich, die der Erzähler so schön einflocht, sind kostbare Beiträge zur Sittengeschichte.

Ich führte noch mancherlei wissenschaftliche Gespräche mit dem unermüdlichen Greise, die ich nicht berichten will, um meine Leser nicht zu langweilen. Mit besonderer Liebe hing er an dem Projekt einer eigenthümlichen Kriegsschule, und oft konnte er mit Wohlgefallen sagen: „Diese Idee trage ich schon achtzig Jahre herum.“

Gegen Ende seines sieben-und-neunzigsten Jahres stellte

sich Abnahme der Körperkräfte und das quälende Uebel der Brustwassersucht ein. Dennoch blieb er, obgleich zu Bette liegend, noch munter und bei Sinnen. In seinen Aeußerungen war ein sonderbares Schwanken zwischen frommem Glauben und den mechanischen Ansichten des achtzehnten Jahrhunderts zu bemerken. Bald legte er sein Loos vertrauensvoll in die Hände des Schöpfers, bald sprach er trocken: „Der große Generalarzt, die Natur, wird bald auskurirt an mir haben! Ich lebe nur noch vegetisch. Ich bin wie eine Blume, die abgebrochen ist, und die man noch eine Weile in's Wasser stellt."

„Die Welt ist eine Komödie," sagte er wieder; aber frömmer setzte er hinzu: „Der Herr spricht: gehet hin, ihr Menschenkinder, und kommt wieder." In den lezten Tagen quälte den Greis (einen solchen Ueberfluß von Leben fühlte er noch in sich) die Furcht vor dem lebendig begraben werden. Unangenehme Empfindungen erregte in ihm eine Nachricht, die ich mit ungemeiner Freude in der Zeitung las: die Kunde von einem hundertjährigen lebenden Greis unseres Vaterlandes. Eine Art von Eifersucht war in ihm erwacht; er wollte keinem Andern die Ehre gönnen, der württembergische Fontenelle zu sein, ein Titel, den er früher von mir mit Lächeln angenommen hatte. Er fing an irre zu reden und versicherte mich, daß es geschrieben und versiegelt auf seinem Tische liege, daß auch er hundert Jahre alt sei. Einige Tage darauf verschied er, sieben=und=neunzig Jahr und eilf Tage alt, am 22. April 1825. Gerne hätte ich,

wenn mein Amt es mir gestattet hätte, dem seltnen Greise, der mich lieb gewonnen hatte, die lezte Ehre erwiesen. Mein Kinderhäuflein sah mit Sammlung den Sarg vorüberziehen. Die gütigen Erben aber beschenkten mich mit den interessantesten Papieren der Verlassenschaft.

Pfingsten (1825) war herangekommen, und ich fand mich unterwegs auf der Ferienreise zu meinem Hundertjährigen. Die zehn Stunden, die zwischen meiner Heimath und der seinigen lagen, machte die Hoffnung für mich zum Spaziergange, zumal da ich zwei gute Freunde, einen ältern und einen jüngern, mit meiner Liebhaberei angesteckt und bewogen hatte, mich zu begleiten. Besuch bei werthen Bekannten, deren Dach am Wege lag, dann eine Fahrt auf dem Neckar, die lohnende Aussicht auf einem berühmten Hügel, die Musterung einer Burgruine, das Alles würzte die Reise selbst mit Genuß, ohne das Ziel aus unsern Augen zu rücken.

Gegen Abend betraten wir das waldige Thal, in welchem unser Sylvester K., seinem Vornamen getreu, auf der Mühle seiner Väter hundert volle Jahre verlebt hatte. Das tiefe Schweigen dieser einsamen Gegend, die immer näher zusammenlaufenden Bergwände, das Dunkel der hohen Eichen, die zulezt von beiden Seiten ihre Kronen über den Weg selbst herwölbten und den feierlichen Wald zu einer Vorhalle der Nacht gestalteten, sie brachten eine andere Stimmung in meine Seele, als diejenige war, die mich bisher meinen Alten zugeführt hatte. Die Aussicht, Leben zu

finden, wo sonst keines ist, trieb mich ihnen entgegen, und theilte mir selbst Lebensmuth mit; dießmal war es mir, als wallfahrteten wir zum Tode, und je tiefer wir in das Thal eindrangen, je mehr überwältigte mich der Schauder. Es hätte mich nicht überrascht, wenn wir zum Sterbestündlein des Alten gekommen oder seinem Sarge begegnet wären.

Wir sahen uns in dieser Abgeschiedenheit nach einem Führer zu der Oelmühle um, die sich uns noch immer nicht entdeckte, und stießen endlich auf einen Landmann, der auch in dem Thale zu Hause schien. Von ihm erfuhren wir nicht blos, daß wir nur zweihundert Schritte davon entfernt seien, sondern unsere Absicht errathend, ertheilte er uns den Trost, daß der alte hundertjährige Oelmüller noch lebe, daß wir in seinem Hause willkommen sein und nothdürftige Nachtherberge finden würden.

Wirklich hatten wir kaum um die Waldecke umgebogen, als uns das einsame weiße Haus in der schon einbrechenden Abenddämmerung hell aus dem dunkeln Walde entgegenblickte. Der Mann, der sich an uns angeschlossen, machte uns mit den Familienverhältnissen des Müllers bekannt, und sprach von ihm selbst mit einer gewissen Ehrfurcht. Der Greis, sagte er, sei immer ein Muster der Sanftmuth und Frömmigkeit gewesen: nie in seinem ganzen Leben sei ein Fluch aus seinem Munde gekommen. In allen Verhältnissen habe er sich stets musterhaft erwiesen. Daher sei es kein Wunder, daß ihm durch Gottes Gnade die Verheißung des vierten Gebotes zu Theil geworden. Wie ein Kind friste er sein

altes Leben mit den einfachsten Speisen, mit Brod, Milch und Zucker.

So vorbereitet traten wir in das Erdgeschoß des Häuschens, wo wir eine Enkelfamilie des Patriarchen versammelt fanden. Der Gatte stand im reifsten Mannesalter, tief in den Vierzigen, die Frau, schon Mutter vieler Kinder, hatte einen Säugling an der Brust. So schlug in der untern Stube ein neues Jahrhundert die Augen auf, während in der obern (denn dort hauste nach unsers Begleiters Bericht der Urgroßvater) das alte Jahrhundert mit eines müden Menschen Leben abgelaufen war. Ich musterte nach gegenseitiger Begrüßung die Stube; sie mochte in ihrer jetzigen Gestalt nicht viel älter sein, als ihr ältester Bewohner. An der Ofenplatte stand die Jahrszahl 1719. Die Familie nöthigte uns zu dem ländlichen Abendmale, das schon auf dem Tische harrte, und führte uns erst nach seinem Genusse zu dem Alten hinauf.

In der leeren, dämmernden Stube fanden wir diesen zu Bette liegend. Bei unserm Eintritte richtete er sich, erstaunt, wie es schien, seine lange Einsamkeit unterbrochen zu sehen, auf, und das lezte Licht des heitern Abends ruhte auf einem Gesichte, das einer Versteinerung glich; die Augen waren nicht nur blind, sondern fest geschlossen, Wangen und Lippen mit derselben Mauerfarbe überzogen wie das übrige Antlitz; nur aus dem Mund, als er ihn öffnete, glänzte noch die gedoppelte Reihe weißer, schöner Zähne ungealtert hervor;

aber der Fistelton der Stimme schien mühselig aus einer durch Verknöcherung verengten Kehle herauszudringen.

Es war schwer, ihm den Zweck unsres Besuches deutlich zu machen; doch befreundete er sich bald mit demselben, als wir die reichlichen Geldgeschenke aus der Tasche zogen, die wir zu Hause von vielen theilnehmenden Freunden für ihn gesammelt. Wie der Geist fast aller Alten, und sehr oft selbst Sterbender, klammerte sich auch sein Geist einen Augenblick noch an den todten Besitz an, und er fragte mit kindischer Freude, wie viel wir brächten? Dann verlangte er uns, die er nicht mehr sah und kaum hörte, zum Danke die Hände zu drücken, und wir faßten einer nach dem andern seine eiskalte Rechte. Als er endlich begriffen, warum wir eigentlich gekommen, fragte er, wie aus einem Traum erwachend: „Wie alt bin ich denn?" — „Hundert Jahr und drei Monate, Ehni!" sprach laut genug eine sechs- und-dreißigjährige Enkelin, die Schwester unsers Hauswirthes, in das taube Ohr. „Ach lieber Herrgott, wie alt, wie alt! wann wirst du mich auflösen?" rief er wehklagend. Und jezt wandte sich sein Geist ganz zum Jenseits; er erzählte uns, in den lieblichen Wahn einer nach Kinderart träumenden Phantasie versunken, daß schon die Engel ihn besuchen, und über seinem Bette auf- und niederflattern. Es mischte sich in unsere Rührung ein Lächeln, als die Enkel uns die hölzernen Stäbe wiesen, die über seinem Bette von der Wand ausliefen, und die auf ausdrückliches Verlangen des Alten angebracht worden waren, damit — die Engel, wenn

sie vom Flug ermüdet wären, sich, wie ein Vogel auf die Stange, darauf niederlassen könnten.

Aber die ernste Stimmung kehrte uns zurück, als der Alte laut zu beten anfing, und zwei schöne alte Kirchenlieder, die längst nicht mehr in unsern verflachten Gesangbüchern stehen, ohne zu stottern, ohne zu irren, ohne Einmal inne zu halten, mit großer Sammlung und ergreifender Andacht hersagte.

Ich kann das Gefühl nicht schildern, das mich ergriff, als ich aus diesen dürren, hundertjährigen Lippen die Worte hervorgehen hörte:

„Alle Menschen müssen sterben,
Alles Fleisch vergeht wie Heu!
Was da lebet, muß verderben,
Soll es anders werden neu,
Dieser Leib, der muß verwesen,
Wenn er anders soll genesen
Der so großen Herrlichkeit,
Die den Frommen ist bereit.“

Die ernste, nicht gefühllose Eintönigkeit, mit welcher er diese und die folgenden Strophen sprach, ging mir tiefer zu Herzen, als wenn ich sie auf's kunst- und ausdrucksvollste hätte vorlesen hören; aber die Stärke seiner Stimme wuchs, ihr Klang wurde melodischer, ihr Accent drückte unerwartet lebendig Zuversicht und Freude aus, als der Betende zu den Worten kam:

„O Jerusalem, du Schöne,
Ach, wie helle glänzest du!

Ach, wie lieblich Lobgetöne
Hört man da in stolzer Ruh'!
O der großen Freud' und Wonne!
Jetzund gehet auf die Sonne,
Jetzund gehet an der Tag,
Der kein Ende nehmen mag!"

Die Augen des Alten schienen sich öffnen zu wollen zum Schauen, und auch unsere Seelen durchschauerte bei diesen Worten ein süßes Vorgefühl der Unsterblichkeit.

Als der Greis geendet hatte, wagte ich es kaum mehr, seine Blicke vom Himmel rückwärts auf die durchmessene irdische Laufbahn zu lenken. Auch war mein Versuch, ihm irgend eine Erzählung aus frühern Zeiten abzulocken, vergebens. Wie jener Alte von Verona in Claudians berühmtem Epigramm, hatte der Glückliche sein ganzes Leben nur auf dem väterlichen Grundstücke zugebracht. Auch ihm lag die nahe Hauptstadt ferner als Indien; das Haus, das den Knaben geschaut, schaute noch immer den Greis; von was hätte er erzählen können, als wie Jener von der Eiche seines Waldes, die er im Keime gekannt hat, und die mit ihm jung und alt geworden ist? Es war daher kein Wunder, daß ich, sein Ohr mit Fragen nach alten, berühmten Landsleuten ermüdend, endlich die Gegenfrage zur Antwort erhielt: „Ob ich denn nicht den Stadttrompeter in Ludwigsburg, seinen 70jährigen Sohn kenne?"

Diese komische Frage versezte uns aus dem Himmel wieder ganz auf die Erde, und lächelnd bereiteten wir uns zum Abschiede von dem Alten. Er sprach theilnehmend:

„Lebt wohl, ihr lieben Männer! Sorgt man auch für euch drunten?“ dann legte er ermattet sein Haupt aufs Kissen zurück und rief schmerzlich: „O wie kalt, wie kalt!“

Seine Enkel hüllten ihn sorglich in die Decke, und wir kehrten in die untere Stube auf das Strohlager, das man uns dort bereitet hatte, zurück. Am andern Morgen mit Tagesanbruch verließen wir die Hütte, nachdem wir noch einen Blick auf das schlummernde Gesicht des Hundertjährigen geworfen. Einige Monate später änderte er, wie wir seitdem erfuhren, das erste Mal seit hundert Jahren seine Wohnstätte, verließ das Waldthal, in welchem er geboren war, und zog, nicht ohne Munterkeit, zu einem andern Enkel in's offne, wärmere Land. Aber er ertrug diese Veränderung nicht. Er starb dort im Spätling des Jahrs 1825, hundert Jahr und sieben Monate alt, nachdem sein einzig übriger Sohn, der 70jährige Stadttrompeter noch vor ihm an seiner Seite verschieden war.

Um zur vierten und lezten Seltenheit meiner Sammlung zu gelangen, müssen sich die Leser mit mir zu einer größern Reise anschicken, denn ich führe sie geraden Weges nach Paris. Zwar würde ich die Unwahrheit sagen, wenn ich behauptete, daß diese Ferienreise, die ich um Ostern 1827 unternahm, nur eine Brautfahrt nach einem neuen Hundertjährigen gewesen sei; allein das darf ich sie versichern, daß unter allen den Merkwürdigkeiten und Herrlichkeiten, die mich nach der Hauptstadt des modernen Lebens hinzogen, eine Entdeckung jener Art, welche mir bei einer Bevölkerung

von 900,000 Seelen nicht wohl entgehen konnte, als Hoffnung erster Größe entgegenleuchtete.

So lasset uns denn zusammen auf die vergoldete Kuppel des Invalidenhauses zusteuern, die uns schon aus weiter Ferne über die Seine herüber zuglänzt; denn wenn mein Schatz irgendwo in der Hauptstadt zu suchen ist, ist er gewiß hinter jenen Mauern verborgen.

Wir treten in den äußern Vorhof; unsere Augen messen staunend die Höhe des prächtigen Gebäudes und verweilen einen Augenblick auf des Frontispices übertünchtem Giebelfelde. Sie bemerken die Spuren ausgelöschter Buchstaben, und endlich treten wie ein verwischter Traum die Worte hervor:

VNITÉ. INDIVISIBILITÉ. DE. LA. RÉPUBLIQUE.

Verhängnißvolle, dem Werke des alten Despoten Ludwig seltsam aufgedrungene Inschrift, auch du gehörst schon einer längst abgelaufenen Aera an und die Zeit hat dich zugeackert!

Es ist zehn Uhr des Morgens und im innern Hofe der ungeheuern Niederlassung, die für sich eine kleine Stadt bildet, thut sich uns ein neuerer Zeitabschnitt auf; aber auch er liegt schon hinter uns und ist zur Geschichte geworden. Hier sind die lebendigen Trümmer der neuen Weltmonarchie, hier führen die Helden von Austerlitz und hundert Schlachten, verborgen vor den Augen der erneuten Königsstadt, ihre ernste Wachtparade auf. Wollte man ihre Schaar nach den Armen und Beinen zählen, die hier versammelt sind,

so würde nur eine kleine Zahl herauskommen, denn viele marschiren beim Schalle der Trommel rüstig zwar, aber auf zwei Beinen von Holz einher. Es ist schwer, sich der Thränen zu erwehren, wenn man so viel Ruhm, hier vereinigt, wie die Mitglieder einer gedrückten Kirche, eine scheue Zusammenkunft feiern sieht.

Wir begrüßen die Reihen dieser Braven und lassen uns in die inneren Gemächer des Hauses führen, denn wir forschen ja nach einem Leben, das lange, lange vor dieser Vergangenheit von Sieg und Ruhm, Zeuge von Zeiten war, die unsre Aufmerksamkeit nur durch die furchtbare Corruption der Gesellschaft auf sich ziehen, in welcher der Keim der Umwälzungen lag, die jezt in der zweiten Generation sich über zwei Welten verbreiten.

Man führte uns, mich und meinen Begleiter, einen jungen Arzt aus Hamburg, in die Infirmerie des Hauses; so heißen die Krankenzimmer. Reinliche Betten mit weißen Vorhängen sind in den nöthigen Zwischenräumen rechts und links von dem breiten Durchgang aufgestellt. Barmherzige Schwestern in einfacher Nonnentracht durcheilen die Säle; ihnen ist, wie in allen öffentlichen Krankenhäusern der Stadt, so auch hier die Pflege übergeben. Von Bette zu Bette spähte ich, ob nicht hinter den Vorhängen der Senior dieser Anstalt, von welchem man uns gesprochen hatte, sein lebensmüdes Haupt auf einem Kissen blicken lasse. Ich entdeckte aber nur lauter, wenn auch leidende, doch viel jüngere Gesichter. Endlich hielt der Sergeant, der uns als Führer

beigegeben war, vor einer leeren Bettstelle. „Vater Prévost!“ rief er in vertraulichem Ton, und hinter der Bettstelle trat im vollen Invalidenputze, den dreieckigen Hut schief auf dem Kopf, den blauen Ordonanzfrack mit dem rothen Kragen wohl angepaßt, von der Suppenschüssel weg, in die er sein Mittagsbrod selbst einbrockte, ein kurzer, aber untersezter Mann, vom Alter stark gekrümmt, hervor. An der Habichtsnase war der Franzose leicht zu erkennen. Die röthlich angelaufenen Augen, die runzlichte Haut ließen zwar auf ein hohes Alter, doch nur etwa auf achtzig Jahre schließen. Die Sinne schienen bei ihm noch in voller Thätigkeit zu sein. Wenigstens verstand und erwiederte er unsern Gruß auf der Stelle, und rief uns, vollkommen deutlich, nur langsamer als die Gewohnheit des jetzigen Geschlechts ist, zu: „Aha, sind das die Herrn, die mich verwichenen Sonntag besuchen wollten?“ Wir waren wirklich schon einmal bei Sturm und Regen da gewesen; allein wir hatten zur Antwort erhalten: der Greis sei ausgegangen. „Ist's möglich,“ fragte ich, „daß Sie in solchem Wetter das Haus verlassen konnten? wo waren Sie denn?“ — „Im Oratoire,“ erwiederte er. Es war eine Kirche, drei Viertelstunden vom Invalidenhaus entfernt. „Es ist wahr, ich bin durchnäßt worden; aber was thut mir das!“ — „O, Vater Prévost marschirt wie ein Gott, und hat noch alle seine Sinne!“ sagte der Sergeant, indem er ihm auf die Schultern klopfte. Ich fürchtete schon, man möchte uns irre geführt haben, und wir vor einem alltäglichen Exemplar der vier-

ziger Jahre stehen. „Wie alt sind Sie denn, mein Herr?“ fragte ich mißtrauisch.

„Meine Herrn,“ antwortete er vernehmlich und mit französischem Geberdenspiel, „ich bin im Jahre siebzehnhundert und zwanzig geboren; am sechsten November des laufenden Jahres werde ich hundert und sieben Jahre alt. In Kriegsdienste getreten bin ich im Jahre siebzehnhundert und vierzig. In demselben Jahre machte ich die Schlacht von Fontenay mit. Wir haben sie gewonnen, diese Schlacht! (sezte er wohlgefällig hinzu). Es war der Herzog von Biron und der Marschall von Sachsen, die damals kommandirten.“ — „Wie?“ rief ich ganz erstaunt, „Sie haben den Marschall von Sachsen noch gekannt?“ — „Ob ich ihn gekannt habe!“ rief er lächelnd und lebhaft aus. „Ja, ich bin alt, meine Herrn. Ich bin ganz und gar aus dem Jahrhundert Ludwigs des fünfzehnten!“ Mir dürstete mein Ohr nach alten Geschichten; aber zu meinem großen Bedauern erfuhr ich von dem Erzvater des Invalidenhauses, daß er von Geburt ein Picardier und kein Pariser sei und seine ganze Jugend in der Provinz und den mittlern Theil seines Lebens in den Lagern und in fremden Ländern verlebt habe. „Auch in Ihrem Lande war ich, meine Herrn! denn ich befand mich lang als Gefangener zu Exeter,“ sprach er. So hatte er uns also für Engländer angesehen, denen eine solche Liebhaberei, wie ich sie augenscheinlich trieb, allerdings auch nicht unähnlich sah.

Als er von uns hörte, daß wir Deutsche seien, murmelte er etwas von Flandern, das er zu Deutschland rechnete.

Der Alte schien indessen ungeduldig zu werden, denn seine Fleischbrühe, vor der er uns stehend empfangen und unterhalten hatte, wurde kalt. „Es ist seine Mittagsstunde," flüsterte uns der Führer ins Ohr. „Er dinirt um zehn Uhr. Zu Nacht speist er um vier Uhr Abends, eine oder zwei Stunden, ehe unsre jetzigen Pariser sich an die Mittagstafel setzen".

Wir vergüteten dem Greis die Unterbrechung durch ein Trinkgeld, das er dankbar verschämt annahm, denn den Leuten in diesem Hause geht nichts ab. Ich schüttelte dem Jahre 1720 die kalte Hand. Fast könnte es Rousseau sein, dachte ich, denn er war nur acht Jahre älter. Auch Voltaires ersten Ruhm könnte sich der Mann denken, wenn er andern Standes wäre. Diderot war ganz und gar sein Zeitgenosse. Die französische Revolution aber fand ihn schon an der Schwelle des 70sten Lebensjahres.

Der Erzgreis erhob den gekrümmten Nacken so gut er konnte, und nahm in fester militärischer Haltung Abschied, indem er uns mit französischer Zierlichkeit zu haranguiren versuchte, wozu sich ihm freilich die Worte nicht so schnell darboten. Doch endete er ganz feierlich: „Messieurs, j'ai l'honneur de vous souhaiter tout ce qui vous est propice!"

Der Sergeant führt uns nun noch an dem Bette eines zwei-und-neunzigjährigen Kapitäns vorbei, der, obwohl fünfzehn Jahre jünger als Prévost, doch von Alter und

Leiden ganz entstellt war. Ein ächter Zögling der Encyklopädie rief er uns von seinem Lager entgegen: „Ich vergehe fast unter Steinschmerzen, meine Herrn! doch was machen? die Natur will es, man muß gehorchen!"

Während wir den Rückweg durch die langen Zimmer und Gänge antraten, goß der Sergeant noch einen Tropfen Wermuth in den Becher meiner Freude, denn er sprach: „Sie sind für Ihre Lust am Alter um zwei Jahre zu spät gekommen. Im Jahr 1825 noch hätten Sie den hundert- und-vierzehnjährigen Peter Huet angetroffen, einen großen, martialischen Mann, der die Welt mit Bougainville umsegelt, in vielen Schlachten gefochten hatte, und dabei noch bis in sein höchstes Alter die Kraft selbst war. Er konnte sich das Jahr 1713 noch denken; er war ein geborner Pariser, damals zwei Jahre alt. Eines Tages hört er Lärm auf der Straße, die Mutter hebt ihn empor an's Fenster, Läufer eilen einher, eine sechsspännige Staatskarosse folgt. Vive le Roi! ertönt es, und dem Knaben hatte sich von diesem flüchtigen Augenblicke das Angesicht Ludwigs des Vierzehnten, mit seiner Allongeperrücke, eingeprägt, und es sind noch nicht zwei Jahre, daß er uns dasselbe zum lezten Mal schilderte. Später noch sah er die Frau von Maintenon [1]) den Armen Brod austheilen. Orleans, der Regent, der Urgroßvater Egalités, stand ganz lebendig vor seinem Geiste; die ganze Regierung Ludwigs des Fünfzehnten

---

1) Geb. 1635, gest. am 15. April 1719.

ohnehin. Aber die Revolution, Bonaparte, das Kaiserreich, alles das war ihm wie ein Traum. Dagegen als er im Jahr 1820 hundert-und-neunjährig in dem Herzog von Bordeaux die Erscheinung der achten Bourbonengeneration seit seiner Geburt erlebte, da wachte das alte Leben noch einmal in ihm auf, er zog die Uniform an, die er vor siebzig Jahren getragen und präsentirte das Gewehr vor Ludwig XVIII. an der Wiege seines Großneffen."

Der Sergeant ließ einen Stachel in meiner Brust zurück, als er nach diesen Worten am großen Portale des Invalidenhauses sich von uns verabschiedete. Zu meiner Qual mußte mir nun auch noch jener hundert-und-zwanzigjährige Neger der Kapstadt einfallen, auf den mich früher mein Lieblingsstudium geführt hatte, und der im Jahr 1801 vor seinen Herrn trat, um zum neuen Jahrhunderte zu gratuliren, mit dem Beisatze, daß er dies zum zweiten Male thue. Meinem Alter nach hätte ich diese Scene mit ansehen können. Unter solchen Gedanken stieg ich betrübt in unsern Fiaker, der vor dem Vorhof hielt.

* * *

Meine Erzählungen sind zu Ende, und ich wende mich schnell von dir ab, geneigter Leser, um dich nicht lachen zu sehen. Doch wirst du mir eine unschuldige, kleine Narrheit, die, wie man mir bezeugen muß, mich weder in der Schule noch in meinem Umgang mit den Musen anwandelt, verzeihen; du wirst ihr eine bescheidene Stelle in diesem Blatte gerne gönnen. Vielleicht hat dich einiges doch überrascht,

unterhalten, wohl gar gerührt, und wenn anderes dir lächerlich oder langweilig gedäucht, so deck es mit dem Mantel deiner Liebe zu und sprich mit Nachsicht: Es ist eben ein Sammler.

3.

Georg Bernhard Bilfinger und seine Korrespondenz.

Morgenblatt 1830, Nr. 181—188.

Die Leser des Morgenblattes, die dem Aufsatz „meine Sammlung“ im Septemberheft des Jahrs 1828 ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, erinnern sich aus diesem, daß mir aus der Hinterlassenschaft eines fast hundertjährigen Greises die Papiere seines Oheims zum Geschenke gemacht worden sind, und daß jener Oheim der berühmte deutsche Philosoph und württembergische Staatsmann Georg Bernhard Bilfinger war. Ich erzählte dort von ihm, was ich aus dem Munde des Neffen erfuhr. Seitdem habe ich die verworrenen Papiere geordnet und durchgelesen, und glaube manches darin gefunden zu haben, was von allgemeinerem Interesse sein dürfte.

Die Ausbeute aus jenem ansehnlichen Convolut von Briefen läßt sich auf's natürlichste an die vor vierzig Jahren erschienenen biographischen Notizen anreihen, die ihre letzte Quelle in den Mittheilungen desselben Neffen haben, aus dessen Händen seine Korrespondenz nach 75jährigem Schlummer (1750—1825) in die meinigen übergegangen ist.

Georg Bernhard Bilfinger, geboren den 13. Januar 1693 zu Cannstadt, war der Sohn eines Gelehrten und wurde von diesem zu den Studien, wider seinen Willen und scheinbar wider seine Talente, bestimmt. Denn die Wissenschaften und Sprachen, so wie er sie in der Schule lernen sollte, hatten wenig Reiz für ihn; seine ganze Neigung zog ihn zu mechanischen Arbeiten, er besuchte die Werkstätten der Handwerker und brannte vor Begierde, sie nachzuahmen und zu übertreffen; sein sehnlichster Wunsch war, ein Drechsler zu werden; und noch lange nachher, in der Blüthe seines Ruhms und Glücks, erwiderte er voll Rührung den Freunden, die seine Lage priesen: „Und doch wäre ich vielleicht glücklicher gewesen, wenn ich ein Drechsler geworden wäre!"

Inzwischen bezog Bilfinger, nach Durchlaufung der Voranstalten, noch nicht siebzehnjährig, im Jahr 1709 die Universität und das theologische Stift zu Tübingen. Aber auch hier versäumte er alle Kollegien, warf die damals üblichen Lehrbücher und die Manuscripte seiner Professoren mit Verachtung weg, floh den Umgang aller, die im Rufe der Gelehrsamkeit standen, und galt für einen der unfleißigsten Schüler der Anstalt.

In Tübingen herrschte damals Scholastik und Verketzerungssucht; Leibniz und Wolf waren als Neuerer verabscheut. Gemeine Köpfe ließen sich diesen Schlendrian gefallen; Bilfingers Geist mußte er unerträglich sein. Nur in der Mathematik war noch erlaubt zu denken, und sobald Bilfinger mathematische Schriften zu sehen und zu lesen ange-

fangen hatte, ward eine plötzliche Veränderung in ihm sichtbar. Zerstreuung, Unordnung, Wankelmuth und Unruhe hörten auf; er wurde auf einmal ernst und fleißig; er hatte den Gegenstand, der seinen Geist und sein Herz ganz auszufüllen fähig war, gefunden.

Bald aber zog noch eine andere Wissenschaft seine Neigung auf sich; er hatte die Mathematik aus Christian Wolfs Schriften studiert, und diese führten ihn in die Philosophie hinüber. Sobald sich Bilfinger ihr zu ergeben angefangen, so ward sein Fleiß und seine Anstrengung immer größer. Eigenes Nachdenken führte ihn immer tiefer in die Wahrheit. Er ging früher als andere zu Bette, stand später als andere auf. Oft stand er jetzt, ganz in Gedanken versunken, Stunden lang auf Einer Stelle, und einmal fiel er, nachdem er lange in einer solchen Verzückung stumm und starr vor dem Ofen gestanden, plötzlich nieder. Man eilte hinzu, hob ihn auf und fragte voll Angst nach seinem Befinden. „Sie ist doch“, antwortete er, „ein unerforschliches Geheimniß, die Verbindung zwischen Seele und Körper!“

Von nun an arbeitete Bilfinger an seinen zu ihrer Zeit berühmten Schriften über Gott, Seele und Welt, und über den Ursprung des Uebels. Er warf sich auch auf die lange von ihm vernachläßigte Theologie und fing an, sie durch die Philosophie zu erklären.

Tübingen war ihm indessen zu enge geworden; er brannte vor Begierde, das Ausland und den Mann, dem er seine ganze Aufklärung verdankte, Christian Wolf, zu sehen.

Er bat, er beschwor alle seine Freunde, ihn zu unterstützen, und er erhielt endlich sowohl von diesen als von seinem Fürsten ein Reisegeld.

Aber er hatte in Tübingen die Tochter eines angesehenen Lehrers kennen gelernt, und der Vater war bereit, sie ihm zur Gattin zu geben, doch nur unter der Bedingung, wenn er seine Reise zu dem Ketzer Wolf aufgeben würde. Bilfinger gab die Braut auf und reiste ab.

Diese Reise fiel in die Jahre 1717—1719. Der alte Neffe zeigte mir des Oheims Stammbuch, das er sich auf der Reise angelegt, und das die Jahreszahl 1718 an der Stirne trug; der Besitzer hatte sich selbst in dasselbe einen schönen, warnenden Spruch vorne eingezeichnet, und nach der Sitte jener Zeit, brachte er es angefüllt mit den berühmtesten Namen zurück. Bezeichnet doch Rousseau in seinem Emil, wo er die Reisenden verschiedener Nationen charakterisirt, den deutschen Wanderer als den, „der sein Album zu allen Gelehrten trägt!“

In Halle saß Bilfinger mit Entzücken zu Wolfs Füßen, und als das erste Jahr verflossen war, beschwor er seine Freunde zum zweiten Mal, ihm noch Geld auf zwei Jahre zu verschaffen, weil es ihm ganz unmöglich sei, jetzt schon den Lehrer zu verlassen. Wolf selbst gewann den Schüler herzlich lieb und gestand noch lange nachher, daß er ohne Bilfingers Unterstützung seine Lehre gegen die finstern Theologen nicht hätte retten können.

Endlich nach drei Jahren reiste unser Philosoph von Halle

ab und ins Vaterland zurück. Von diesem Zeitpunkt an datirt sich auch ein bis zum Jahre 1740, also volle zwanzig Jahre unterhaltener gelehrter Briefwechsel in lateinischer Sprache, mit seinem berühmten Lehrer. Er findet sich fast vollständig und in den Originalien unter den Papieren meines Convoluts.

Bald nach seiner Ankunft, wiewohl nicht ohne große Mühe, erhielt er die Stelle eines Professor Extraordinarius zu Tübingen, ohne Besoldung. Er dachte jedoch nur darauf, seine neuerworbene Weisheit auszubreiten. In Tübingen war dieses nicht möglich. „Katheder, Kanzeln und Kindbettstuben", sagt seine Biographie, „erschallten von dem gefährlichen Manne, der durch seine neue Art von Philosophie die ganze Religion über den Haufen zu stürzen drohe. Väter warnten ihre Söhne vor ihm; die Söhne selbst flohen ihn als einen gefährlichen Verführer der Jugend, und seine Kollegien blieben gänzlich unbesucht."

Dieß scheint Jahre lang gedauert zu haben, denn noch am 27. April 1722 schrieb Christian Wolf, dessen mit fester Hand, in gutem Latein geschriebene Briefe sich angenehm lesen lassen, an seinen lieben Schüler: „Uebrigens freue „ich mich, daß Du Dich durch den Neid, mit dem unsinnige „Menschen dich bedrücken, nicht unterdrücken lässest, und „wünsche, daß Du in der Bahn, auf der Du läufst, fröhlichen „Muthes fortfahren mögest." In demselben Briefe wünscht ihm Wolf Glück zu der Abhandlung über die Moral und Politik der Chinesen, an der Bilfinger damals arbeitete [1]),

1) Das Originalmanuscript dieser Schrift hat mir der Neffe

und verbreitet sich noch schließlich über die Jesuiten, „die im Ganzen über seine (Wolfs) metaphysischen For„schungen ein sehr günstiges Urtheil fällen, obwohl sie „nicht billigen, daß dieselben in deutschem Idiom „geschrieben sind, weil sie daraus eine ähnliche „Gefahr fürchten, wie, nach ihrer Meinung, aus „der deutschen Bibelübersetzung eine entstan„den ist." — „Lebe wohl", schließt der Brief, „und mache „Deine Sache auch fürder gut!"

Während Bilfinger mit Wolf über Philosophie korrespondirte, hatten ihm seine mathematischen Studien die herzliche Zuneigung des alten Johann Bernoulli zu Basel, des unsterblichen Mathematikers, gewonnen, der ihm schon unterm 14ten Febr. 1720 (ebenfalls in lateinischer Sprache) auf einen Brief, nach langen wissenschaftlichen Auseinandersetzungen, also schrieb: „Uebrigens muß ich Dir meine große „Freude bezeugen darüber, daß Du an unsern gemeinschaft„lichen Studien Lust findest, und daß Du schon mit so „großem Erfolge zu Höherem gelangt bist. Ich wünsche „der deutschen Nation Glück, daß sie immer von Zeit „zu Zeit Vertheidiger ihres Ruhmes (aliquos gloriae suae „vindices) nachwachsen sieht, und daß sie insbesondere Dich ge„funden hat, welcher dereinst im Stande sein wird, die vergeb„lichen Versuche einiger neidischen Engländer zurückzuweisen [1]),

---

geschenkt, und ich habe es dem großen Lehrer chinesischer Sprache und Philosophie, Herrn Abel-Remusat in Paris übersandt.

1) Nach spätern Briefen sind hier Taylor und einige andere gemeint.

„welche bis hieher, seit Leibnitzens Tode, meine Schultern „allein zu tragen hatten. Muthig also, trefflicher Mann, „und komm mir zur Hülfe, mir, den das zunehmende „Alter und andere Geschäfte nöthigen, der Mathematik fast „ganz Abschied zu geben.“ Bernoulli schickt mit diesem Briefe Bilfingern seinen Kupferstich, mit welchem er übrigens nicht sonderlich zufrieden ist, und dankt ihm für die Uebersendung von Leibnizens und Wolfs Bildern. Das letztere Bild findet er sorgfältiger gestochen als das erstere. „Aber „keins von beiden kommt der Eleganz gleich, die französische „und englische Kupferstecher erreicht haben.“

Der Briefwechsel mit Johann Bernoulli geht vom 6ten Januar 1720 bis zum 13ten Oktober 1725. Da Bernoulli noch bis zum Jahr 1748, also fast so lang als Bilfinger lebte, so sind entweder die spätern Briefe verloren, oder es hat ein Mißverständniß die großen Männer getrennt.

In jenen Jahren aber war der Briefwechsel mit diesen und andern Gelehrten Bilfingers einziger Trost. Er hatte mit Mangel, Neid und Lästerungen unaufhörlich zu ringen, und wäre erlegen, wenn nicht zur rechten Zeit eine unerwartete Hülfe erschienen wäre. Sein Lehrer und Freund Wolf, der von den Orthodoxen verfolgt, im Spätjahr 1723 nach Marburg hatte flüchten müssen, vergaß unter den eigenen Bedrängnissen, die er ihm in seinen Briefen so beredt schildert, des Freundes doch nicht. Gerade um diese Zeit schrieb Wolf an Bilfinger im Namen Peter des Großen, der ihn zum Professor und Mitglied der neu errichteten

Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg berief. Leider ist dieser Brief verloren. Aber spätere Briefe setzen die Verhandlung dieser Angelegenheit fort, und am 18ten Januar 1724 schreibt ihm Wolf in gutem Deutsch die Bedingungen. Sie waren 800 Rubel Gehalt mit freier Wohnung, freiem Holz und Licht, 300 Reichsthaler Reisegeld und fünfjährige „Kapitulation“.

Die Sache kam ins Reine, obwohl Bilfinger mit dem Schlusse des Jahres 1723 eine ordentliche Professur an dem Kollegium Illustre (eine Staatsanstalt für die Bildung des jungen Adels) zu Tübingen erhalten hatte und dadurch in bessere Verhältnisse gekommen war. Die Reise, mit drei gleichfalls berufenen Württembergern, Krafft,[1]) Duvernoy[2]) und dem durch seine Reisen in Sibirien nachmals berühmt gewordenen Gmelin, sollte im Anfange des Jahrs 1725 vor sich gehen, als der Tod Peters des Großen (25ten Januar 1725) auf einmal alle ihre Hoffnnngen zu vernichten schien. Doch lief bald ein Trostschreiben Wolfs (vom 5ten März 1725) ein. Darin heißt es unter anderem: „Als mir neulich der Graf von Golowkin, russischer „Gesandter am preußischen Hofe, den Tod des größten „Monarchen meldete, fürchtete ich sogleich, die Plane in „Betreff der schönen Künste und Wissenschaften, deren Ein„führung in Rußland man bezweckte, möchten in Rauch

1) Wurde 1725 Professor in Petersburg und kehrte 1744 nach Tübingen zurück, wo er 1754 starb.

2) 1716—1725 Professor der Anatomie an der Akademie zu Petersburg, kehrte nach fünf Jahren nach Württemberg zurück und starb 1759 in Kirchheim u. Teck.

„aufgehen (in fumum abirent). Aber als ich erfuhr, daß
„noch an demselben Tag, an dem der Kaiser das Zeitliche
„gesegnet, seine erhabene Gemahlin einstimmig durch einen
„gedruckten Erlaß des Senats, der heiligen Synode und
„der Generalität zur Selbstherrscherin der Reussen erklärt
„worden sei, nachdem sie feierlich vorher schon zur Würde
„einer Kaiserin erhoben worden, so ist kein Zweifel, daß
„diese erleuchtete Fürstin durch eine rasche Ausführung der
„Plane ihres Gemahls zeigen werde, daß das russische Volk
„und die Staatsverwaltung durch jenen Unfall nichts zu
„leiden haben. Ja, ich prophezeihe unter der neuen Regierung
„den Musen noch einen glücklicheren Sitz in Rußland, wegen
„der heroischen Tugenden aller Art, durch welche sich
„diese Kaiserin auszeichnet. Denn wenn sie sich auch wegen
„der Geschäfte nicht gleich in den ersten Tagen mit der
„Akademie beschäftigen kann, so denke ich doch, die Zögerung
„wird durch den Nutzen vergütet werden."

Wolf hatte richtig gesehen. Die Unterhandlungen wurden durch den kaiserlichen Leibarzt Blumentrost fortgeführt und ein Kontrakt abgeschlossen. Ein schwarzgeränderter Brief des um seinen Souverän trauernden russischen Gesandten zu Berlin, Grafen Golowkin, vom 27ten März 1725, kündigte Bilfingern mit den achtungsvollsten Ausdrücken in einem für jene Zeit ausgezeichnet guten deutschen Style den Abschluß der Sache an: „Euer Hochedlen werden „hiebei ein gegenseitiges Engagement von meiner Hand und „Siegel zurück erhalten; und weil wir solchergestalt in dieser

„Sache geschlossen, so ist nichts mehr übrig, als daß Ew. „Hochedeln dero Reise in Gottes Namen antreten". Der Brief verbreitet sich dann über die Reisekosten, worunter auch 100 Speziesthaler für „die zwei Studenten" (Krafft und Gmelin, denn Duvernoy war schon Doktor der Medizin). „Ihr Engagement", fährt Golowkin fort, „ver„steht sich von selbst nicht länger als auf fünf Jahr, wenn „es Ihnen nicht ansteht...." Ihro jetzt regierende kaiser„liche Majestät haben mir nicht allein höchsteigenhändig an„befohlen, denen Membris der Akademie dero kaiserliche „Huld und Protektion, auch die akkordirten Punkte aufs „neue zu versichern, sondern auch dahin zu sehen, daß die „HH. Professores numehr wirklich aufbrechen möchten, indem „Sie sehr verlangen, diese gelehrte Gesellschaft so bald als „möglich beisammen und in völligem Stande zu sehen."

Der lang angefeindete und verschmähte Mann war durch diese Anerkennung des Auslandes nun auf einmal auch in Tübingen zu Ehren gekommen; er hielt am 1. Juni 1725 im Kollegium Illustre vor einer glänzenden Versammlung „unter allgemeinem Applausu" seine Abschiedsrede, und erbärmliche Arien wurden zu seinen Ehren abgesungen; das herzogliche Entlassungsdekret selbst (vom 30. Mai 1725) nennt ihn „einen, „sowohl in theologia als in allen Theilen der Philosophie, „und zumal in der Mathesi gründlich gelehrten und mit einem „scharfsinnigen Verstand und Urtheil begabten Mann [1])."

1) Bilfinger hatte kurz zuvor seine Dilucidationes de Deo, Anima, Mundo etc. herausgegeben.

Inzwischen quälte unsern Professor ein seltsamer Scrupel. Er war mit einem Mahlzeichen geboren, das seiner Familie eigenthümlich gewesen sein und woher das Geschlecht seinen Namen führen sollte; er hatte an jeder Hand einen Ueber-finger, war ein wahrer Bilfinger, d. h. ein Zwölf-finger oder Viel-finger. Zwar waren ihm jene zwei überflüssigen Finger schon in der Kindheit abgenommen worden, doch mochte nicht alle Spur davon getilgt sein; dazu war er mit einem Feuerstriche auf der Stirn gezeichnet; er fürchtete daher, daß die Kaiserin „einen Eckel an ihm fassen möchte“. Selbst auf der Reise, die Bilfinger und Gmelin im August 1725, zwei Monate früher, als die beiden andern Württem-berger, angetreten zu haben scheinen, verfolgte ihn das Miß-geschick: in der Gegend von Friedberg verlor er Geld, Bücher und alle Habe und kam ganz entblößt in Petersburg an. Doch auch dies Unglück mußte, nach seiner eigenen Bemer-kung, zu seinem Glücke dienen. Aller Bücher beraubt, nur an seine Denkkraft gewiesen, rang er sich wieder zu einer Originalität empor, die ihm der Umgang mit dem folge-rechten, aber breiten und trivialen Wolf am Ende zu rauben gedroht hatte.

In Petersburg fanden sich die süddeutschen Gelehrten sehr gut aufgenommen, obgleich sie sich von der Ehre, die sie dort erwartete, etwas zu kühne Vorstellungen gemacht haben mochten. Wenigstens werden Bilfingers Forderungen wegen einer angemessenen Wohnung von Herrn Blumentrost in einem fast unanständig hingeworfenen Schreiben vom

2. November ohne viele Umstände zurückgewiesen: „effectivement il n'y a point de général qui ait tant d'appartemens comme vous prétendez en avoir. Ainsi, Messieurs, vous ne prendrez pas en mauvaise part qu'on vous les refuse." Um so höflicher wünschte ihm Graf Golowkin unterm 18. September von Berlin aus Glück zu seiner Ankunft. „Ich „bin versichert", schreibt er, „daß der Fortgang und das „Ende mit dem Anfang übereinkommen, und Ew. Hochedel„geboren niemals Ursache haben werden, Ihnen den gefaßten „Entschluß leid werden zu lassen."

Von der Heimath aus erhielt Bilfinger einen Auftrag, der in diesem Augenblicke, wo so erfolgreich an der Veredlung des württembergischen Weines gearbeitet wird, von einigem Interesse ist. Er hatte zu Tübingen einen „Freund und Diener", Herrn Jakob Friedrich Metz, von dem wir nichts weiteres wissen; dieser kam auf den Gedanken, die Vokation unserer Gelehrten zu einer Spekulation zu benützen, und mit dem württembergischen Geist gelegentlich auch die württembergischen Weine nach Rußland zu spediren. Er wünschte seinem Freund und Patron unterm 22. Oktober 1725 von Tübingen aus herzlich Glück zu seiner Hineinkunft und hofft: „daß ihr durch ganz Moschgau „(Moscovie) mit Ehren bestehen möget, und Euer Ruhm „sich in der ganzen Welt ausbreite." Dann kommt er zur Sache: „Ich habe mit Herrn Doktor Duvernoy wegen des „Weinhandels geredet; er hat mir versprochen, durch Herrn „Leibmedicum Blumentrost es Ihro Majestät der Zaaren

„(sic) zu rekommendiren, habe auch deßwegen einen Flaschen-„keller machen lassen, um solchen Ihnen mitzugeben, in wel-„chem viererlei Weine sind: Nr. 1 ist Dürrenzimmerer 18er, „Nr. 2 ist Mundelsheimer 19er, Nr. 3 ist Felbacher 24er, „Nr. 4 18er Roßwager. Diese Weine kann Er mit Zu-„ziehung Herrn Doktors Duvernoy Ihro Majestät der Zaaren „(wann sie anders den Handel selbst führen will) „oder denen Kaufleuten zu versuchen geben." Er macht als-dann Bemerkungen über die Eigenschaft und Behandlung dieser Weine, und ist erbötig, nach Hamburg oder Berlin zu gehen, um das Geschäft dort schriftlich oder mündlich auszumachen. Ja, er ist sogar bereit, nach Petersburg zu reisen, sich in den Dienst der Zaarin zu begeben und ihr diesen Handel mit großem Nutzen zuzuführen, „das nichts Geringes sein wird". Auch sollte „kein Schwabe keinen Schaden davon haben", und am wenigsteu die gelehrten Herren Landsleute: „Ihr sollt jeder Zeit, wann etwas hineingeht, einen guten Trunk mitbekommen." Der Erfolg dieses Projekts ist mir unbekannt.

Bilfinger ließ indessen in Petersburg bald sein Licht leuchten, und die Kommentare der Akademie beweisen, daß er seines Rufes nicht unwürdig gewesen. Auch sagt ihm Chr. Wolf (Marburg den 1. Sept. 1726): „Aus dem, was „Du schreibst, ersehe ich, daß Ihr Herrliches leisten werdet, „so daß Euer Kollegium der Großmuth Eurer erlauchten „Kaiserin, die Jedermann für beispiellos erkennt, nicht un-würdig geachtet werden wird." Bilfingers Ruhm wurde

durch einen glücklichen Umstand merklich erhöht. Die Akademie zu Paris hatte um diese Zeit die berühmte Streitfrage über die Schwere der Körper aufgegeben. Bilfinger arbeitete während seines Aufenthalts in Petersburg eine Schrift darüber aus. Er hatte sich, wie es scheint, schon früher das Herz genommen, an den berühmten Fontenelle zu schreiben und ihm den Auszug einer Abhandlung über die Bewegung der Körper zu schicken, eine Abhandlung, durch welche eine Art von Band zwischen der Pariser und Petersburger Akademie geknüpft werden sollte. Dieser ausführliche Brief an Fontenelle ist im Koncept vorhanden; er ist ein lebendiger Ausdruck von Bilfingers glühender Begeisterung für alles Große. „Monsieur“, so beginnt er, „si je n'ai pas l'honneur d'être connu de vous, j'ai au „moins l'avantage de connoitre depuis longtemps vos „ouvrages, et d'estimer vos mérites.“ Nach einer langen Abhandlung schließt er: „Au reste je m'estime fort heureux „d'avoir l'occasion de vous temoigner à vous même, comme „je l'ai fait jusqu' ici à mes collégues, que j'ai une estime „particulière pour tout ce qui vient de vos mains, et que „je serai toujours avec la passion qu'on doit aux „grands génies, Monsieur, votre etc. George Bernhard „Bülffinger, de la société de Petersbourg.“

Eine Antwort auf diesen Brief findet sich nicht vor, ist aber ohne Zweifel erfolgt; denn Fontenelle ist der erste, der, nachdem ihm Bilfinger noch zwei Mal (das erste Mal ohne Namensunterschrift, mit der eingesandten, um den Preis

werbenden Abhandlung) am 27. Juli 1727 und am 20. Febr. 1728 geschrieben, ihm die Freudenbotschaft meldet, daß er den Preis erhalten.

Fontenelles Brief ist sehr leserlich und kurrent geschrieben; man sieht der siebenzigjährigen Hand, die ihn schrieb, an, daß sie noch dreißig Jahre zu schreiben im Sinne hatte; zusammengelegt und versiegelt ist er auf die leichte Weise, wie die Pariser noch heutzutage ihre Billets für die petite poste behandeln, und in dieser Billetform legte er seine 500 Stunden unversehrt zurück. Der Inhalt besteht größtentheils aus trocknen Gelehrtennotizen; aber was zum Ruhme unsres Landsmanns darin aus einem so berühmten Munde, der noch auf den heutigen Tag seinen Kredit in ganz Europa nicht verloren hat, gesagt ist, das dürfen wir mit gerechtem Stolze in diese Blätter einzeichnen.

„Monsieur“, schreibt Fontenelle, „je suis ravi d'avoir „à vous apprendre que l'Académie des sciences vous donna „hier le prix sur la cause de la pesanteur. Comme „vous aviés envoyé votre nom cacheté, on a ouvert le billet „après le jugement, et on a trouvé votre nom. J'ai une „vraye joye de pouvoir par cette nouvelle vous payer en „quelque sorte les obligations que je vous ai d'avoir bien „voulu traduire mon Éloge du Czar Pierre I., et de m'avoir „donné sur cela beaucoup de bons avis dont j'avois besoin, „et que personne ne m'eult donnés.“

„Voilá donc 2400 ℔ de notre monnoye que vous avés

„à recevoir ici....“ (Hier gibt Fontenelle ihm die Mittel an, das Geld zu erhalten. Dann fährt er fort):

„Adressés moi votre lettre sous une enveloppe qui sera à M. Paiot d'Ontembrai, directeur général des postes, à Paris.“ (Man sieht, Fontenelle dachte bei einer, ohne Zweifel unermeßlichen Korrespondenz, auf Mittelchen, das Postporto sich und andern zu ersparen. Sein Brief an Bilfinger ist nicht frankirt. —) „Il y a encore autre chose: l'Académie „fait imprimer les pièces victorieuses; je m'offre à prendre „soin de l'impression de la vostre, quoique je craigne „bien qu'elle soit difficile à lire en plusieurs endroits.“ (F. gibt ihm nun die Preisfrage für 1730 an, und kommt mit einiger Eitelkeit auf seine obengenannte Schrift zurück.) „Ie vous renouvelle encore, Monsieur, mes très humbles „remerciements par rapport à l' Éloge du Czar. Votre „traduction l'aura sans doute fait valoir dans votre cour „et sur les avis que vous me donniés j'ai fait tous les „changéments nécessaires, et grace à vous il est en meilleur „état. C'est dans cet état que je l'ai fait imprimer, et il „est dans notre volume de 1724 qui paroist depuis quelque „mois ou deux. Si ce livre peut aller jusqu'à vous, vous „vous apercevrés de ma déférence à vos avis, et c'est là, „je croi, la meilleure façon de vous en remercier.“

Nun folgen Dinge, die nach 102 Jahren von gar keinem Interesse mehr für uns sind. Aber der Schluß darf hier nicht fehlen:

„Je vous avoue ingénüement que je n'ai encore lu

„aucun de vos ouvrages, quoique je connusse fort votre „nom; je ne suis point savant, et je connois assés „peu les ouvrages étrangers. Mais je vais chercher les „vostres, et je serai fort glorieux de m'y trouver. „Je viens de publier, moi indigne, un gros livre intitulé: „Élémens de la Géometrie de l'Infini; si je savois „quelque moyen de le faire pénétrer à Petersbourg, je le „prendrois; je serois ravi de savoir le jugement de vos „habiles géomètres, le vostre, Monsieur, celui de Mr. Her-„man, Bernoulli, Delisle; mais je crois qu'il faut s'en tenir „à un souhait inutile. Je vous supplie du moins d'assurer „ces Messieurs de mes très humbles respects. Je suis „Monsieur, votre très humble et très obëissant serviteur „Fontenelle, de Paris ce 8. Avr. 1728."

Ich habe die angeführten Stellen des Briefs, kleine Accentnachläßigkeiten abgerechnet, genau kopirt; nur daß der Verfasser alle j wie i und alle v wie u schreibt, was, wiedergegeben, das Lesen sehr erschwert haben würde.

Ein zweiter Brief Fontenelles vom 14. Januar 1728 enthält nichts für unsere Leser Interessantes, als die Aeußerung über sein Werk de la Géometrie de l'Infini: „En général, Messieurs, je vous demande à tous, sinon de „l'indulgence qui n'est guerre pérmis à un Géomètre de „demander, et qui me seroit pourtant assés nécessaire, du „moins une attention fort suivie pur une matière presque „toute neuve, et que j'ai eu la témérité de vouloir appro-„fondir au delá de ce qu' avoient fait de grands

„hommes, dont je ne serois pas digne d'être „l'écolier.“ Man sieht aus dieser Stelle, daß Fontenelle das, was ihm die Literargeschichte zum bleibenden Vorwurf macht: Mangel an Erfindungsgeist, selbst an sich kannte, und edel genug war, es auch gegen andere Gelehrte nicht zu verbergen.

Die Preiszuerkennung der Pariser Akademie half unserem Bilfinger zu einem schnellen Ruhme. Sein Name ward in allen Zeitungen genannt, bald kannte ihn ganz Europa und endlich wiederhallte er auch in seinem Vaterlande, wo er längst vergessen schien, wo sich jedoch Bilfinger, der sein liebes Würtemberg auch zu Petersburg nie aus dem Auge und Herzen verloren zu haben scheint, einzelne Freunde, und darunter einen sehr mächtigen, erhalten hatte.

Gewiß nicht ohne den Wunsch, die abgerissenen Bande bei Zeiten wieder anzuknüpfen, geschah es, daß er in einem Briefe vom $\frac{2}{13}$ August 1726 dem würtembergischen ersten Minister und Oberhofmarschall, Grafen von Grävenitz, ausführliche Nachrichten von seinen literarischen Arbeiten ertheilte. Die Antwort des Grafen auf diesen Brief findet sich in meinem Bilfinger'schen Papierschatze. Wenn meine Leser das Bild kennen, das die über die Maitressenregierung unter Herzog Eberhard Ludwig erbitterten Zeitgenossen von diesem Bruder der Gräfin von Würben entwerfen, so erwarten sie gewiß einen ganz andern Brief, als den, aus welchem ich ihnen Bruchstücke mittheilen kann. Der Graf von Grävenitz galt zwar für einen unendlich höflicheren

Mann, als seine gewaltthätige Schwester, aber er wird doch als ein Ignorant geschildert, der weder Latein, noch Französisch, ja kaum Deutsch verstehe, der ohne alles Verdienst und unwürdig sei, das Amt, dem er vorsteht, zu bekleiden. Die Geschichte hatte bisher aus dieser Schilderung seines Todfeindes, des Herrn von Forstner [1]), die Züge zu des Grafen Charakterbild entlehnen müssen; unser Brief aber straft dieses Urtheil vollkommen Lügen. Der Brief ist nicht nur voll von Hochachtung gegen die Gelehrsamkeit und persönlicher Theilnahme gegen den Gelehrten, an den er gerichtet ist, er zeugt auch von großem Interesse an der Philosophie und nicht gemeiner Kenntniß des damals herrschenden Leibnitzischen Systems. Sein Styl ist nicht schlechter und nicht besser als der aller, auch der größten Gelehrten damaliger Zeit. Er ist von Aurach (Urach) aus datirt, vom 12ten Oktober 1726, und scheint zwar in die Feder diktirt, rührt aber sicherlich von dem Grafen selbst her. Der Graf versichert, daß er von „seines hochgeehrten Herrn „Professors Meriten und seltener capacité allezeit die beste „Opinion gehabt." „Ich wünschte," sagt er, „daß Ihre „tiefsinnige Decouverten und andere gelahrte Produktionen „des Ihnen von Gott verliehenen trefflichen Genie sowohl „zur Aufnahm Ihrer Akademie und der gesammten reip. „literariae als auch zu deroselben eigenen Vergnügen und „weiterer Ausbreitung Ihres schon bereits erlangten aus-

1) S. Pfaffs Geschichte von Würtemberg. Zweiter Band, S. 312 f. Note.

„nehmenden Ruhms reussiren und ausschlagen mögen; wobei „ich Sie allzeit meiner wahren Hochachtung und Ergebenheit „versichere, und mir beständig eine Freude davon machen „werde, wo ich zu dero Glück und Wohlsein was Ange„nehmes werde kontribuiren können."

Nicht zufrieden mit diesem Kompliment, eilt der Graf wissenschaftlichen Materien zu, bittet sich Bilfingers demonstrationes pro mensura virium motricium pro Leibnitio aus, und ersucht den Professor, ihm „den genaueren Nexum „dieses principii cum systemate harmoniae præstabilitæ „noch etwas deutlicher darzuthun; denn ich erinnere „mich, daß auch Cartesius den influxum reciprocum animæ „et corporis nicht aufgehoben, saltim non animæ in corpus, „wie ihn deßwegen expresse vor einiger Zeit ein gewisser „Professor, Namens Andala, defendiret hat." Der Graf citirt nun Verschiedenes aus dieser Defension, und erlaubt sich, die Leibnitzisch-Bilfingerische Ansicht, als nicht geringen Schwierigkeiten unterworfen, anzugreifen: „weilen solche nicht „nur der Erfahrung, welche pro influxu militiret, sondern auch „der Freiheit des moralischen Willens, und der daraus erwach„senden und zurechnungsfähigen Handlungen offenbar zu prä„judiciren scheinet. Ein mehreres lassen meine andern Geschäfte „dermalen nicht zu, wannenhero ich schließe und nebst freund„licher Begrüßung ihrer H.H. Commilitonum ex patria, unter „nochmaliger Versicherung aller meiner Ergebenheit allstets ver„bleibe meines hochgeehrten Herrn Professors dienstbeflissener

F. G. Gr. v. Grävenitz."

Dieser Brief kann freilich an dem Urtheil der Geschichte über jene unglückselige Periode und den thätigen Antheil, den an ihr der Graf von Grävenitz gehabt, nichts ändern; aber er zerstört wenigstens eine grobe Verläumdung und zeigt uns den Mann jezt, nach einem Jahrhundert, unerwartet von einer guten Seite, als Freund der Gelehrsamkeit und Beförderer des Genies.

Denn es waren keine leeren Worte, die er von Urach aus an Bilfinger geschrieben; wenige Jahre nachher fand er Gelegenheit, seine gute Gesinnung zu bethätigen, und es ist kein Zweifel, daß die Rückkehr Bilfingers ins Vaterland, die ihm den Weg zum höchsten Ehrenposten im Staate und zu einer vielfach segensreichen Wirksamkeit bahnte, hauptsächlich der Mitwirkung des Grafen verdankt ward.

Der erste Anlaß ging jedoch von dem Herzog Eberhard Ludwig von Würtemberg selbst aus. Einst, als dieser in Gesellschaft seines damaligen Reise- und Abendpredigers Tafinger im Bade zu Teinach war, las er zufälliger Weise eine Zeitung, in welcher Bilfingers Preisschrift und Name mit großer Ehre genannt wurde; der Herzog besann sich und fragte verwundert, ob dieser Mann nicht ein Würtemberger sei? Tafinger bejahte dieß und ergriff mit Freuden die Gelegenheit, seinem Freunde die verdienten Lobsprüche zu ertheilen. Jezt mochte sich der Herzog erinnern, daß er diesen Mann, wie es in dem Entlassungsdekrete hieß, „der Akademie zu Petersburg nur auf fünf Jahre geliehen habe, er äußerte ein Verlangen, ihn in seine Dienste zu

nehmen, und befahl sowohl Tafingern als dem Minister Grävenitz, ihm bei der nächsten Vakatur eines Professorats in Tübingen den Namen Bilfinger ins Gedächtniß zu rufen. Die Gelegenheit zeigte sich bald: nach zwei Monaten wurde die Stelle eines Professors der Theologie und Oberaufsehers des theol. Stifts erledigt, und Grävenitz war es, der den Herzog erinnerte und auf dessen Befehl sogleich an Bilfinger schreiben ließ [1]). Kaum war diese Nachricht im Vaterlande verbreitet, als sich alsbald wieder die Kabale gegen ihn regte. Man beschuldigte ihn des Atheismus. Er selbst mochte dies erfahren haben oder ahnen; denn er antwortete, daß er lieber wünschte, nach Verfluß seiner fünf Jahre die beiden mathematischen Professuren bei der Universität und im hochfürstlichen Kollegium zusammen zu haben, als zu einer theologischen Professur befördert zu werden. Allein der Herzog, bei welchem der Patriotismus über die Kabale gesiegt hatte, bestand auf seinem Verlangen, Grävenitz schrieb wieder und Bilfinger antwortete endlich beifällig, laut einem Briefkoncepte vom 29. März (9. April) 1729, das ein zu schönes Zeugniß von seinem vortrefflichen Charakter ablegt, als daß es hier übergangen werden dürfte.

„Euer Excellenz, schreibt B. an Grävenitz, beweisen „mir Abwesenden dero Gnade bei einer solchen Gelegenheit

1) Durch Dr. Joh. Zeller (Kirchheim unter Teck d. 14. Okt. 1728). Auch dieser im größten Geheimniß geschriebene Brief erwähnt schon der Umtriebe von Bilfingers Feinden.

„und auf eine solche Art, daß Jedermann mit mir gestehen „muß, dero Erlauchten handeln hierinnen nach dero angebornen Großmuth und über meine Verdienste.“ Nachdem nun Bilfinger seinen innern Kampf geschildert, gibt er endlich seine Einwilligung, die angebotene Stelle anzunehmen, verehrt den Willen Gottes mit demüthiger Anbetung, und hat sich dieser Beförderung durch ein unterthäniges Dankmemoriale gehorsamlich unterzogen. Dann geht er auf die Verläumdungen seiner Feinde über: „Ich vernehme, daß man hin „und wieder von falscher Lehre und gefährlicher Weltweisheit „viel Anstößiges auf mich vorgebe. Gott rechne es denen „nicht zu, die falsch Zeugniß geben auf die Unschuldigen! „Ich glaube, daß gelehrte und redliche Männer irren können. „Die Wolfische Philosophie habe ich fleißiger und unpartheiischer untersucht, als alle die übrigen, und würde sie ferne „von mir verbannen, wo sie den Lehren und symbolischen „Büchern unsrer evangelischen Kirche entgegen wäre, ich „würde mich nicht unterstehen, eine Professur anzunehmen, „dabei man sich vor Gott und Fürsten verbinden muß, nach „denen Glaubensbüchern unserer Kirche zu lehren, und dieses „in der Gemeinschaft und gleichsam unter der Aufsicht anderer „wackerer Gottesgelehrten, die nicht versäumen würden, den „Betrug in Zeiten zu entdecken; *zumal da ich durch „Gottes Gnade nicht nöthig habe, um Brod zu „gehen, oder mich mit falschem Schein in ein Amt „zu drängen.* So wie mein Herz vor Gott offenbar ist, „so zeuge ich hiermit vor Ew. Erlauchten, daß ich den

„Lehren unserer Kirche zugethan bin und bleibe; also daß „sich in diesem Fall keine Hinderung meiner Beförderung „in der That selbsten hervor thun kann; es wäre denn, daß „man solche Versicherung vorläufig verlangte, welche ich, „ohne Bestärkung eines gleichsam billigen Verdachtes nicht „von mir ausstellen könnte.“ Nachdem er wiederholt den Wunsch ausgedrückt, lieber die Professur der Mathematik zu erhalten, schließt er seinen Brief voll Rührung: „Gott „belohne, die da Gutes thun an Gegenwärtigen und Ab„wesenden, so wie dero Excellenz an mir, als an einem „Menschen, der sich seines Vaterlandes verziehen „hatte. Bin ich's werth, so empfehle ich mich zu dero „Gnade, als Ew. u. s. w.“

Dieser merkwürdige Brief, der uns in Bilfingers Herz sehen läßt, zeichnet sich durch einen besonders reinen Styl aus. So concis, so natürlich, so sauber von lateinischen und französischen Brocken, haben neben Mosheim, im Jahre 1729, wenige in Deutschland geschrieben.

In Petersburg fand Bilfingers Entlassung weit mehr Anstand, als dieselbe früher in seinem Vaterlande gehabt; erst nachdem ein volles Jahr verflossen und alle Bemühungen, ihn zurückzuhalten, vergebens waren, wurde er endlich ungern, aber in Gnaden, mit Beibehaltung seines Charakters, nebst einer jährlichen Pension von 400 fl. entlassen, und kehrte im Jahr 1731 ins Vaterland zurück. Mit ganz leichtem Herzen mochte er nicht kommen, denn er hatte durch seinen Freund Tafinger einige Jahre früher (4. Juli 1727)

untröstliche Nachrichten über den Stand der dortigen Dinge erhalten. „In Stuttgart ist eben ein großes Lamentiren," „schrieb ihm dieser damals, „weil nunmehr die ganze Kanzlei „hinaus muß auf Ludwigsburg. Hr. Reg. Rath Seubert „hat nur die geringste Remonstration vor seine Person ge„macht, so ist er in Ungnaden abgeschafft worden..... In „Tübingen würde der Lärm [1]) eben so groß wer„den, wenn die Universität auf Stuttgart müßte, „welche Zeitung sich wieder geregt hat. Einige halten's „zwar für abentheuerlich, ich glaub' aber wohl, daß ich's „als eine Wahrheit schreiben darf, daß man bei Hof auf „den Gedanken kommen, auch daß der Herr Kanzler deß„wegen auf Steden citirt worden, mit ihm davon zu sprechen, „obschon in Tübingen hievon Niemand nichts weiß; was „aber abgeredt worden, und ob auf dem Gedanken beharret „werde, ist ganz noch ein Geheimniß."

Doch, als Bilfinger zurückkam, war davon nicht mehr die Rede. Noch in demselben Jahre wurde das Land durch die Gefangensetzung der Gräfin von Würben beruhigt. — In Tübingen machten bald Bilfingers Vorlesungen, wie seine Grundsätze, das theologische Stift zu regieren, großes Aufsehen, und seine aufgeklärte Denkungsart leistete der Universität großen Nutzen. Zwar war der Mann, der selbst vermöge seines Genies Schöpfer eines philosophischen Systems hätte werden können, nur der Anhänger eines

1) Von diesem Lärm im Jahr 1727 wußte bisher die Geschichte unsers Vaterlandes nichts.

fremden Systems; aber er war kein sklavischer Nachbeter desselben, er erweiterte, verfeinerte, modificirte dasselbe und vertheidigte es mit neuen Gründen. „Jedermann, sagte mir sein greiser Neffe, wunderte sich, daß er aus dem trockenen Ding so viel zu machen wußte. Aber wo er schaffte, da wurde es Licht.“ Seine theologische und philosophische Moral war sehr rein, und sein Beispiel predigte sie noch lauter als sein Vortrag. „Das ganze Leben, war sein Wahrspruch, muß ein ununterbrochenes Streben nach Besse„rung sein. Das Leben des rechtschaffenen Mannes, sagte „er zuweilen, muß sein, wie die großen Frakturbuchstaben: „Ein Zug muß gehen durchs Ganze hindurch.“ Ueber der Theologie und Philosophie vernachlässigte er übrigens die Mathematik und Physik nicht. Seine Lieblingsbeschäftigung war die Fortifikationskunst. Noch wenige Jahre vor seinem Tode erhielt er für eine Erfindung in derselben vom russischen Hofe ein Geschenk von zweitausend Gulden. Damals aber hatte diese Liebhaberei den entscheidensten Einfluß auf sein Lebensschicksal.

Die Befestigungskunst war es, die das Auge Karl Alexanders [1]), des Thronfolgers, kurz nach seiner Rückkehr ins Vaterland, auf den außerordentlichen Mann lenkte. Die bedeutende Sammlung von Briefen dieses Prinzen, vor seinem Regierungsantritt, an Bilfinger, die vor mir liegt, wirft auch auf ihn, den die Geschichte bisher so streng beur-

1) S. über ihn Pfaffs Geschichte Würtembergs. Zweiter Band. S. 588—419.

theilt hat, ein günstigeres Licht. Diese Briefe beweisen, daß er nicht blos, was man ihm zugesteht, ein im Krieg ergrauter Held war, sondern auch, daß er ein warmes, für Freundschaft empfängliches Gemüth, einen gebildeten Geist und große Hochachtung vor Gelehrsamkeit und Talent hatte. Karl Alexander, damals schon ein Mann von 46 Jahren, und schon im 13. Jahr Krieger, erholte sich von den Strapazen seiner vielen Feldzüge im Sommer 1732 einige Wochen im Wildbade, wohin, vielleicht von ihm berufen, auch Bilfinger kam, in dessen Umgang er hier die ganze Zeit zubrachte. Von dieser Bekanntschaft her datirt sich ein sehr lebhafter Briefwechsel, dessen Inhalt sich über Materien aus der Befestigungskunst verbreitet, und durch welchen Bilfinger dem Prinzen von Tag zu Tage lieber, ja unentbehrlicher wurde. Der erste Brief Karl Alexanders ist von Winnenthal, der Residenz desselben, geschrieben und vom 5. December 1732 datirt: „Würdiger, hochgelehrter, sonders geliebter Herr „Professor. Ich habe denselben nochmalen sehr vielen Dank, „daß Sie mir durch dero angenehme Gegenwart die Zeit im „Wildbad so angenehm haben passiren machen, und nachdem „ich bei meiner Rückkunft den Riß von Belgrad, nebst dem „beigefügten Profil allhier wieder gefunden, so habe solchen „dem Herrn Professori hiemit kommuniciren, dabei aber „bitten wollen, wenn Sie ihn genugsam betrachtet und examinirt, „mir solchen wieder pitschiert zu übersenden. Und gleichwie „übrigens dieselbe bei mir und meiner Gemahlin in ganz „besonder ergebenem Andenken verbleiben, also erwarte ich

„auch nur Gelegenheit, Ihnen zu zeigen, mit wie viel Estime
„und Zuneigung ich seye, des Herrn Professoris besonders
„wohlaffektionirter Karl Alexander H. z. W." In diesem wohlwollenden Tone sind alle Briefe des Prinzen an Bilfinger geschrieben; ja schon im zweiten (W. 20. December) unterschreibt er sich „mit sonderm Attachement" „als wohlaffektionirter Freund" und bittet um die Gefälligkeit, daß Bilfinger „auf die instehenden Weihnachtferien ihm einige
„Tage schenke, damit sie mit einander arbeiten können."
Dies geschah, und der Prinz dankt ihm herzlich für den lieben Besuch; ein ander Mal versichert er ihn seiner „ganz besondern Freundschaft". Mit der Stubengelehrten Ansichten konnte sich aber der erfahrene Kriegsheld nicht immer vereinigen, und sie scheinen ihm zuweilen ein Lächeln abgelockt zu haben. So schreibt er unterm 22. Januar 1733:
„Ich habe dero Schreiben vom 18. Hujus mitsamt dem
„Buche erhalten, und in demselben viel Schönes ersehen,
„doch zweifle ich aus ein und andern Dingen,
„daß er (der Verfasser) ein wirklicher Praktikus
„seye, indem er dem Feind einen allzugroßen Terrain gelassen,
„wodurch man ihm seine Flanquen sehr inkommodiren kann
„u. s. w." Auch meint der Prinz, des Verfassers Contrescarpen könnten bei der Nacht gar leichtlich alle beide durch Sturm zugleich verloren gehen, „dergleichen ich selbsten eine
„defendiret, mithin am besten weiß, wie viel Vorsorg es
„mir gekostet, und mit wie viel Arbeit und Präcautionen
„ich es dahin gebracht habe, daß dem Feind die Lust darzu

„vergangen ist, da ich doch, zum Ueberfluß, um selbige zu „soutenieren, wohl verpallisadirte Flechen mit ihren Kommu„nikationen und Traversen gehabt." Dann heißt es bald: „und sage ich Ihnen ohne Flatterie, daß mir Ihre dabei „gesezte Remarquen besser als das Buch selbsten gefallen." Und schon wieder möchte er den Professor bei sich in Winnenthal haben. Von nun an unterschreibt er sich als „wahrer Freund und Diener", er versichert, daß es ihm und seiner Gemahlin ein rechtes Vergnügen sein werde, ihre „Zuneigung durch wirkliche Zeugnisse bestätigen zu können." (W. 16. Februar 1733.) Auf dem Wege nach Eger ins Bad schreibt er ihm von Frankfurt aus einen ganz eigenhändigen französischen Brief (13. April 1733), und vor seiner Abreise nach Belgrad (denn seit dem Frieden von 1718 war der Prinz Statthalter von Belgrad und Servien) mußte Bilfinger (am 10. Mai 1733) noch nach Winnenthal zu einer Abschiedsunterredung kommen. In Belgrad, mitten unter „vielerlei „verdrießlichen Geschäften und in Zeit seiner Abwesenheit „eingeschlichenen Unordnungen" vergißt er doch seines gelehrten Clienten nicht, er erzählt ihm (24. Juni 1733): „daß die zu Belgrad auch noch nicht Alles ausstudirt", und „wünscht öfters bei ihm zu sein und über ein und anderes mündlich zu konferiren." Die Korrespondenz war aus dieser weiten Ferne so lebhaft wie von Winnenthal aus; und als die Gemahlin des Prinzen ihm nach Belgrad nachfolgte, so nahm sie Bilfingern ein Kästchen (mit Instrumenten oder Modellen) an den Gemahl mit und verabschiedete sich brief-

lich als seine „Ergebene Freundin Augusta, Herzogin zu Würtemberg.“ (Stuttgart 28. Sept. 1733). Der Begleiter des Prinzen, Hofrath Neuffer, der früher dem Professor ziemlich vornehm geschrieben, schickt ihm jetzt mit einem ganz scharmanten Briefe aus Jagodina (29. August) vier Sorten Melonen, „die von solcher Güte sind, auf der kaiserlichen Tafel aufgetragen zu werden“. Nur ein Quartanfieber des Prinzen unterbricht den Briefwechsel ein wenig; dann findet sich folgender letzte Brief von Wien den 14. Nov. 1733: „Würdiger, sehr werther Herr Professor! dessel„ben zu verschiedenen Malen abgelassene, sambt dem leztern „Riß habe gnädigst wohl erhalten, und gleichwie demselben „den gnädigsten Dank dafür erstatte, als versichere, daß mir „ein besonderes Plaisir machen werde, je und alle Zeit zu „bezeigen, wie mit besonderer Affektion und Gnade ihme „allezeit stets wohl beigethan verbleibe, des Herrn Professors „affektionirter Karl Alexander.“ Der veränderte Ton dieses Briefes deutet nicht etwa auf eine Erkältung; er gibt nur zu erkennen, daß nicht mehr blos der Prinz zum Freunde, sondern daß der Herzog zum Unterthanen spreche; denn Eberhard Ludwig war seit vierzehn Tagen (31. Okt.) gestorben; ein Eilbote hatte ohne Zweifel den neuen Herzog in Servien gesucht, und auf der Reise zur Thronbesteigung war dieses Schreiben erlassen. Im übrigen berief der Fürst den Professor sogleich nach seiner Ankunft, in den ersten Tagen seines Regierungsantritts zu sich; nach dem Verfluß eines Jahrs kam der Herzog selbst nach Tübingen, besprach

sich wiederholt mit Bilfinger über Gegenstände der Fortifikation, nahm ihn mit sich auf die Festung Hohentwiel, und war wahrhaft entzückt von seinen Kenntnissen und seinem Umgang.

So dürfen wir uns nicht wundern, wenn uns in den Papieren die Kopie eines Rescriptes vom 18. Dec. 1734 begegnet, durch welches der Herzog in Gnaden resolvirt: „den bisherigen Professorem zu Tübingen, Johann (Georg) „Bernhard Bülfinger, aus besondern, in seine vielfaltig „comprobirte Wissenschaften, Geschicklichkeit, Einsicht und „Probität setzenden Vertrauen um Uns zu haben; zu „welchem Ende wir ihn zu Unserm wirklichen Ge„heimen Rath mit Rang und allgewohnlichen Prärogativen, auch Besoldung [1]) und Emolumenten gnädigst ernannt „haben wollen."

Für diesen wichtigen Zeitabschnitt des Bilfinger'schen Lebens verläßt uns großentheils die bedeutendere Korrespondenz, und es scheint, daß viele Briefe aus der nun folgenden Periode von dem Geheimenrath vernichtet worden sind. Nur der Briefwechsel Wolfs geht noch regelmäßig fort [2]), ohne daß er jedoch für jetzige Leser besonderes Interesse gewährte; nur die nachfolgende Stelle dürfte als

1) Nach einer beigelegten Liste 1500 Gulden theils Geld, theils Naturalien.

2) Die übrigen Hauptbriefe sind Korrespondenzen mit der Petersburger Akademie, seinen dortigen Landsleuten und einem russischen Edelmanne von Bisukin; über den Briefwechsel mit Schulemburg s. unten.

charakteristische Notiz der Aufbewahrung werth sein: „der „Kronprinz von Preußen (Friedrich der Große) ist mir „ziemlich günstig", sagt Wolf (Marburg den 20. Dec. 1736) „und hat in meiner Philosophie, mit welcher er sich anhaltend „beschäftigt, große Fortschritte gemacht; auch die Königin, „sammt andern hochadeligen Damen, ist meinen Schriften „nicht fremd; was ich besonders dem Grafen von Manteuffel „verdanke, der in beständigem literarischen Verkehr mit dem „Kronprinzen steht." Anreden und Unterschriften der Wolfischen Briefe sind seit seiner Amtserhöhung auch ganz anders geworden; es heißt nicht mehr im antiken Style viro amplissimo et celeberrimo S. P. D. Christianus Wolfius, sondern mit tiefer, moderner Reverenz: „Vir perillustris et excellentissime! — nominis Tui cultor devotissimus Chr. Wolfius." Man sieht, der Blick des Philosophen geht nicht mehr hinab zum Schüler, sondern hinauf zur Excellenz.

Bilfinger selbst war nicht verändert. Er hatte sich dem Herzog mit Furcht und Zittern „auf Galgen und Rad" ergeben; er trat das neue Amt mit schüchterner Bescheidenheit an. Ueberzeugt, daß er von Staatskunst und Landessachen nicht genug verstehe, ging er zwei Jahre lang alle Tage einige Stunden zu einem Verwandten von viel niedrigerem Range, um von diesem die Landeskompactaten zu lernen, und so oft die Lehrstunde schlug, eilte er aus jeder Gesellschaft weg, mit den Worten: „daß er jetzt in die Schule gehen müsse." Nach zwei Jahren war der geniale Mann einer der einsichtsvollsten Staatsmänner geworden. Sein

Einfluß bei dem Herzoge dauerte, bis sich dieser dem Juden Süß Oppenheimer in die Arme warf. Mit dieser Periode veränderte sich sein Ansehen und seine wohlthätige Macht. Alle Guten trauerten darüber, nur er blieb gleichmüthig. „Wünschen Sie mir Glück (sagte er einem Fremden, der ihn unter mathematischen Beschäftigungen antraf) zu meiner Un„gnade, denn dieser danke ich es, daß ich wieder unter meinen „Zirkeln sitzen darf." Die Spießgesellen des Juden Süß, voll Furcht, nach des Herzogs Tode zur Verantwortung gezogen zu werden, fühlten, daß sie einen Mann auf ihre Seite ziehen sollten, dessen Kredit sie schützen könnte. Dazu schlug Hallwachs, des Juden rechte Hand, unsern Bilfinger vor. „Pfui", rief unwillig Süß, „der hat ja Verstand mehr als wir alle." Dennoch gab er dem Anschlag später seine Zustimmung, und nun machten sich die Verschworenen an die einzige schwache Seite, die man an Bilfinger wahrzunehmen glaubte, an seine Liebe zu seinen Verwandten. Sie stellten einen seiner Vettern um den andern an; Bilfinger dankte höflich, aber er ließ sich nicht mit ihnen ein. Nun war sein Untergang beschlossen; die Räthe drangen auf seine Demission. Aber der Fürst, klüger als sie, erwiderte lakonisch: „der Mann, wenn wir ihn ent„ließen, würde von Königen und Fürsten gesucht, und wir „wären prostituirt." Bilfinger selbst, der Verfolgungen müde, bat nur zwei Monate vor dem Tode des Herzogs um seine Entlassung, er erhielt sie aber nicht (1737).

Unter der Herzogin Mutter, den Administratoren und

dem jungen Herzog Karl, den er nach zurückgelegtem 16ten Jahre, durch den Kaiser für majorenn erklärt, bei der Huldigung einführte (10. April 1743), gewann Bilfinger den verlorenen Einfluß doppelt wieder. Er erwarb sich das Zutrauen des neuen Regenten, der sich seiner weisen Rathschläge in den schwersten Fällen bediente, und dem weisen Manne Gelegenheit gab, sich manche neue Verdienste um das Vaterland zu erwerben. In seinen Erholungsstunden widmete er sich ganz seinen Freunden, die er ohne Standesunterschied bei sich sah, in seinen Geschäftsstunden ganz der Arbeit. Sein Amt versah er mit der größten Redlichkeit und Uneigennützigkeit. Er war der erste Konsistorialpräsident, aber er nahm die damit verbundene Besoldung von 600 fl. niemals an. So wenig als Geld konnte ihn Haß bestimmen. Ein Prälat, sein geschworener Feind und Gegner, starb, und es wurde von einem andern eben so feindselig gegen ihn gesinnten Prälaten um eine Pension für seine Wittwe gebeten. Der ganze geheime Rath stimmte dagegen, weil jeder den Verstorbenen und den Bittsteller haßte. Bilfinger allein sprach für die Wittwe und schlug endlich vor, daß man ihr 300 fl. von der ihm zustehenden Konsistorialpräsidenten-Besoldung anweisen möchte. Als der Herzog-Administrator, der selbst gegen die Pension war, verwundert fragte: warum denn er gerade sich der Wittwe so sehr annehme, erwiderte Bilfinger: „Weil ich auf der „ganzen Erde keinen größern Feind hatte als „diesen Prälaten.“

Von Bilfingers Privatleben, seiner Frömmigkeit und seinem Tode habe ich in „meiner Sammlung“ erzählt und will mich hier nicht wiederholen. Nur das erzähle ich dem Biographen nach, daß er, in allem auf der Höhe seines Jahrhunderts, meist andern voranstehend, nur im Unglauben seiner Zeit nicht fröhnte. Immer sprach er von religiösen Dingen mit tiefer Ehrerbietung und von den starken Geistern seiner Zeit sagte er: „Alles an ihnen ist groß, nur dieß ist klein, daß sie so wenig glauben.“

Aus der Periode seines spätern Lebens findet sich noch der Briefwechsel mit einem großen Zeitgenossen. Matthias Johann Graf von der Schulemburg, seit 1711 Generalfeldmarschall der Republik Venedig, früher im Kriege gegen Karl den Zwölften als sächsischer Heerführer ausgezeichnet, und seit 1715 durch Korfu's heldenmüthige Vertheidigung gegen die Türken unsterblich, wünschte einiges von den Planen zu sehen, die Bilfinger früher dem Herzog Karl Alexander mitgetheilt. Der Geheimerath erfuhr diesen Wunsch aus drittem Munde und setzte sich mit Beginn des Jahrs 1741 in unmittelbare Korrespondenz mit dem Feldmarschall. Dieser führte den Degen besser als die Feder, er konnte kaum seinen Namen unter die diktirten Antworten kritzeln, groß, krumm und zitternd, wie ein Kind von sechs Jahren schreibt. Doch vergesse man nicht, daß der Graf von Schulemburg damals 81 Jahre zählte. Die Briefe selbst sind vortrefflich, voll Bewunderung für Bilfinger und nicht ohne Spuren von Gemüth. Der erste Brief (nach Bilfingers

Antwortkoncept vom 3ten März) ist nicht mehr vorhanden, muß aber sehr günstig gewesen sein. Der Anfang eines späteren (Venise le 8. juillet 1741) ist rührend: „Monsieur, „des reflexions tristes et lugubres sur le décès inopiné de „quelques personnes qui m'appartenoient de cœur et de „sang, m'avoient accablé tellement l'esprit, que je ne „vaquois à quoique ce fût. J'avoue que c'est une foiblesse, „nullement excusable dans un homme de mon age et de ma profession, dans la quelle j'ai exposé mille fois la vie, „sans songer à la mort. Il faut qu'il en soit comme dans „un prodigue, qui après avoir jetté la pluspart de son „bien, se ravise à la fin et veut menager le peu qui lui „reste." Es muß ein großer Geist sein, wer im 81sten Lebensjahre so empfinden und schreiben kann!

Graf v. Schulemburg erkennt Bilfingers „reiche Talente" in der Fortifikationskunst an, gibt ihm in vielen Dingen Recht, und verspricht ihm schließlich einen Plan vom Mont Abram auf Korfu, den er ihm später auch wirklich zukommen ließ.

Man hört Bilfingers Herzklopfen in der Antwort: „Monseigneur, si j'avoue d'avoir été sensiblement touché „du debut de la lettre de votre excellence du 8 Juill. je „ne dis rien qui la doive surprendre: puisqu'après les „grands exploits de votre excellence, dont toute la chré-„tienneté jouit et jouira toujours, il n'y à personne qui „ne prenne part à tout ce qui la regarde; et après l'hon-„neur qu' Elle m'a fait de ses instructions dans ses lettres

„précédentes je m'y sens particulièrement intéressé. Tout „ce qu' Elle me dit sent son origine: et je le prens pour „des axiomes en fait de fortification." Ein Schreiben des Feldmarschalls, voll Geist und Witz, vom 8. Sept. 1741 beginnt mit den Worten: „J'admire toujours de plus en „plus vos profondes idées, Monsieur, dans l'art de forti- „fication." Meinen Lesern wird gewiß seltsam zu Muthe, sobald sie bedenken, daß diese Worte von einem der größten Feldherrn seiner Zeit herrühren, und daß sie gerichtet sind an einen württembergischen Magister, an einen ehemaligen Professor der Theologie. In demselben Briefe geräth der Graf auch aufs Gebiet der Politik: „Il seroit à souhaiter," „sagt er, „que l'on renvoyât les Français du dedans de „l'Empire, et que l'on ne les laissât pas disposer impuné- „ment des affaires d'autruy, ni que les Souverains de „l'Empire même s'aidassent à se détruire l'un l'autre; à „quoi serviront après cela leurs forteresses? outre qu'ils „n'en ont guerre qui vaillent. Mais je suis tombé icy „sur un point qui me mèneroit trop loin . . ." Auf diesen Brief folgen noch zwei minder bedeutende von demselben Jahre. Der Feldmarschall starb 87jährig im Jahr 1747 zu Verona.

Bilfinger beschloß seine viel kürzere Bahn wenige Jahre nach ihm (1750, 18ten Febr.); die Neige seiner Lebenszeit hatte er hauptsächlich darauf verwandt, seinem jungen Herzoge das prächtige neue Residenzschloß bauen zu helfen; eine Menge Papiere hierüber finden sich unter seinem Nachlasse.

Bilfingers kräftige Natur unterlag nach sechs-und-fünfzigtägigem Kampf einer immer steigenden Krankheit, nachdem er kurz zuvor sein 57stes Lebensjahr beschlossen. Seine Leiche sollte nach seiner Verordnung, ohne alles Gepränge, bei Nacht, blos unter Verlesung eines Gebets, das er selbst abzufassen gedachte, beigesetzt werden.

Wo er liegt und ob ein Stein sein Grab bezeichnet, weiß ich nicht. Seine Werke, ihrem wesentlichen Theile nach von den Philosophen noch immer hochgeschätzt, und die hier gesammelten Stimmen großer Zeitgenossen bilden sein Denkmal. Bilfingers ungenannter Biograph schließt seine Lebensbeschreibung mit einem Worte Friederichs des Großen über ihn, das auch ich zum Schlußsteine dieses Aufsatzes mache. „Das war ein großer Mann“, sagte der große König zu dem Neffen des Philosophen, „dessen Andenken ich stets verehre.“

[Ueber G. B. Bilfinger finden sich nähere Nachrichten in Fr. K. von Moser, Patriotisches Archiv für Deutschland, Bd. IX, 6: Beitrag zur Lebensgeschichte G. B. Bilfingers; K. Pfaff, Wirtembergischer Plutarch II, Eßlingen 1832; und C. v. Weizsäcker, Lehrer an der evangelisch-theologischen Facultät der Universität Tübingen, 1877 S. 102 u. ff. Anmerkung des Herausgebers.]

4.

Gedichte von Friedrich Hölderlin.

Stuttgart, Cotta. 1826.

Blätter für literar. Unterhaltung 1827, Nr. 26 u. 27.

Diese Gedichte, von dem Verfasser des „Hyperion", dessen zweite Auflage wir vor einigen Jahren im „Lit. Conversations-Blatt" angezeigt haben, sind etwa in einem Zeitraume von zehn Jahren (1793—1803) entstanden; die ersten wurden von Schiller in den „Horen" bekannt gemacht, andere erschienen in Zeitschriften und Taschenbüchern zerstreut, mehrere sind aus den Papieren des Verfassers, dessen Gemüthszustand nicht erlaubte, an der Herausgabe Theil zu nehmen, von Freunden seiner Poesie ausgesucht worden und erscheinen hier zum erstenmal öffentlich. Obgleich, besonders in Norddeutschland, jene einzelnen, schon bekannten Gedichte Hölderlins fortwährend gelesen, von verwandten Gemüthern mit Begeisterung gehegt und selbst handschriftlich gesammelt wurden, so erfährt doch das große Publikum in Deutschland sicherlich erst durch diese vollständige, gedruckte Sammlung, welch einen herrlichen Dichter es seit mehr als dreißig Jahren in seiner Mitte besaß. Manchen Lesern wird freilich

dieses Buch für immer ein verschlossenes bleiben; das viele Leiern hat unsere Lesewelt an eine gewisse Alltäglichkeit in der Poesie gewöhnt, die sie ungern vermißt, und sie wird es zu unbequem finden, mit dem tiefen Sinne dieser Gedichte zu ringen und zu ihrer Unmittelbarkeit und Ursprünglichkeit durchzudringen, die man allerdings nicht inne werden kann, wenn man zur Auffassung dichterischer Eindrücke nichts mitbringt als die Außenseite seines Gemüthes, und einer Poesie, die den ganzen Menschen zu durchdringen im Stande wäre, den Zugang zum Innersten des Geistes nicht öffnet. Dagegen werden tiefere Gemüther den ihnen neuen Sänger um so mehr willkommen heißen, und willig werden unsere größten Dichter den Reihen öffnen und dem Ankömmling die verdiente Stelle an ihrer Seite gönnen.

Friedrich Hölderlins Bildungsgeschichte ist einfach. Im liederreichen Schwabenlande (zu Nürtingen im Württembergischen) um's Jahr 1770 geboren und an den blühenden Ufern des Neckars aufgewachsen, studirte er in den Jahren 1788 bis 1793 im theologischen Seminar zu Tübingen, neben einem Schelling und Hegel, Philosophie und Theologie. Es war damals eine rege Zeit für Poesie in seinem Vaterland. Die Schubart'sche Schule, wenn man sie so nennen darf, dauerte fort, und mehrere von Hölderlins talentvollen Jugendfreunden, die auch nicht namenlos geblieben sind, wandelten auf diesem gewohnten Pfade weiter; Schiller, in seiner frühesten Bildungsperiode durchaus von Schubart abhängig, hatte sich seit einigen Jahren losgemacht und eine unab-

hängige, leuchtende Bahn gebrochen; seinem lyrischen Hymnenschwunge scheint Hölderlin eine Zeitlang nachgestrebt zu haben, bis der eigenthümliche Genius in ihm die Schwingen zu schlagen anfieng. Es wäre interessant, zu wissen, ob und wie weit der persönliche Umgang mit Hölderlins Altersgenossen Hegel, und mit dem zwar jüngern, aber früh reifen Schelling auf die Entwicklung unsers Dichters eingewirkt hat. Schellings frühere Schriften waren wohl zu abstrakt, nm einen Einfluß auf Hölderlins poetisches Gemüth auszuüben; aber Hölderlins Naturpoesie zeigt eine so wunderbare Verwandtschaft mit Schellings Naturphilosophie, wie sie sich später ausbildete, daß, wenn sich jene unabhängig von dieser letztern entwickelt hat, Hölderlin gewiß den originellsten und genialsten Geistern beizuzählen ist.

Nach Beendigung seiner Studien bekleidete unser Dichter Hauslehrerstellen zu Frankfurt a. M., in Südfrankreich und wieder in Deutschland. Der Anblick der südlichen Natur scheint seiner Phantasie jene reife Glut verliehen zu haben, die wir in allen seinen spätern Liedern bewundern; die französische Revolution, obgleich sie nirgends historisch in seinen Gedichten erscheint, schimmert doch insofern durch, als gar viele der lebhafte Eindruck eines vor den Augen des Dichters schreitenden und arbeitenden Schicksals beseelt; am meisten aber scheint, von den ersten Jahren seines Lebens im Auslande an, eine reine und glühende Jugendliebe sein Dichtergemüth beherrscht und begeistert, und der Tod der Geliebten, die seine Lieder und sein „Hyperion“ unter dem

Namen Diotima feiern, scheint sein Herz gebrochen zu haben. Hölderlin lebt schon lange Zeit zu Tübingen, aber seit zweiundzwanzig Jahren wandelt nur noch der Schatten des Dichters auf Erden; sein Geist schlummert einem höhern Erwachen entgegen.

Nach dieser kurzen Notiz, die jedoch vielleicht dem Leser über manches einzelne in jenen Gedichten Aufklärung gibt, schreiten wir zur nähern Beleuchung der Sammlung selbst.

Sollen wir Hölderlins Poesie unter Einen Gesichtspunkt zusammenfassen, so sagen wir, daß sich dieselbe in einem Streben offenbart, die Natur in ihrer ewigen und die Menschheit in ihrer ursprünglichen Herrlichkeit zu schauen und darzustellen. Jede Erscheinung der Natur bezieht er auf dieselbe in ihrer Einheit als göttliches Individuum wenn wir so sagen dürfen; jede Spur menschlicher Schönheit und Tugend, jedes edlere Gefühl in der eignen und in fremder Brust sucht er in einem Urbilde der Menschheit, das er sich in einem ursprünglichen, glücklichern, naturgemäßern Zustande des Menschengeschlechts als wirklich vorhanden gewesen vorstellt, mit unendlicher Verachtung alles Zufälligen, Unwesentlichen, Gemeinen, das der Menschheit in der Erscheinung des wirklichen Lebens anklebt. Diese Betrachtungsweise hat er im Allgemeinen mit Schiller gemein und ist vielleicht durch ihn auf dieselbe geführt worden; aber sie hat mehr Körper bei Hölderlin gewonnen als in Schillers lyrischen Gedichten. Sein Ideal der Menschheit

ist unserm Schiller[1]) noch immer zu sehr ein Abstraktum, das er sich durch Philosophie errungen hat und das er wohl mit glänzenden Gedanken und Bildern umkleidet, dem es aber doch an unmittelbarem Leben gebricht: ein Schattenbild ohne Blut und daher ohne Colorit; ja, er vergißt sogar nicht, zu versichern, daß es nicht vorhanden sei und nicht vorhanden sein könne. Selbst Schillers Ideal der Natur wird von ihm entweder in's leere Reich der Möglichkeiten verwiesen (wie in „Ach, aus dieses Thales Gründen u. s. w.), oder er kann es nicht festhalten, ohne es seinen allerdings herrlichen ethischen Ideen unterzuordnen (wie im „Spaziergang“). Und doch soll die Poesie jedes Ideal als selbständig behandeln, sie soll auch an jedes glauben, als wirklich existirend glauben, und gerade durch das Letztere unterscheidet sie sich von der Philosophie. Hölderlin hat beides gethan: die Natur lebt bei ihm und lebt für sich, aber sie liebt es, dem verwandten Menschengeiste sich und zu geben; sie spricht zu ihm, sie macht sich ihm, wie er ihr, auf alle Weise verständlich. Dieses selige Zweigespräch hat, nach Hölderlins poetischem Glauben, wirklich einmal stattgefunden, es nachzusagen, ist das Tagewerk seiner Muse. Unter dem südlichen Himmel sucht er die Natur in ihrer ursprünglichen Glorie; was seine Heimath, der Norden, Schönes hat, sind ihm nur Remiscenzen, theure, un-

---

1) Es bedarf wohl kaum einer Erinnerung, daß hier nur von Schiller als lyrischem Dichter die Rede ist. In seinen Dramen hat er sich weit über jene Abstraktionen erhoben.

schätzbare Fragmente jenes Urlebens der Natur im Süden; und wie er eine wirklich vorhandene Urnatur in der Ferne des Raumes findet, ebenso sucht er die wahre Menschheit wirklich und wahrhaft in der Zeit, aber auch in einer fernen, vergangenen, in der Welt der Griechen. Dort schwelgt seine Sehnsucht im goldenen Zeitalter, wo der Mensch in Unschuld, aber mit Bewußtsein, an Leib und Seele die Fülle aller Anlagen und Kräfte genoß. Diese herrliche Natur und Zeit weist er aus Anschauungund Geschichte nach, und nirgends lauert in seinen Gedichten die philosophische Antwort des Skepticismus: „Diese Welt ist doch nur im Reich der Träume vorhanden!“

Uebrigens haben die ersten Gedichte der Sammlung, noch in gereimten Versen geschrieben, der Form und zum Theil der Anschauungsweise nach, noch alle Aehnlichkeit mit Schillers lyrischen Gedichten; namentlich erinnert das Gedicht S. 5, „Griechenland“ (ohne Zweifel an den Dichter Stäudlin gerichtet), das auf das große Publikum den meisten Eindruck machen möchte, lebhaft an „Die Götter Griechenlands“. Auch das erste Lied, „Das Schicksal“ betitelt, behandelt so ziemlich eine abstrakte Idee, den Gedanken des dritten Verses: „Der Noth ist jede Lust entsprossen!“ aber die Ausführung gründet sich doch nicht auf bloße Abstraktion, ja, wir möchten zuversichtlich behaupten, daß die Anschauung einer großen und furchtbaren Gegenwart — wie wir schon oben angedeutet haben — schon in diesem ohne Zweifel

frühen Liebe mächtig und echt poetisch auf den Dichter gewirkt habe. Man höre ihn singen:

Mit ihrem heil'gen Wetterschlage,
Mit Unerbittlichkeit vollbringt
Die Noth an einem großen Tage,
Was kaum Jahrhunderten gelingt;
Und wenn in ihren Ungewittern
Selbst ein Elysium vergeht,
Und Welten ihrem Donner zittern,
Was groß und göttlich ist, besteht.

O du Gespielin der Kolossen,
O weise, zürnende Natur,
Was je ein Riesenherz beschlossen,
Es keimt in deiner Schule nur;
Wol ist Arkadien entflohen,
Des Lebens bessre Frucht gedeiht
Durch sie, die Mutter der Heroen,
Die eherne Nothwendigkeit.

Allmälig werden diese gereimten Gedichte unabhängiger (wenigstens von Schiller; fühlbarer in ihnen sind noch die Tragiker Aeschylos und Sophokles); sie werden zur echten Lyrik, die allen rhetorischen Schmuck verschmäht, an welchem Hölderlins zum Theil ältere Freunde, wie z. B. ein Stäudlin, von dem jungen Dichter redlich bewundert, fast alle krankten; dabei offenbart sich in ihnen eine seltene plastische Anschauung des griechischen Alterthums. So singt die Hymne, die „Dem Genius der Kühnheit" geweiht ist (S. 9):

Wie nun im jugendlichen Kriege
Heroenkraft mit der Natur sich maß!
Ach, wie der Geist, vom wunderbaren Siege
Berauscht, der armen Sterblichkeit vergaß!

Die stolzen Jünglinge, die kühnen!
Sie legten froh dem Tiger Fesseln an,
Sie bändigten, von staunenden Delphinen
Umtanzt, den königlichen Ozean.

Oft hör' ich Deine Wehre rauschen,
Du Genius der Kühnen! und die Lust,
Den Wundern Deines Heldenvolks zu lauschen,
Sie stärkt mir oft die lebensmüde Brust;
Doch weilst Du freundlicher um stille Laren,
Wo eine Welt der Künstler kühn belebt,
Wo um die Majestät des Unsichtbaren
Ein edler Geist der Dichtung Schleier webt!

Den Geist des Alls und seine Fülle
Begrüßte Mäons Sohn auf heil'ger Spur,
Sie stand vor ihm, mit abgelegter Hülle,
Voll Ernstes da, die ewige Natur;
Er rief sie kühn vom dunkeln Geisterlande,
Und lächelnd trat in aller Freuden Chor,
Entzückender im menschlichen Gewande,
Die namenlose Königin hervor.

In dieser Hymne herrscht auch schon jene unmittelbare Sprache der Lyrik, die so selten ist; schnell bezeichnende, innige, einfache, in jener Zeit noch frische und unabgenützte, Beiwörter werfen ihr helles Streiflicht auf ganze Perioden. Von dem Genius der Kühnen z. B. heißt es:

Wie seinen Blitz aus h o h e n Wetternächten
Der Donnerer auf l a n g e Thale streut,
So zeigtest Du entarteten Geschlechten
Der Riesen Sturz, der Völker Sterblichkeit.

Das hohe Lied der Liebe an „Diotima“ (S. 19) ist ganz aus jener oben von uns angedeuteten Ansicht hervor-

gegangen, die alles Große und Schöne der Menschennatur in einem ewigen Urbilde schaut, dessen Abbild die Liebe auf Erden sucht und in Wahrheit findet:

Diotima! edles Leben!
Schwester, heilig mir verwandt!
Eh' ich Dir die Hand gegeben,
Hab' ich ferne Dich gekannt.
Damals schon, da ich in Träumen,
Mir entlockt vom heitern Tag,
Unter meines Gartens Bäumen
Ein zufriedner Knabe lag,
Da in leiser Lust und Schöne
Meiner Seele Mai begann:
Säuselte wie Zephyrstöne,
Göttliche! Dein Hauch mich an.

Aber jene Bewunderung der Geliebten ist nicht die gewöhnliche passive Anbetung des Jünglings, der sich selbst im Lied erniedrigt und zum Nichts macht, um den Gegenstand seiner Liebe zu verherrlichen. Unser Dichter fühlt das Höchste der Menschheit auch in seinem eignen Selbst, nnd fast widerstrebend unterwirft er sich dem Ideale, das ihm die Liebe vorhält:

Sommerglut und Frühlingsmilde,
Streit und Friede wechselt hier
Vor dem stillen Götterbilde
Wunderbar im Busen mir;
Zürnend unter Huldigungen,
Hab' ich oft beschämt, besiegt,
Sie zu fassen schon gerungen,
Die mein Kühnstes überfliegt;
Unzufrieden im Gewinne,

Hab' ich stolz darob geweint,
Daß zu herrlich meinem Sinne
Und zu mächtig sie erscheint.

Mit diesem Liede enden die gereimten Gedichte, und von S. 23 nehmen die reimlosen, in den Silbenmaßen des klassischen Alterthums verfertigten ihren Anfang. So sehr wir bedauern müssen, daß Hölderlin dem Reime, den er so scheinbar-kunstlos und doch kühn und sicher handhabte, untreu geworden, so können wir uns doch diesen Entschluß wohl erklären. In den Jahren, in welche Hölderlins selbständige poetische Ausbildung fällt, hatte die gereimte Poesie unter Schiller's Feder gerade einen neuen und eigenthümlichen Aufschwung genommen; unser Dichter hatte mit Begeisterung diese Bahn betreten, als ihn auf einmal eine Furcht angewandelt zu haben scheint, auf diesem Wege zum Nachtreter zu werden und seine Originalität zu verlieren: eine Furcht, die uns nicht ganz ungegründet erscheint, wenn wir mehre seiner gereimten Lieder mit Schillers moralischen, philosophischen und künstlerischen Triumphliedern vergleichen. So scheu geworden, wandte er sich zu den antiken Metren, in welchen bisher Klopstock sich zwar mit Würde, aber doch nur so bewegt hatte, daß die Poesie allzu oft in den Fesseln der Form erstarrte, und in welchen nach ihm nur rhetorischer Bombast oder nackte Philosophie einhergeschritten war. In dieser Gestalt hoffte Hölderlin, mit seinen naturpoetischen Ergießungen nicht so leicht durch die Form selbst verführt zu werden und ins Gebiet des Alltäglichen hinüber zu gerathen, und wirklich erscheint er auch in diesen

an und für sich seinen Stoffen vielleicht nicht besonders günstigen Silbenmaßen, doch mit neuer Kraft ausgerüstet, und in einer Eigenthümlichkeit, die ihm kein anderer Dichter mehr streitig macht. Silbenmesser werden freilich den Kopf schütteln, denn Prosodie und Metrik sind vielfach verletzt und vernachlässigt [1]), aber trotz dieser Unvollkommenheit haben seine Metra innere Melodie, und gewiß, wenn Hölderlin sie vorlas, so schienen sie dem Hörer die Gesetze des Versmaßes nirgends zu beleidigen; jene innere Harmonie, die ausgleichend durch das Ganze tönt, macht alle scheinbaren Mißklänge wieder gut. Ueberhaupt, so schlecht Stümpern eine solche Nachlässigkeit steht, die nur durch eine gewisse correcte Belecktheit ihre Blöße decken können, so gern überhört man Härten und Unregelmäßigkeiten beim wahren Dichter. Noch immer sind die Sprachverletzungen der Schöpfer unserer romantischen Schule nicht nur leidlich und verzeihlich, sie ergötzen sogar fast immer als Kraftanstrengungen des dichterischen Genies, das die Bande einer oft allzu willkürlichen Grammatik zu sprengen droht; ewig aber unerträglich sind ebendieselben an allen geistlosen Nachahmern.

In den reimlosen Poesien Hölderlins ist nicht mehr die Liebe der einzige, selbst nicht, wenigstens nicht als unmittelbares Gefühl, der vorherrschende Stoff; oder vielmehr, diese Liebe ist geschlechtslos, sie ist Liebe zur Natur, zum Uni-

1) Und der Setzer hat vollends das Seinige dazu beigetragen, an manchen Stellen eine vollkommene Verwirrung anzurichten.

versum und dessen vollendetster Projection in der Schöpfung des Südens und der Entwickelung des Griechenvolkes geworden. Und da ist denn Hölderlin besonders herrlich darin, daß bei seiner Tendenz und seltenen Gabe, das All in seiner Einheit naturpoetisch darzustellen, seine Poesie doch jede Idee auf festem, irdischem Grund und Boden bis in ihre individuellsten Theile verfolgt und entwickelt, ja selbst die speciellsten Lokalitäten nicht verschmäht, und nachdem er in den Sandwüsten Afrikas der Brandstätte des ewig sich erneuernden Phönix Natur nachgespürt, oder in den Paradiesen von Hellas und Kleinasien geschwelgt, er mit zärtlicher und inniger Genügsamkeit an die Ufer des Rheins, des Mains und selbst seines Neckars zurückkehrt. Ein Beweis, statt vieler, mag zugleich als Probe seiner Poesie im reimlosen Genre hier stehen.

Der Wanderer (S. 147).

Einsam stand ich und sah in die afrikanischen dürren
 Ebnen hinaus, vom Olymp regnete Feuer herab.
Fernhin schlich das hagre Gebirg wie ein wandelnd Gerippe,
 Hohl und einsam und kahl blickt' aus der Höhe sein Haupt.
Ach, nicht sprang mit erfrischendem Grün der schattende Wald hier
 In die säuselnde Luft üppig und herrlich empor,
Bäche stürzten hier nicht in melodischem Fall vom Gebirge,
 Durch das blühende Thal schlingend den silbernen Strom.

Unter dem Strauche saß ein ernster Vogel gesanglos,
 Aengstlich und eilend flohn wandernde Störche vorbei.
Nicht um Wasser rief ich dich an, Natur, in der Wüste,
 Wassers bewahrte mir traulich das fromme Kameel,
Um der Haine Gesang, um Gestalten und Farben des Lebens
 Bat ich, vom lieblichen Glanz heimischer Fluren verwöhnt.

Aber ich bat umsonst; du erschienst mir feurig und herrlich;
Aber ich hatte dich einst göttlicher, schöner gesehn.
Auch den Eispol hab' ich besucht...

Mutter Erde, rief ich, du bist zur Wittwe geworden,
Dürftig und kinderlos lebst du in einsamer Zeit.
Nichts zu erzeugen und nichts zu pflegen in sorgender Liebe,
Alternd, im Kinde sich nicht wiederzusehn, ist der Tod.
Aber vielleicht erwarmst du, vielleicht am Strahle des Himmels
Aus dem dürftigen Schlaf schmeichelt sein Odem dich auf;
Und wie ein Samenkorn durchbrichst du die eherne Hülse,
Und die knospende Welt windet sich schüchtern heraus.
Deine gesparte Kraft flammt auf in üppigem Frühling,
Rosen glühen, und Wein sprudelt im kärglichen Nord.
Aber jetzt kehr' ich zurück an den Rhein, in die glückliche Heimath,
Und es wehen wie einst zärtliche Lüfte mich an.

Fröhlich baden im Strome den Fuß die glühenden Berge,
Kränze von Zweigen und Moos kühlen ihr sonniges Haupt.
Und, wie die Kinder hinauf zur Schulter des herrlichen Ahnherrn,
Steigen am dunkeln Gebirg Festen und Hütten hinauf u. s. w.

Wir haben mit Mühe der Versuchung widerstanden, das ganze Gedicht abzuschreiben. In gleichem Geiste sind „Der Neckar" (S. 62), „Der Main" (S. 66), und die Ode auf „Heidelberg" (S. 64). Welcher Maler kann ein schöpferischer Bild jener Landschaft entwerfen als unser Sänger in diesen Strophen:

Aber schwer in das Thal hing die gigantische
Schicksalskundige Burg nieder, bis auf den Grund
Von den Wettern gerissen;
Doch die ewige Sonne goß
Ihr verjüngendes Licht über das alternde
Riesenbild, und umher grünte lebendiger
Epheu; freundliche Wälder
Rauschten über die Burg herab.

Sträuche blühten herab, bis wo im heitern Thal,
An den Hügel gelehnt, oder dem Ufer hold,
Deine fröhlichen Gassen
Unter duftenden Gärten ruhn.

Von allen den verklärten Naturbildern in der Galerie dieser Gedichtsammlung ist keines herrlicher als die lange und doch in keinem Vers, in keinem Wort ermüdende Hymne, die dem „Archipelagus“ geweiht ist (S. 159—179). Griechenlands Natur und Geschichte hat sich dem geistigen Auge des Sängers wie gegenwärtig geoffenbart; dies Gedicht zeigt wie nicht leicht ein anderes, daß die höchste Poesie auch die höchste Wahrheit ist. Wer dasselbe in ein Gemüth aufnimmt, dem der gehörige Hintergrund von eigner Phantasie nicht fehlt, wird sich nach der Lesung desselben sagen müssen: Ja, der Verfasser ist im Geist wirklich und wahrhaftig im Lande der Hellenen gewesen! Auch ist nie das Wesen des klassischen Alterthums mit romantischerer Sehnsucht aufgefaßt worden. Der Raum gestattet uns so wenig von diesem als von andern Naturliedern weitere Proben hier zu geben. Ueberall in der Natur ahnet der Dichter die Weltseele: im gefesselten Strom (S. 37), im Sonnenuntergang (S. 39), im Morgen und Abend (S. 46, 47), im Winter (S. 50) (der zugleich wunderbar als Folie zur Verherrlichung des Menschen dient). Aber in seinem Naturdienst ist keine Abgötterei sichtbar, er ist vielmehr wahre Frömmigkeit, gemischt mit tiefer Wehmuth, daß Niemand mehr das Göttliche in der Natur erkennt und ehrt. Dies sprechen Stellen aus wie:

. . . . eben ist's,
Daß ich gelauscht, wie, goldner Töne
Voll, der entzückende Sonnenjüngling
Sein Abendlied auf himmlischer Leier spielt';
Es tönten rings die Wälder und Hügel nach,
Doch fern ist er zu frommen Völkern,
Die ihn noch ehren, hinabgegangen!

und das kleine Gedicht (S. 42):

Die scheinheiligen Dichter.

Ihr kalten Heuchler, sprecht von den Göttern nicht,
Ihr habt Verstand; Ihr glaubt nicht an Helios,
Noch an den Donnerer und Meergott.
Todt ist die Erde, wer mag ihr danken?
Getrost, Ihr Götter! zieret Ihr doch das Lied,
Wenn schon aus Euren Namen die Seele schwand,
Und ist ein großes Wort vonnöthen,
Mutter Natur! so gedenkt man deiner!

Auch die kleinen Spruchgedichte (von S. 53—61) sind voll solcher Empfindungen. Von menschlichen Verhältnissen sind dem Dichter diejenigen die theuersten, die in der Natur wurzeln: die Jugend mit ihrer Kraft und Aufopferungsfähigkeit (S. 44, 45), die Liebe, nicht nur die Geschlechtsliebe, sondern auch besonders die Verwandtenliebe, der zwei herrliche Gedichte gewidmet sind: „Das Ahnenbild“ (S. 23) und „Die Heimath“ (S. 71). Abscheu erregt ihm, als dem echten Dichter, das praktische Leben, im Gegensatze gegen das Naturleben, sobald das letztere von jenem gestört oder gar zerstört wird. Im Fragmente „Der Mensch“ (S. 85 fg.) heißt es:

Ach, darum treibt ihn, Erde! vom Herzen dir
Sein Uebermuth, und deine Geschenke sind
Umsonst, die zärtlichen, zu hoch schlägt
Immer und immer der stolze Busen.
Von seines Ufers duftender Wiese muß
In's blütenlose Wasser hinaus der Mensch,
Und glänzt' auch, wie die Sternennacht, von
Goldenen Früchten sein Hain, doch gräbt er
Sich Höhlen in den Bergen und späht im Schacht,
Von seines Vaters heiligem Strahle fern,
Dem Sonnengott auch ungetreu, der
Knechte nicht liebt und der Sorgen spottet.
Ach, freier athmen Vögel des Walds, wenn schon
Des Menschen Brust sich wilder und stolzer hebt,
Sein Trotz wird Angst, und seines Friedens
Blume, die zärtliche, blüht nicht lange.

Immer verklärter wird des Dichters Liebe zu Diotima, immer klarer spricht sich der Gedanke aus, daß die Liebe als Opfer des Zwistes zwischen den Göttern (dem Unendlichen) und den Menschen (dem Endlichen) untergehen muß. Dies ist namentlich der Grundgedanke des herrlichen Liedes „Der Abschied" (S. 76). Der Tod der Geliebten besiegelt diesen Glauben; aber mit dem Untergang seiner Liebe wird auch das Leben des Dichters selbst aus den Wurzeln gerissen; und in den tiefsinnigen naturphilosophischen Elegien: „Menons Klage um Diotima" (S. 127 fg.) finden sich schon bestimmte, mit allem Selbstbewußtsein ausgesprochene Vorahnungen des Schicksals, das den unglücklichen Sänger erwartete:

Immer kannst du's noch nicht, o meine Seele, noch kannst du's
Nicht gewohnen und träumst mitten im eisernen Schlaf!

und:

Darum irr' ich umher und wohl wie die Schatten, so muß ich
Leben, und sinnlos dünkt lange das Uebrige mir.

und besonders S. 131:

Dies ist's, dies mein Gebrechen, ich weiß, es lähmet ein Fluch mir
Darum die Sehnen und wirft, wo ich beginne, mich hin,
Daß ich fühllos sitze den Tag und stumm wie die Kinder,
Nur vom Auge mir kalt öfters die Thräne noch schleicht,
Und die Pflanze des Felds und der Vögel Singen mich trüb macht,
Weil mit Freuden auch sie Boten des Himmlischen sind,
Aber nur in schauernder Brust die beseelende Sonne
Kühl und fruchtlos mir dämmert wie Strahlen der Nacht,
Ach! und nichtig und leer, wie Gefängnißwände der Himmel,
Eine beugende Last, über dem Haupte mir hängt.

Auf diesen bewußten Schwanengesang folgen in der Sammlung bald die Beweise, daß die Verzweiflung des Dichters keine hohle und sentimentale war; wirkliche Spuren sichtbarer Geistesverwirrung, an den Wahnwitz streifende Satzfügungen stellen sich mitten unter den erhabensten Gedanken und Bildern in den Gedichten: „Andenken" (S. 180) und „Die Wanderung" (S. 183) ein. Selbst das (bisher ungedruckte) Fragment des Trauerspiels „Der Tod des Empedokles" enthält neben vielem sogleich in seiner Herrlichkeit Verständlichen, sowohl in der Anlage, soweit auf sie geschlossen werden kann, als im Einzelnen, eine Menge Räthsel, die gewiß der Dunkelheit, die man in den Schriften des Helden Empedokles rühmte, Ehre machen müßten.

Die Pepromene (mit diesem Namen der Tragödie bezeichnet unser Dichter am liebsten die Schicksalsgöttin) hat

unsern Dichter nur allzu bald beim Wort genommen. Frühe und furchtbar-eigenthümliche Erhörung fand sein Gebet „An die Parzen" (S. 82), mit welchem diese Anzeige schließen mag:

Nur Einen Sommer gönnt, ihr Gewaltigen,
Und Einen Herbst zum reifen Gesange mir,
  Daß williger mein Herz, vom süßen
    Spiele gesättiget, dann mir sterbe!
Die Seele, der im Leben ihr göttlich Recht
Nicht ward, sie ruht auch drunten im Orkus nicht;
  Doch ist mir einst das Heil'ge, das am
    Herzen mir liegt, das Gedicht gelungen:
Willkommen dann, o Stille der Schattenwelt!
Zufrieden bin ich, wenn auch mein Saitenspiel
  Mich nicht hinabgeleitet; Einmal
    Lebt' ich wie Götter, und mehr bedarf's nicht!

5.

Gedichte von Justinus Kerner.

Stuttgart, Cotta. 1826.

Blätter für liter. Unterhaltung 1827. Nr. 233 u. 234.

Nur allzu häufig kommt der Referent, der Gedichtesammlungen unserer Zeit anzuzeigen hat, in Verlegenheit, wenn er ihren auszeichnenden Charakter bestimmen soll; denn, wenn ihm auch immerhin Einzelnes lobens- und beachtenswerth schien, so zeigt sich doch das Ganze beim Ueberblick entweder als aus der Nachahmung irgend eines Vorbildes entstanden, oder (was nicht weniger häufig ist) als eine wahre Musterkarte der mannichfaltigsten Manieren. Der vorliegenden Sammlung ist dieser Vorwurf nicht zu machen; sie rührt von einem selbständigen Dichter her und hat eine entschiedene Persönlichkeit; Inhalt und Form dieser Lieder insgesammt sind durch die Eigenthümlichkeit des Gemüths bestimmt, aus dem sie entspringen, und selbst die Eintönigkeit ihrer Manier, die immer wiederkehrenden Gegenstände und Gefühlsweisen sprechen für die Originalität des Sängers.

Justinus Kerner trat, so viel uns bekannt, zuerst an der Seite seines schwäbischen Landsmannes, Freundes und

Altersgenossen, Ludwig Uhland, vor bald 20 Jahren öffentlich als Dichter auf, er besorgte im Jahr 1811 in Verbindung mit diesem und andern Freunden einen „Poetischen Almanach“ auf das Jahr 1812, nahm thätigen und ordnenden Antheil an der Herausgabe des „Deutschen Dichterwaldes“ (1813) und ließ seitdem, wiewohl ziemlich sparsam, einzelne Lieder, die sich fast immer als Ausbrüche unmittelbarer Empfindung beurkundeten, durch's „Morgenblatt“ unter das Publikum kommen. Schon im Jahre 1811 hatte er unter dem Namen des Schattenspieler Luchs einen von farbiger Phantasie und reicher Laune eingegebenen Roman: „Die Reiseschatten“ (Heidelberg bei Braun) herausgegeben, der nicht unbeachtet in unserer Literatur geblieben ist und ein warmes Lob von Jean Paul erfuhr. Daß, seinem praktischen Berufe nach, Kerner Arzt ist, sagen uns nicht nur, mit einem poetischen Seufzer, hier und da seine Lieder, sondern auch einige rühmlich bekannte Schriften, in welchen er als Forscher und zum Theil als Entdecker im Gebiete seiner Wissenschaft sich dargethan hat.

Doch, um zu seiner Poesie und ihrem wesentlichen Charakter zurückzukehren, so finden wir durchaus in ihr die Phantasie und das schnell ausbrechende Gefühl einer sanguinischen Gemüthsart vorherrschend, nicht einer melancholischen, woraus, nach Gegenstand und Ausdruck, seine Lieder geflossen zu sein gewissermaßen Miene machen. Wenn wir auch nicht aus seinen „Reiseschatten“ wüßten, daß der Dichter ein recht heiterer Schalk sein kann, so müßte uns

schon das Uebergewicht des lyrischen Elements über das elegische in den fast immer kurzen Gedichten, das sich besonders auch im Silbenmaß offenbart, überzeugen, daß sie nicht von dem brütenden Kummer der Melancholie eingegeben sind, und eine prüfende Musterung derselben zeigt uns, daß das, was sich als Schwermuth und dauernder Lebensschmerz geltend machen will, vielmehr die Wehmuth eines weichen Herzens, das vom Bösen wie vom Guten ebenso schnell zu Thränen gerührt wird, zuweilen eine noch immer poetische Hypochondrie, manchmal aber auch eine vorübergehende, eigentlich krankhafte Stimmung ist.

Es liegen diesen Gedichten lauter flüchtige, schnell erzeugte, jedoch nie erkünstelte Gefühle, und ebenso schnell auflodernde Phantasien zum Grunde, und durchaus herrscht in ihnen der momentane Eindruck vor; dieser aber ist mit ergreifender Wahrheit in völliger Echtheit wiedergegeben. Unter jene Gefühle gehört besonders die Wehmuth, erzeugt aus dem Bezug, der sich fast jedem Gegenstand auf die Vergänglichkeit alles Irdischen und auf den Tod des Menschen selbst geben läßt; diese Beziehungen sind aber sehr glücklich herausgefunden; sie tragen meist den Stempel einer originellen Phantasie und rufen Gefühle hervor, die überraschen und doch nicht unnatürlich genannt werden können. Am liebsten sucht der Dichter solche Todesmahnungen in der Natur und mitten im Genusse ihrer Schätze. Im „Preis der Tanne“ (S. 5) rühmt sich gegen diese, die Freudelose, die Freudegeberin die Rebe; dann heißt es weiter:

So sich brüstend sprach die Rebe,
Doch die Tanne blieb nicht stumm,
Säuselnd sprach sie: „Gerne gebe
Ich dir, Rebe, Preis und Ruhm“.

„Eines doch ist mir beschieden,
Mehr zu laben als dein Wein,
Lebensmüde: — welchen Frieden
Schließen meine Bretter ein!“

Ob die Rebe sich gefangen
Gab der Tanne, weiß ich nicht;
Doch sie schwieg, und Thränen hangen
Sah ich ihr im Auge licht.

Nicht selten enden die heitersten Lieder ganz unerwartet mit einem wehmüthigen Gedanken, und die Erinnerung an den Tod legt sich wie eine Alles beschattende Wolke über den eben noch lichten und durchsichtigen Aether seiner Phantasie. In „Lob des Flachses“, den sich der Dichter von seiner himmelblauen Blüte bis zum schneeweißen Gewebe daraus in den hellsten Strahlen seines Geistes spiegeln läßt, macht sich dieser Schluß besonders fühlbar (S. 18):

— — — — — — — —

In dem blanken Mädchenzimmer,
Leis berührt von zartem Munde,
Schön verklärt von Sternenschimmer
Wird dir manche liebe Stunde.

Nächtlich in des Landmanns Hütte,
Wo ein flammend Holz die Kerze,
In viel muntrer Mägdlein Mitte,
Bist du bei Gesang und Scherze.

Draußen brausen Sturm, Gespenster;
Wandrer wird der Sorg' entladen,

Sieht er hinter hellem Fenster
Heimisch deinen goldnen Faden.

Zarten Leib in dich gekleidet,
Tritt das Mägdlein zum Altare,
Liegst, ein segnend Kreuz gebreitet,
Schimmernd über dunkler Bahre.

Bist des Säuglings erste Hülle,
Spielest lind um seine Glieder,
Bleich in dich gehüllt und stille
Kehrt der Mensch zur Erde wieder.

Sehr oft erscheint dieser Todesgedanke wie ein Gespenst, das dem Sänger keine Ruhe läßt, ihn allenthalben mahnt und aufschreckt; da ist kein Sinn, durch den er nicht einschliche; die Lieder, die dann entstehen, erregen aber auch ein wahrhaftes Gespensterinteresse. Ein recht innerlich-schauerliches Lied dieser Art ist wohl

Der schmerzreiche Ton. (S. 39.)

Wehlaut aus dem Todtenzimmer,
Glockenklang, der Schüler Chor,
Das sind Töne, die wohl immer
Schmerzlich dringen in mein Ohr.

Doch ein Ton im Haus der Leiche
Bringet mir vor Allem Schmerz,
Ton, bei dem ich stets erbleiche,
Ton, der mir zerreißt das Herz:

Ton aus stiller Todtenkammer,
Wo der Mensch im Leichenschrein; —
Wann der Tischler mit dem Hammer
Schlägt den ersten Nagel ein.

Zuweilen spricht aus diesen Gedichten eine gewisse

erhebende Sehnsucht nach dem Tode, wie besonders in dem wunderschönen Liede des Kranken an den Arzt (S. 120), wo noch außerdem der Nebengedanke echt poetisch ist, daß der Kranke darüber hadert, wie der Trank des Arztes ihm den hellen, glühenden Fiebertraum vertrieben und ihn dem matten Leben und dem drückenden Gefühle der Krankheit zurückgegeben habe. Wohl werden diese Wehmuthslieder manchmal selbst etwas matt und krank, wie die „Todesprobe an der Leiche einer Mutter" (S. 44) und die Gedichte S. 108, 115, 117, 163, 177. Dagegen erheben sich andere zu einer Kraft, deren Eindruck um so wohlthätiger ist, je weniger sie im Ganzen Grundcharakter dieser Poesien ist. Als eins der herrlichsten Lieder solcher Art erschien uns immer der Zuruf „An das Trinkglas eines verstorbenen Freundes" (S. 144), wo uns nicht, wie aus manchen andern benachbarten Liedern, ein banges Grabgeläute, sondern ein Glockenruf aus dem Dome der Unsterblichkeit, aus der unsichtbaren Kirche entgegentönte, die Kerners Freund, Uhland, uns als ein Seher beschrieben hat:

Du herrlich Glas, nun stehst du leer!
Glas, das er oft mit Lust gehoben!
Die Spinne hat rings um dich her
Indeß den düstern Flor gewoben.

Jetzt sollst du mir gefüllet sein
Mondhell mit Gold der deutschen Reben!
In deiner Tiefe heilgen Schein
Schau ich hinab mit frommem Beben.

Was ich erschau in deinem Grund
Ist nicht Gewöhnliches zu nennen,

Doch wird mir klar zu dieser Stund',
Wie nichts den Freund vom Freund kann trennen.

Auf diesen Glauben, Glas, so hold!
Trink ich dich aus mit frohem Muthe;
Klar spiegelt sich der Sterne Gold,
Pokal, in deinem theuren Blute.

Still geht der Mond das Thal entlang,
Ernst tönt die mitternächt'ge Stunde,
Leer steht das Glas, der heil'ge Klang
Tönt nach in dem krystallnen Grunde.

Doch nicht immer ist es die Beschäftigung mit dem Tode, die der Wehmuth und Sehnsucht des Dichters die zartesten Lieder eingibt; auch ohne diese Beziehung verbreiten sich jene Gefühle mit einem gewissen fliegenden Schmerze über den Anblick der Natur, die den Sänger so oft gerade daran erinnert, daß der Mensch fast immer ausgeschlossen von ihr lebt; er selbst erscheint sich daher wie ein gefangener Vogel hinter Eisenstangen, und seine Lieder sind ein Träumen von Singen im Walde und Flug über Berg und Thal (S. 58). Aehnliche Empfindungen sprechen sich im „Alphorn" (S. 60), im „Pilger" (S. 153), in der „Sehnsucht nach der Waldgegend" (S. 67), in der „Ruhe bei Ihr" (S. 75), in der „Winterklage" (S. 82) wahr und rührend aus. Auch ist die Wehmuth des Dichters nicht immer Trauer, sie wird nicht selten zur wehmüthigen Freude, zur Lust mit Bewußtsein des Entbehrens. So singt (S. 11) der Einsame, der, von Liebe verlassen, doch von der Natur nicht verlassen ist:

Wohl gehest du an Liebeshand,
Ein überseel'ger Mann;
Ich geh allein, doch mit mir geht,
Was mich beglücken kann:

Es ist des Himmels heilig Blau,
Der Aue Blumenpracht,
Einsamer Nachtigallen Schlag
In wolk'ger Wälder Nacht.

Es ist der Wolke stiller Lauf,
Lebend'ger Wasser Zug,
Der grünen Saaten wogend Meer
Und leichter Vögel Flug u. s. w.

Umgekehrt regt die Lust, welche das Bewußtsein reiner glücklicher Liebe, im Gefühl ihres Widerstreites mit dem Leben, gewährt, zu einem innigen Gesange den Dichter an in dem Liede: „Von Ihr im Winter" (S. 65). Besondere Kraft aber entwickelt er in Abschieds- und Wanderliedern, S. 69, 98, 103, welche bald kecker Blick in die Zukunft, bald inniges Umschauen nach einer seligen Vergangenheit erzeugt. Im letzten Sinne ist der „Abschied" (S. 114), von dem Referent auch eine angemessene, einfache Melodie kennt, gedichtet:

Geh ich einsam durch die schwarzen Gassen,
Schweigt die Stadt, als wär sie unbewohnt,
Aus der Ferne rauschen nur die Wasser,
Und am Himmel geht der bleiche Mond!

Vor Liebchens mondbeschienenem Hause hält der Wanderer stille, reckt die Arme aus und ruft sein Lebewohl; er begrüßt das Kämmerlein, das Fenster, daraus sie schaute, die Thür, daraus sie gieng, und schließt sodann:

Geh ich bang nun nach den alten Mauern,
Schauend rückwärts noch mit nassem Blick,
Schließt der Wächter hinter mir die Thore,
Weiß nicht, daß mein Herze blieb zurück.

Dies ist eines der wenigen Gedichte, das in einem langsam vorschreitenden, elegischen Versmaße gedichtet ist; im übrigen bewahrt ihn vor aller sentimentalen Stagnation eine überaus bewegliche, lichte, durchsichtige Phantasie, wie schon aus den bisher gegebenen Proben erhellt. Diese vermag ihn selbst zuweilen zur aufbrausenden, schäumenden Freude zu stimmen, wie im „Trinklied im Juni“ (S. 12), das den Wein so glücklich, nur noch dithyrambischer personifizirt, wie Novalis in seinem Weinliede gethan. Manchmal setzt sich sogar alles in reinphantastische Bilder um, wie im „Lobe der Spindel“ (S. 19), wo es V. 5 heißt:

In alter Wälder Dunkel,
Auf mosigem Gestein
Sitzt an krystallner Kunkel
Nachtfrau im Mondenschein.

Mondhelle Fäden bringet
Ihr Finger zart hervor;
Seltsam die Spindel singet;
Es lauscht des Wandrers Ohr.

In Schloß und Burgeshallen
Die Spindel emsig sang;
Den deutschen Frauen allen
War sie ein lieber Klang u. s. w.

Hierher gehört auch die „Abendschifffahrt“ (S. 157) und ganz besonders das dieser Liedersammlung angehängte kleine

Drama „Ikarus“ (S. 197 fg.), das unter dem Titel: „Der Todtengräber von Feldberg“ schon in des Dichters „Reiseschatten“ (S. 65 fg.) einen Platz gefunden hatte. Dieser Ikarus ist ein Todtengräber, den die fixe Idee, fliegen zu wollen, dem bösen Feind in die Arme, und am Ende zum Weibes- und Tochtermorde und aufs Schafot führt. Der Idee liegt wohl mit tiefer, schmerzlicher Ironie das Mißverhältniß im Streben des menschlichen Geistes nach dem Höchsten und Himmlischen beim Gebanntsein an diesen Wohnsitz der Verwesung zum Grunde; dieser Tiefsinn vergißt sich aber fast wieder über der reinphantastischen Ausführung mit den buntesten, bald rührenden, bald lächerlichen, bald eigentlich tollen Episoden. Da erscheint ein Poete, der über dem Frühling zur Sonnenblume zu werden meint:

Ha, wie ist mir doch zu Muthe
Jetzt in diesen Frühlingszeiten!
Fühl' ich nicht in meinem Blute
Wunderbares Sehnen, Streiten,
Duften, Singen, Grünen, Blühn,
Himmel golden, purpurn, blau!
Rosen, Lilien in der Au?
Aber auch in ferne Weiten
Treibt's mich wie den Blüthenstamm,
Zweige meine Arme, breiten
Sich gen Himmel wundersam;
Meine Füße nimmer schreiten,
Wurzeln in die warme Erde,
Und nun ist's nicht zu bestreiten,
Daß ich selbst zur Blume werde!

Ein humoristischer, im Herzensgrunde aber viel poetischerer

Gärtner bringt die Blume zur menschlichen Besinnung zurück, indem er sie mit einer Kufe Wasser begießt.

Ein andermal steigt in einer wilden Waldgegend aus einem hier sonst nie erblickten dunkelblauen See der Tod, lauert und lockt die Vorübergehenden durch ein Trugbild der Augen hinein. Der Mönch sucht Fische für die Fasten, der Jäger stellt sich nach Enten auf die Lauer, der König besieht sich die Ufer zu einem Lusthause, die blühende Jungfrau sieht ein Röslein auf der Welle schwimmen. Eins nach dem Andern naht sich dem See; da steigt der Tod aus dem See und faßt sie mit den Worten: „Sündlich Leben, fort zur Hölle!"

Unter die ausgezeichnetsten Gedichte der Sammlung gehören unstreitig mehrere der eingestreuten Romanzen, in welchen sehr glücklich gewählte Stoffe, häufig phantastischer Natur, mit so sinniger Einfalt, so tiefem Gefühl und glühendem Farbenspiel behandelt sind, daß wir nicht zu viel zu behaupten glauben, wenn wir sagen, daß wir keine schönern Exemplare dieser Gattung in der deutschen Literatur aufzuweisen haben. Mit Zuversicht sagen wir dieses namentlich von den Romanzen: „Die vier wahnsinnigen Brüder" (S. 8), „Kaiser Rudolfs Ritt zum Grabe" (S. 95), „König Georg von England im Jahre 1813" (S. 126), „Der Geiger zu Gmünd" (S. 147).

In den Wahnsinnigen ist die Verzweiflung des Leichtsinns mit wahrhaft großartigem Ernste geschildert:

Ausgetrocknet zu Gerippen,
Sitzen in des Wahnsinns Haus
Vier — von ihren bleichen Lippen
Gehet keine Rede aus,
Sitzen einander gegenüber,
Blickend immer hohler, trüber.

Doch schlägt Mitternacht die Stunde,
Sträubet sich ihr Haar empor,
Und dann tönt aus ihrem Munde
Jedesmal in dumpfem Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Mit diesen Versen beginnt und endet die Romanze. Mit dem Wort aus jenem Kirchenliede war der Vater der vier Schlemmer warnend verschieden, und

Jene wie zum Hochgericht
Treibt es in der Welt Getümmel,
Nah der Hölle, fern dem Himmel.

Und gebuhlet und geschwärmet
Ward es wieder lange Jahr,
Andrer Noth sie nie gehärmet,
Keinem greiser ward das Haar.
Lust'ge Brüder! habt nicht Zweifel:
Eine Mähr' ist Gott und Teufel!

Bis einst um Mitternacht, nach einem Schmause, sie in ein Gotteshaus taumeln, aus dem Gesang erschallt.

„Lasset euer Bell'n, ihr Hunde!"
Schreien sie aus Satans Munde.

Stürzen die veruchten Wichte
Brüllend durch das heil'ge Thor,

Aber wie zum Weltgerichte
Tönet hier der ernste Chor:
Dies irae, dies illa
Solvet secla in favilla.

Und ihr Mund — weit steht er offen,
Doch kein Wörtlein aus ihm geht,
Gottes Zorn hat sie getroffen,
Jeder wie ein Steinbild steht,
Grau die Haare, bleich die Wangen,
Wahnsinn hat ihr Haupt befangen.

Ausgetrocknet zu Gerippen u. s. w.

In der Romanze von Kaiser Rudolf ist der bekannte Ruf des Sterbenden: „Auf, nach Speier!“ auf eine Weise behandelt, die nichts zu wünschen übrig läßt; Heldenkraft, Frömmigkeit, Tiefe des menschlichen Gemüths und eine herrliche Natur im Hintergrunde spiegeln sich in diesem Gedicht. Der Held sitzt auf der Burg zu Germersheim beim gewohnten Schach, und erhält von den Aerzten auf seine Frage die Antwort, daß es noch heute mit ihm enden könne.

Freundlich lächelnd spricht der Greis:
„Meister! Dank für diese Kunde!“

„Auf, nach Speier!“ ruft er — —

„Blast die Hörner! bringt das Roß,
Das mich oft zur Schlacht getragen!“
— — — — — — — — —

Weinend steht der Diener Schaar,
Als der Greis auf hohem Rosse,
Rechts und links ein Capellan,
Zieht, halb Leich', aus seinem Schlosse.

Trauernd neigt des Schlosses Lind'
Vor ihm ihre Aeste nieder,
Vögel, die in ihrer Hut,
Singen wehmuthsvolle Lieder.

Mancher eilt des Wegs daher,
Der gehört die bange Sage,
Sieht des Helden sterbend Bild
Und bricht aus in laute Klage.

Aber nur von Himmelsluft
Spricht der Greis mit jenen zweien,
Lächelnd blickt sein Angesicht,
Als ritt er zur Lust in Maien.

Von dem hohen Dom zu Speier
Hört man dumpf die Glocken schallen.
Ritter, Bürger, zarte Frauen
Weinend ihm entgegenwallen.

In den hohen Kaisersaal
Ist er rasch noch eingetreten;
Sitzend dort auf goldnem Stuhl
Hört man für das Volk ihn beten.

„Reichet mir den heil'gen Leib!“
Spricht er dann mit bleichem Munde,
Drauf verjüngt sich sein Gesicht
Um die mitternächt'ge Stunde.

Da auf einmal wird der Saal
Hell von überird'schem Lichte,
Und verschieden sitzt der Held,
Himmelsruh im Angesichte.

Glocken dürfen's nicht verkünden,
Boten nicht zur Leiche bieten;
Alle Herzen längs des Rheins
Fühlen, daß der Held verschieden.

Nach dem Dome strömt das Volk,
Schwarz, unzähligen Gewimmels.
Der empfing des Helden Leib,
Seinen Geist der Dom des Himmels.

Der Raum erlaubt uns nicht, auch unser Urtheil über die zwei andern genannten Romanzen durch eine Probe zu belegen. Der von König Georg liegt die Anekdote zum Grunde, die ihrer Zeit die Tagesblätter enthielten; daß der greise, blödsinnige König im Jahre 1814 lichte Augenblicke gehabt, in welchen ihm der ungeheure Umschwung der Dinge berichtet werden konnte, daß aber alsbald sein Geist wieder in die alte Nacht versunken. Dieses momentane Wetterleuchten des Geistes ist von der blitzenden Phantasie unsers Dichters auf die ergreifendste Weise dargestellt worden. Im „Geiger von Gmünd“ herrscht eine rührende Vermischung der Wehmuth mit der Laune. Noch wären manche andere Romanzen auszuzeichnen: „Anna Vögtly“ (S. 47) ist zwar unkünstlerisch, denn das Interesse für die Heldin geht fast ganz verloren; aber die zweite Hälfte macht einen magischen Eindruck. In mehreren hat Kerner ganz den einfach schauerlichen Ton alter Volksromanzen getroffen, wie im „Herrn von der Heide“ (S. 118) und in „Regiswind“ (S. 139). Das Schauerliche erreicht seinen höchsten Gipfel in „Sanct-Alban“ (S. 159), wo die Wirkung beschrieben wird, die ein Felsen auf das Land hervorbringt, der das Bildniß des Satans darstelle:

Kalt wie des Mondes Strahlen,
Blickt' es ins Land hinein,

Zum Fluch den Höhn und Thalen;
Statt Blumen wuchsen Stein',
Statt Menschen wurden Drachen,
Statt Fischlein Schlangen im See,
Die Hölle sah's mit Lachen
Und pries das Bild in der Höh'.

Dieses Bild zertrümmert Sanct-Albans starker Hammer und gibt der Gegend Rosen und Lilien im linden Maienscheine wieder.

Wir haben gesehen, daß die Phantasie des Dichters am liebsten im bunten Reiche der Mythe lebt und schafft; es läßt sich denken, daß sie eine Fremdlingin in der Gegenwart ist, und nicht ganz sicher wandelt, wo sie sich in dieselbe verirrt. Daher sind denn auch die historischen Gedichte der Sammlung, sofern sie die ferne Gegenwart besingen, vortrefflich, wie „Lorch" (S. 129), „Hohenstaufen" (S. 173); sofern sie sich aber mit dem, was jetzt ist oder kürzlich gewesen ist, beschäftigen, erscheinen sie etwas getrübt von der Gegenwart, das Gefühl wird leidenschaftlich und die Phantasie übertreibt. So ist denn auch der Unmuth, den das Lied „An Uhland" (S. 33) über das patriotische Streben des Freundes äußert, ungerecht, wie jeder zugeben wird, der Uhlands vaterländische Gedichte kennt. Einige Lieder jedoch, die aus der Gegenwart entsprungen sind, trifft dieser Tadel gar nicht. Von der Romanze auf König Georg von England ist oben gesprochen: sie behandelt einen Stoff der neuesten Zeit so frei, so zauberisch, als wenn er umgossen vom Dufte der fernsten Ferne wäre; ein

gleiches Lob gebührt dem Liede „Bei des Kronprinzen von Württemberg, jetzigen Königs, Zurückkunft aus Frankreich" im Frühling 1815.

— — — — — — — — —

Komm! sieh viel starker Männer Arme,
Die all' nach Dir sich breiten aus!
Komm, daß nach lang verbißnem Harme
Gesang erschall' aus Hütt' und Haus!

Ja! sieh bekränzt von Blüthenzweigen
Dein Land in jugendlicher Pracht;
Die Wälder sich melodisch neigen,
Sie rufen Dich in ihre Nacht.

Die stolze Alp in Himmelsbläue,
Drauf manch gekröntes Heldenhaus,
Schaut nach dem deutschen Sohn der Treue
Sehnsüchtig in das Land hinaus.

Wild rauscht des Neckars blaue Welle,
Rennt eilend, wie sie nie gethan,
Zum alten Rheine treibt sie's schnelle,
Den Sieggekrönten zu empfahn.

— — — — — —

Unter die schönsten Lieder der Gegenwart gehört auch: „Im Herbste 1823". Gewiß überrascht alle Leser, wie uns, folgender Gedanke:

— — — — — — —

Evoe! dem Gotte leer'
Ich auch dieses Glas mit Wein!
Gold des Neckars! — doch woher
Fällt ein Tropfen Blut hinein?

Freunde! das ist Griechenblut!
Stellt Gesang und Jubel ein!

Blickt zu Thal, mit trübem Muth
Auf die Erde, kalt wie Stein.

Evoe, Ruf, der einmal
Froh getönt durch Hellas Land,
Töntest mir jetzt Hellas Qual —
Und das Glas entfällt der Hand.

Wir sollten diese Anzeige nicht schließen, ohne den Verfasser wegen der vielen Unrichtigkeiten, Härten und Nachlässigkeiten in der Sprache ernstlich zur Rede zu stellen; aber wir überlassen dies andern Recensenten, die vielleicht mit dem, was wir, eingedenk des Horazischen: Ubi plura nitent in carmine etc., unterlassen haben, ihr kritisches Urtheil beginnen werden.

6.

Gedichte des Königs Ludwig von Baiern.

Zweite, vermehrte Auflage. 2 Theile.

München, Cotta. 1829.

Blätter für literarische Unterhaltung 1830, Nr. 1 u. 2.

Während diese Anzeige vorbereitet ward, ist schon die zweite, vermehrte Auflage der Gedichte des königlichen Sängers erschienen, über welche sie sprechen will. Mit so reißender Ungeduld hat sich das deutsche Vaterland in die Seltenheit getheilt, die ihm hier vom Throne herab geboten wird. Die Nestoren unserer Nation mögen uns erzählen, ob unsere Väter und Großväter vor 70 Jahren mit gleicher Hast nach den „Poésies diverses“ des großen Friedrich gegriffen haben, die im Jahre 1760 zum ersten Mal in unentstellter Gestalt zu Berlin bei Chr. Fr. Voß erschienen. Man kann mit Grund daran zweifeln. So viel Aufsehen auch jene Sammlung gemacht haben mag, so war sie doch eine Erscheinung ganz anderer Art. Sie gab sich selbst nur, nach dem Vorberichte des Herausgebers, als „le fruit de l'amusement d'un grand prince“, der Verse machte, „ne cherchant que le plaisir de surmonter la difficulté“. Es waren seine Poesien, auch abgesehen von dem fremden Idiom, eigentliche

Kunstproducte, und in der That auch mehr geistreiche Reproductionen des Ideenvorraths einer schnellgereiften verständigen Zeit, als Erzeugnisse des Gemüths. Friedrich hätte solche und noch bessere Verse machen können und doch nicht der großartige Mensch und Monarch sein, der er wirklich war. Bei der vorliegenden Sammlung verhält es sich weit anders. Es sind minder correcte Gedichte, aber sie kommen nicht blos aus dem Geiste, sie kommen auch aus dem Herzen eines Königs, sie lassen uns einen Blick in seine ganze Gemüthswelt thun; und das ist es, was ihren Hauptreiz, ihren Hauptvorzug ausmacht, was ihnen so überaus schnellen Eingang in Deutschland verschafft hat.

Mit dieser Eigenschaft jener Gedichte will sich auch die nachstehende Beurtheilung fast ausschließlich beschäftigen. Denn ein unbefangenes Urtheil über den reinästhetischen Werth der Gedichtsammlung eines Königs ist für den Zeitgenossen sehr schwierig, wenn er sich auch vom Einflusse außerpoetischer Absichten vollkommen frei weiß. Ehrfurcht und Wahrheitsliebe kommen selbst so noch in eine solche Collision, daß leicht auch das kleinste Lob verdächtig, auch der leiseste Tadel unbescheiden wird. Auch diese Anzeige wird sich daher auf wenige allgemeine Andeutungen, sofern dieselbe in die eigentliche Kunstkritik einschlagen, zu beschränken haben. Hingegen über die Tendenz und Gesinnung der Gedichte eines Fürsten zu sprechen, wenn dieselbe so offenkundig vor Augen liegt, wie in diesen Königsgesängen, diese als den Ausdruck eines königlichen Gemüths ins Auge zu fassen,

ist weder so mißlich noch so sehr der Mißdeutung unterworfen; ein ethisches Urtheil kann in solchen Fällen viel zuversichtlicher gefällt werden, als ein Geschmacksurtheil.

Und so heißen wir denn diese Gedichte als den wahren Spiegel eines deutschen Fürstengemüthes gerührt und ehrerbietig willkommen. Ein König hat es schwer, sich der Mitwelt verständlich zu machen. Er kann fast allein durch Handlungen mit ihr verkehren, und diese greifen stets in das Gewirr der verschiedenen sich durchkreuzenden Interessen der Gesellschaft auf eine Weise ein, die ihm auch für das Edelste, was er thut, selten einstimmige Anerkennung erwirbt. Privatpersonen können ihre Thaten durch das zutrauliche Wort erläutern; der Umgang mit ihnen klärt uns über ihre Grundsätze, ihre Absichten auf, und je mehr wir sie reden hören, je milder beurtheilen wir ihr Handeln. Der Fürst spricht nur durch sein Wirken und begleitet dieses höchstens mit dem officiellen Lapidarstyl der Ordonnanzen und Gesetze; wenn er weiter geht, so muß er schon auf indirectem Wege sich äußern, er muß, sobald er erläutern will, einen fremden Mund entlehnen: aber beide Arten der Mittheilung haben nichts von der Zutraulichkeit der unmittelbaren Herzenssprache an sich, es sind keine Reden von Antlitz zu Antlitz, die schon dadurch Glauben erwecken, weil man sich gegenseitig dazu anblickt. Muß man sich nun nicht freudig überrascht fühlen, wenn ein König zu einem ebenso unerwarteten als zweckmäßigen Surrogate seine Zuflucht nimmt; wenn er, da es die Etiquette einmal nicht erlauben

kann, frei von der Leber weg mit einzelnen oder mit Volk und Vaterland zu sprechen, wenn er, mit der Liedergabe von Natur ausgerüstet, zum Saitenspiele greift und wenigstens frei vom Herzen weg singt; wenn er alle seine Gefühle, seine Begeisterung für's Gute, seine Freude über das Gelingen des Gewollten, seinen Unwillen über das Unedle und Gemeine, seine Liebe wie seine Abneigung, ja, selbst seinen Kampf und seine Reue unbefangen dem Liede anvertraut, und wenn er, im Vertrauen auf die Einheit und Reinheit seines Willens und seiner Gesinnung, es über sich vermag, diese bunten Lieder in die Welt hinauszugeben und von jener Gedanken- und Preßfreiheit Gebrauch zu machen, die der Geringste des Volkes hat und von welcher der Fürst gewöhnlich allein ausgeschlossen bleibt.

Aus dieser Fülle von Gefühlen und Gedanken, welche in der Gedichtsammlung des Königs Ludwig von Baiern enthalten sind, müssen billig zuerst diejenigen hervorgehoben werden, welche dem Sänger seine Geburt und Stellung eingegeben hat. Man ist gewohnt, das Schicksal eines Königs, während man es beneidet, zugleich zu bedauern, und alle deutschen Musensöhne singen aus dem Liederbuche von den Fürsten: „Ihr Glück ist nur erträumt!“ Aber aus dem Munde eines Königs selbst diese Klagen zu vernehmen, und zwar nicht in allgemeinen Phrasen, sondern auf eine Weise, welche die Spuren persönlicher Erfahrung nicht verleugnet, das ist gewiß ebenso ungewohnt als ergreifend. An alle Herzen sprechen und durch alle Zeiten tönen werden daher

die Lieder: „An mich als König“ (II, S. 56); „Der Könige Loos“ (S. 58); „Königsklage“ (S. 61).

Im ersten dieser Gedichte, welches am 5. Nov. 1825 geschrieben und das erste Gedicht seit der Thronbesteigung des fürstlichen Sängers ist, faßt er seinen Beruf scharf, man möchte sagen, unbarmherzig gegen sich selbst, ins Auge:

„Vorwärts, vorwärts sollst du schauen,
Darfst zurücke niemals sehn;
Ach! der Ruhe stille Auen
Mußten wie ein Traum verwehn.

Glücklich nur in dem Beglücken
Kannst du jetzt und künftig sein,
Blos in Anderer Entzücken
Gründet Deines sich allein.

Blumensaaten kannst du streuen,
Doch die heit're Blumenflur
Wird dich nimmermehr erfreuen,
Findest nie zu ihr die Spur.

— — — — — — — — —

Bist Dir selber nun gestorben,
Lebst in Allen wieder auf,
Hast Erinnerung nur erworben
Dir in Deines Lebens Lauf.“

Schon durch den im Drucke hier hervorgehobenen Gedanken darf dieses aus tiefem Gefühl entsprungene Lied Anspruch auf Unsterblichkeit machen.

Das zweite Lied schildert den König als einen Todten mitten im Leben, der wie ein Götterbild von Stein in den Mauern seines Schlosses thronen, dem Alles abgewogen,

abgemessen sein, dem das Herz nie höher schlagen soll, der die Lust heitern Umgangs, die selbst dem Aermsten gewährt ist, entbehren muß. Es schließt:

„Ach! worauf sein Blick verweilet,
Von Verleumdung wird's ereilet;
Sei es noch so gut, so rein,
Andres Ansehn es erlanget,
Und der Himmel selbst empfanget
Gleich davon der Hölle Schein."

Das dritte Gedicht: „Königsklage", ist schon die Frucht der bittersten Erfahrungen:

„Düstre Wolken mich umschweben,
Um mich waltet dunkle Nacht,
Hin ist Alles, um das Leben
Bin ich frühe schon gebracht.

Was ich suche, muß ich meiden,
Ach! es ist noch nicht genug,
Durch Verleumdung selbst zu leiden;
Bringe üb'rall hin den Fluch.

Wenn's für mich ist ein Vergehen,
Mit dem Menschen Mensch zu sein,
Sollen sie mich auch nicht sehen;
Bin ich unter ihnen doch allein!

— — — — — — — —

Stiller werd ich, immer stiller,
Mir gleichgültig wird Natur;
Sie verlor den heitern Schimmer
Ach! für mich bis auf die Spur."

Wer empfindet nicht bei diesem Liede die eigenthümliche Wahrheit der zweiten, den Kummer, der in der ersten

und dritten, den Lebensüberdruß, der in der letztangeführten Strophe ausgesprochen ist, dem Dichter nach?

Auch sonst spricht er von „des Hofes freudenloser Größe" (II, S. 85), er sagt es nackt heraus, daß „das Leben des Königs *eine Frohne* ist" (II, S. 154); er fühlt sich nur ganz behaglich, wo er „von aller *Fürstenlast* befreit ist" (II, S. 154); er „muß der *Heimath* entfliehen, damit er *sich sebst wiederum finde*" (II, S. 183).

Daß diese Klagen keine weibischen, zur Thatenlosigkeit führenden sind, beweist die Regierung des Königs Ludwig, deren Wahlspruch jenes „Vorwärts, vorwärts" des ersten Liedes bleibt; aber auch in seiner Poesie drückt sich nicht blos die Schattenseite des Fürstenberufs ab, auch seine Lichtseite wird uns zugekehrt, und im Jahre 1829 im *vierten* seiner Regierung singt er (II, S. 189):

„Glücklich! Der auf einen Thron berufen,
Zu ersteigen hat er keine Stufen,
Ueber ihm auf Erden Niemand steht;
Seinen sehnend, glühend festen Willen
Gutes zu bewirken, darf er stillen,
Und der Tod nicht seine Spur verweht."

Und nicht glaube man, daß das Unbeschränkte des Königswillens ihn reizt; er fühlt sich glücklich als *verfassungsmäßiger* König:

„Herrlich! über freies Volk zu walten,
Nicht nach Willkür grenzenlos zu schalten,
Sondern in den Schranken, die bestehn.
Muthig, kräftig stets voran zu schreiten,

Heilend, wo es möglich ist, die Leiden,
In dem Edelen sein Volk erhöhn!“

Mit der hochherzigen, freiheitliebenden Gesinnung, die aus diesen Zeilen spricht, sind auch diejenigen Gefühle verwandt, die sich über das Volk, das die Vorsehung ihm als Hirten angewiesen hat und dem er seine heißeste Liebe zuwendet, hinaus erstrecken, die Gefühle, mit welchen Er sein deutsches Vaterland und das wiedererwachende Volk der Griechen besingt.

Wir haben patriotische und Griechenlieder die Menge, ja, wir sind mit Gedichten dieser Art seit vielen Jahren so bewirthet worden, daß ganz natürlicherweise eine Uebersättigung eingetreten ist; dennoch muß uns nach dieser Kost aufs Neue gelüsten, wenn sie uns von einem Fürstensohne gereicht wird. Wenn wir bedenken, wie ein solcher gerade Empfindungen der Art, die dem einfachen Bürger so nahe liegen, sich erst erkämpfen und aus den Schanzen des Zwangs und Vorurtheils herauserobern muß, so wird uns das, was von den Lippen anderer Sänger als etwas ganz Gewohntes uns entgegentönen müßte, aus dem Munde des Königssohnes und Königs zum neuen, süßen Klang, zumal wenn wir bedenken, wie sehr hier die Gesinnung zugleich praktisch wirksam werden kann.

Willkommen also, ihr Vaterlandslieder, ihr Trauerlieder über die Unterdrückung Deutschlands, ihr Sehnsuchtsklänge nach Befreiung, ihr Jubellieder über den Sieg! Das gehaltvollste und rührendste von Gedichten dieser Art ist

das während des Wiener Congresses gedichtete, überschrieben: „Das Versagte“ (I, S. 213). In demselben trauert der deutsche Fürstensohn, daß er, der das drängend glühende Bestreben in sich fühlte, die deutsche Freiheit miterkämpfen zu helfen, von der Pflicht zurückgehalten, ruhen mußte und, dem Thron so nahe, auf Herrscherthat verzichten. „Er, den Deutschland als Retter betrachtet hätte, steht jetzt, unbeachtet in der Menge, Andern nach. Wenn ihre Namen die Unsterblichkeit aufbewahrt, ist der seinige bereits verhallt, und doch fühlte auch Er die Kraft, Europa zu retten; die drohende Gefahr erhob ihn; für immer hätte er auf den Thron verzichtet, wenn er damals auf Augenblicke hätte herrschen dürfen. Und ach! nicht blos Kriegsruhm sollte ihm versagt sein, auch des sanftern Ruhmes zarte Blüthen sollten ihm nicht keimen. Warum konnte er nicht Schillern nach dem Lande senden, das der Tiber stille Flut bespült, wo Natur und Kunst im Vereine sind? Dort würde er vielleicht noch jetzt leben, Lieder würden seinen Wohlthäter selig lohnen, herrlicher aus Rom erklänge sein Wort!“

Ist dies nicht das echte Vaterlandslied, wie es ein Fürst singen soll? Dagegen kann man sagen, daß im „Nachruf an Theodor Körner“ (I, S. 247) der Sänger den Fürsten ausgezogen, um ganz nur als Deutscher zu empfinden; er beneidet den seligen Jüngling, der für Deutschland singen und sterben durfte:

„Daß ich niemals dich gesehn! — die Strahlen
Deines Herzens hätten mich durchglüht!

Der du tief empfandest Deutschlands Qualen,
Donnernd hallten sie in dein Gemüth.
Zwei von Harmonie umfang'ne Seelen,
Wie die Töne liebend sich vermählen
Gleichgestimmter Harfen hehr und rein,
Hätten unsre Seelen sich verbunden,
Zu dem Höchsten muthig sich entwunden
In des Heiligsten Gefühls Verein."

In den „Griechenliedern" sieht man ein edles Herz Schritt für Schritt den Kampf eines geliebten Volkes begleiten, man hört seine bangen Schläge bei jedem Entscheidungsmoment, jedem unglücklichen Versuche, die Ketten zu sprengen. Besonders gedankenreich und großgedacht sind folgende Verse des ersten Griechenliedes (II, S. 4) „An Hellas, im Frühling des Jahres 1821":

„Als der Römer bei des Isthmos Spielen
Die Hellenen wieder frei erklärt,
Die darüber jauchzen — ach! so fielen
Sie, durch diesen Jubel ganz entehrt;
Nun war Freiheit bleibend erst verloren;
Da geschenkt sie ward nur ihren Ohren,
Waren sie derselben nimmer werth;
Niemals so erniedrigt, da sie Knechte,
Niemals, da besiegt sie im Gefechte,
Selbst da Philipps Fesseln sie beschwert.
Frei muß sich der Freie selbst gestalten,
Eigner Kraft entkeimt die grüne Saat;
Durch den Kampfplatz feindlicher Gewalten
Geht zum Freiheitstempel nur der Pfad.
Nicht dem Corsen durft der Ruhm gebühren,
Dich aus deiner Sclaverei zu führen,
Hellas! — hätt in neue dich gebannt!

Sind dir feind die Großen auf der Erde,
Stehst du — spricht der Ewige sein „Werde“ —
Dennoch frei, erhabnes Griechenland!“

Sehr schön beginnt auch das Lied: „An Hellas, im vierten Jahre seiner Befreiung“ (II, S. 19):

„Es wälzt sich wieder her der Brand,
Auf deinen Fluren abermals zu lodern,
Und frische Heere sind gesandt —
Sie werden abermals auf ihnen modern.“

Am schwungvollsten erhebt sich die Empfindung des Sängers in dem Augenblicke, wo das Lied zur That werden soll: „An die Hellenen, da ich König“ (II, S. 33):

„Nur Gebete vermochte die Seele zum Himmel zu senden,
Tapfre Hellenen, für euch, für den befreienden Kampf,
Thatlos verweheten mir in den Hütten die Töne der Lyra,
Blos in die Saiten allein durfte sie greifen, die Hand;
Einsam erklangen dieselben, wie Seufzer verheimlichter Liebe; —
Jetzt ist die Lyra verstummt, aber das kräftige Wort
Tönt von dem Könige [laut] aus der Fülle des glühenden Herzens,
Daß sich's gestalte zur That, Griechen zu euerem Heil!“

Wie das Lied des Dichters durch den König verwirklicht worden, erzählt uns die Zeitgeschichte. Weitere Proben aus dieser interessanten Liederreihe mitzutheilen, verbietet der Raum dieser Blätter. Der Berichterstatter wendet sich daher zu andern Gefühlen des Sängers, die ebenso laut in seinen Liedern werden, als die Empfindungen des Königs, des Deutschen, des Griechenfreundes.

Daß die Poesie des Verfassers der Kunst in seinen Liedern Altäre errichten werde, ließ sich von dem Dichter

erwarten, dessen werkthätiges Herrscherwort derselben Tempel in seiner Hauptstadt baut. Hierher gehören besonders alle die Lieder, die eine Erinnerung an Italien und Rom aussprechen (I, S. 8—43, 301, 302; II, S. 98, 155, 161); sämmtliche Distichen aus Rom (II, S. 193—314), und die brüderlich-zärtlichen Gedichte: „An die deutschen Künstler zu Rom" (I, S. 247 u. 351). Die letztere dieser Episteln begleitete eine Flasche 1631er Steinwein, welche der Kronprinz seinen Kunstgenossen aus Florenz nach Rom sandte. Das Gedicht ist zu charakteristisch, als daß es nicht ganz mitgetheilt werden sollte:

„Nehmet freundlich an, was ich euch gebe;
Wenig ist's, ich hab' davon nicht mehr.
Wenn ihr trinket diesen Saft der Rebe,
Denket Dessen, der sich trennte schwer;

Der euch nie und nimmer wird vergessen,
Der euch Lieb' für Liebe wieder gibt;
Sie besitzen, wie er sie besessen,
Möcht' er ewig, wie er selbst sie liebt.

Trinkt die alten Tropfen von dem Steine,
Ihr Erwecker alter, deutscher Kunst,
Alte Kunst gehört zu altem Weine,
Voller Geist sind beide, sind kein Dunst.

Auch für dich ist solcher, großer Däne,
Der bewirkt, was unerreichbar schien:
Leben gibst du jeder Marmorsehne,
Phidias hehre Kunst ist dir verliehn.

Wie der Wein der Deutschen mit den Jahren
Seine Güte immer mehr bewährt,

So wird Euer Ruhm sich fest bewahren,
Wird im Lauf der Zeiten noch vermehrt."

Wie kindlich-zutraulich ist doch das: „Ich hab' davon nicht mehr! u. s. w.", aber die Liebe vervielfältigt wie durch ein Wunder die „alten Tropfen". Wahrlich, sie müssen jenen Künstlern gut gemundet haben, ihnen, deren Geistesebenbürtigkeit der fürstliche Sänger in einem so warmen Liede anerkannte! Als ein passender Eingang zu sämmtlichen Kunstgedichten kann das Lied „Süden und Norden" (II, S. 284) betrachtet werden:

„Südwärts, südwärts geht die Richtung,
Südwärts meiner Seele Drang,
In dem Süden glüht die Dichtung,
Hält den Sterblichen kein Zwang.

— — — — — — — —

In dem Norden herrscht das Sorgen,
Immer durch die Noth erneut,
Und das Denken an das Morgen
Machet freudelos das Heut.

Nicht von selbst will's dort sich heben,
Nur wo Kunst und die Natur
Hand in Hand vereinigt weben,
Da allein, da lebt sich's nur.

Aber wenn sich der Kunstsinn, vereint mit dem äußerlichen Lebenstriebe, bei unserm Dichter nach Süden wendet, so ist doch sein innerstes Gemüthsleben ganz und gar im Vaterlande zu Haus. Wie schön offenbart sich dieses in dem Liede: „Auf meine Reisen im Königreiche im Jahr 1829", wo der Monarch beim Anblicke von Rheinbaiern ausruft:

„Deutsch, ja deutsch ist von Neuem das fröhlich von Deutschen bewohnte
Blühendste Land, entzückt fühlt es mein deutsches Gemüth.“

Und mit welcher Liebe begrüßt er Nürnberg und Augsburg, „die ehrwürdigen Städte, wo sich ernst, sowie man sie betritt, Jahrhunderte plötzlich in Einen Moment zusammendrängen“ (II, S. 191 fg.). Diese deutsche Gesinnung offenbart sich in unzähligen Stellen. Auch diejenigen Gedichte, welche Mancher geneigt sein möchte, aus dem Kreise der Poesie in den der Neugierde und Beobachtung zu ziehen, die erotischen, verleugnen den Geist der deutschen Liebe nicht, insofern sie ringend einem idealen Ziele zustreben, und die Aufrichtigkeit, welche dieser Sammlung durchaus eigen ist, verläßt den Dichter auch da nicht, wo die Natur des Gegenstandes am meisten die Ausdeutung aufregen kann.

In Verhältnissen aufgewachsen, wo das si libet, licet über allen Pforten, die zum Genusse führen, angeschrieben steht, wird freilich der Sänger, der alle seine Gemüthszustände ohne Rückhalt schildert, mit seinem Geist und Gewissen mancherlei zu besprechen haben, denn mit diesen spricht er ja eigentlich und nicht mit dem Publikum; jeder redliche lyrische Dichter ist — und das vergesse man auch bei diesen Liedern nicht — mit sich allein in seinem Kämmerlein, so lange er dichtet. Daher dürfen uns Stürme nicht befremden, wie der folgende (II, S. 119):

O! in dir möcht' ich versinken,
Mit dir werden eine Glut,

Tod und Leben aus dir trinken,
Stillen höchste Liebeswuth.

Meine Arme schon erfassen
Unvergleichlichsten Genuß.
Nein! von Dir kann ich nicht lassen,
Sei du meines Daseins Schluß.

Streb', den Knoten zu zerspalten,
Den ich selig einst geschürzt,
Fürcht', Befried'gung zu erhalten,
Alles um mich wanket, stürzt.

Ach! was ich mir selbst erkoren:
Reiner Seelen heil'ger Bund,
Geht so schnelle mir verloren,
Geht durch meine Schuld zu Grund.

Wonne kann nur ich empfinden
Jetzt in dem, was Fluch enthält.
— — — — — — — —

Er schaudert zitternd zurück, er weint, wenn sein Streben siegt, Hölle liegt hinter seinem Himmel. Doch endlich wird es wieder klar nach des Sturmes Toben, der Friede kehrt in die ruhige Natur zurück, die Sonne scheint wieder:

„Wie der Phönix aus den Gluten
Herrlicher zum Himmel kreist,
Kehr' ich besser zu dem Guten,
Ueber Körper sieget Geist."

Dieses platonische Ringen, bei einer glühenden Natur, ist echt deutsch und zieht sich auch durch sämmtliche Liebeslieder des Dichters hindurch. Unsere jungen Erotiker, die in ihrer Poesie wenigstens als kleine Tieck'sche Rosa's oder doch William Lovell's sich gebehrden zu müssen glauben und

zu versichern scheinen, daß der Humor, den sie mit der Wollust treiben, die einzige Liebesphilosophie und Liebespoesie sei, sind gewiß nicht berechtigt, den ersten Stein gegen diese edlere Gattung von erotischer Poesie aufzuheben. Bei unserm Dichter würzt nicht eine halbe Reue den Genuß, sondern sie siegt über denselben und stellt sich rein, in echtsittlicher und religiöser Gestalt dar, und es ist ihm nur dann wohl, wenn sie in voller Kraft eingetreten ist. Dafür zeugt besonders das rührende Lied: „An die rettende Gerettete“ (II, S. 82):

„Glücklich preise ich die Stunde,
Selig, selig mein Geschick,
Da mir's klang aus deinem Munde,
Mich durchdrang dein Himmelsblick.

Als die Worte ich vernommen,
Die aus dir die Jugend sprach,
Ward in mir der tief beklommen,
Gleich der beßre Mensch da wach.

Zu dem Himmel blickt ich wieder,
Zu der ewigen Lieb' hinauf,
Heiße, stille Dankeslieder
Stiegen zu dem Himmel auf.“

Dieselbe Sehnsucht nach Reinheit athmen manche andere Gedichte, besonders I, S. 167, 200—212; II, S. 83, 137. Seine Geliebte erscheint ihm allenthalben als rettender Schutzengel. Ein anderes Mal reinigt sein Herz die Natur (I, S. 246); eines seiner schönsten Sonette stellt uns den Dichter in schwerer Versuchung auf die Kniee geworfen und betend vor:

„Da fühlt' ich's vor dem Geist sich plötzlich hellen,
Es sprach: „Mit Gott ist nicht zu unterhandeln,
Nicht Ihm entgegen darf der Will sich stellen."
Es blühen schon die Pfirschen und die Mandeln,
Ich sehe Leben der Natur entquellen,
Durch Gott mein Wesen liebend sich verwandte."

Wenn so sein Inneres befriedet ist, so geht das Gefühl des Sängers ganz in Religion über, wie in den zwei Sonetten (I, S. 288, 289). Lebendiger Glaube, frei von aller blinden Mystik, spricht überhaupt aus vielen Gesängen des königlichen Dichters. So gereinigt von Leidenschaft, spricht er das edle Wort: „An meine Frau, im Jahr 1828" (II, S. 167), welches schließt:

„Wird der Wipfel der Eiche vom Wind auch zuweilen beweget,
Wurzelt sie dennoch fest, ewig, die Liebe, für dich!"

Durch diese Reihe von Ansichten und Gefühlen, welche den Gedichten des Königs Ludwig von Baiern enthoben sind, und denen noch manche andere hätten beigefügt werden können, ist der hohe ethische Werth jener Sammlung wohl zur Genüge dargethan; auf den ästhetischen Werth derselben kann daraus wenigstens so viel geschlossen werden, daß jene Gedichte, als zusammenhängende Kette in ihrer Gesammtheit betrachtet, der schöne, reine Ausdruck eines edeln Königsherzens, daß sie aus einem wirklich poetischen Gemüthe hervorgegangen, auch im besondern reich an guten, überraschenden Gedanken, an dichterischen Bildern, an tiefen und wahren Gefühlen sind. Für die einzelnen Gedichte, isolirt von einander und als Kunstwerke betrachtet, muß freilich

ein anderer Maßstab, der reinästhetische, gelten. Hier würde die Kritik, wenn sie einem Privatmanne gegenüberstände, etwa 50 Gedichte der Sammlung, in Beziehung auf künstlerische Durchbildung, reine und glückliche Sprache, und genauere Erfüllung der metrischen und rhythmischen Bedingungen auszeichnen und den unvollendetern Gedichten derselben Sammlung gleichsam als Muster entgegenhalten; um so mehr als gerade jene Gedichte beweisen, daß es, selbst in formeller Hinsicht, dem Sänger keineswegs an dem Vermögen, das Kunstgerechte hervorzubringen, gefehlt hat. Sie würde bitten, da die Sonette (für den Deutschen eine der schwierigsten Kunstformen) großentheils den Forderungen der Poetik so schön Genüge leisten, dasselbe mit den Distichen, deren Inhalt meist so anziehend ist, durch eine Ueberarbeitung zu versuchen; endlich unbedeutende, aber doch störende Redensarten, die durchaus unverträglich mit dem poetischen Style sind, zu tilgen. Aber hat die Kritik das Recht, dies einem Könige zuzumuthen, der Anderes zu thun hat als Gedichte zu revidiren? Und wenn sie sich auf den unabhängigsten Standpunkt stellt, so wird sie doch gestehen müssen, das gerade darin ein besonderer Reiz dieser Gedichtsammlung besteht, sie rein aus der Feder des königlichen Dichters erhalten zu haben, ohne daß er Rücksprache mit sogenannten Dichtern vom Fache gepflogen. Die Freunde des großen Friedrich haben durch die Einmischung ihrer Feder den Poesien dieses Monarchen keinen Dienst geleistet; man hat sich ohne Zweifel mit Unrecht gewöhnt, sie nur

halb für sein Werk zu halten. Nicht so ist es mit König Ludwigs Gedichten. Ihn, ihn selbst haben wir erhalten; er hat als Dichter den Muth gehabt, mit allen Zufälligkeiten vor die Nation zu treten, mit Mängeln, welche freilich in der Dichterlaufbahn eines Privatmannes durch das Urtheil von Freunden und Feinden leichter verschwinden, als auf dem einsamen Pfade, den ein fürstlicher Sänger zu wandeln hat. Und jene edle Aufrichtigkeit, welche die Kritik in so mancher höheren Beziehung an den Gedichten des Königs Ludwig zu rühmen findet, zeigt sich besonders auch darin, daß er sie uns in ihrer ursprünglichsten Gestalt überliefert hat. So markte denn auch die Kritik nicht über Das, was er uns gegeben. Sie lasse uns ungestört in unserm geistigen Verkehre mit einem Fürsten; ein solcher findet ja nicht alle Jahre, nicht alle Jahrhunderte statt.

7.

Gedichte von Nicolaus Lenau.

Stuttgart, Cotta. 1832.

Blätter für liter. Unterhaltung 1832. Nr. 281 u. 282.

Einer unserer Mitrecensenten klagte kürzlich, auf Veranlassung seiner Relation über 56 Dichter aus neuester Zeit, über die Mittelmäßigkeit, an welcher die lyrische Poesie der Deutschen seit geraumer Zeit laborire. Er findet überall nur Nachtreter der vorzüglichsten Persönlichkeiten der Zeit, nirgends einen heilsam revolutionirenden Genius, und blickt mit Bedauern auf den breit und seicht gewordenen Strom der germanischen Poesie herab, der an vielen Stellen gänzlich zu stagniren scheint. Je mehr er Recht hat, mit desto größerem Vergnügen lenken wir seinen und allen der Poesie noch nicht entfremdeten Leser Blicke auf diese sehr mäßige Gedichtsammlung, ohne von ihm und ihnen den Vorwurf zu befürchten, daß wir durch Lobhudelei getäuscht und einem Unwürdigen kritischen Weihrauch gestreut haben. Der Strom der Dichtung (um in dem Bilde des Recensenten zu bleiben) stürzt sich zwar auch in diesen Liedern nicht in kühnen Wasserfällen hinab, um sich durch Felsen einen neuen Durchgang zu erzwingen, aber er lenkt doch aus der breiten

Ebene wieder den Gebirgsthälern zu; er schlängelt sich im schmalern Bette, ernst und gedrungen, durch kaum geahnte Engen, und der aus der Tiefe widerscheinende Himmel malt sich dunkelblauer in der Flut, die nirgends einen seichten Grund durchblicken läßt.

Man hat in unserer neuesten Zeit der leeren Form mit Recht den Krieg erklärt, und die jüngste Muse scheint an so vielen beliebten Liedern der nächstvergangenen Jahrzehnte einen ordentlichen Ekel gefaßt zu haben; aus Furcht, über der technischen Ausbildung den Ruhm der Erfindungskraft einzubüßen, glaubt sie ihre Anschauungen so unmittelbar als möglich zurückstrahlen zu müssen, ihre Gefühle nicht unverarbeitet genug geben zu können; wenig bekümmert um Reim und Silbenmaß, möchte sie den Geist gern im gleichgültigsten Gewande bewundern lassen, und fährt, wenn wir so sagen dürfen, mit ihrer Idee in den nächsten besten Liederleib, der sich ihr darbietet. So haben unsere großen frühern Dichter nicht gestaltet; sehen wir doch aus ihren Briefwechseln, daß sie über die Anlage eines kleinen Gedichtes, über einzelne Strophen, ja über Ausdrücke und Worte Wochen lang debattiren konnten: so wesentlich verbunden schien ihnen Form und Geist zu sein! Damals hätte ein besonderer Muth dazu gehört, sich von den Fesseln des Kunstzwanges zu befreien nnd mit seinen genialen Einfällen in so sorglosen Strophen einherzutraben wie unsere gefeiertsten Dichter, von ganzen Anhängerschaaren begleitet, dermalen thun. In jetzigen Tagen aber gehört umgekehrt

wenigstens ebenso viel Muth und Bewußtsein innerer Kraft dazu, auch nur einigermaßen wieder zur strengen Form zurückzukehren und durch die That den Beweis zu versuchen, daß aus der Form herausschaffen dem Geiste keinen Eintrag thut, ja daß der echte Genius dann am glücklichsten gebildet zu haben sich rühmen darf, wenn die äußere Gestaltung der Idee denselben Stempel der poetischen Nothwendigkeit an sich trägt, wie der Gedanke selbst, der die Gestalt des Gedichtes beseelt.

Unser Dichter nun zeigt Muth und Kraft zu diesem alten Glauben; seine Lieder sind großentheils organische Gebilde, und so voll und schnell sich ihre Blumenkrone vor uns erschließt, so merkt man es ihnen doch an, daß ihr Keim sich lange vorher im Stillen ausgebildet. Nicht selten mag eine lange Zeit gelegen sein zwischen der Geburt eines Liedes und seiner Empfängniß, welche der Sänger in folgendem kleinen Gedichte, das wir als erste Probe des Gesagten gleich für den Leser hersetzen wollen, so anschaulich zu machen weiß:

Abendheimkehr.

Sein Bündel Holz am Rücken bringt
Der Arme heimgetragen;
Der frohe Knecht die Geißel schwingt
Am erntevollen Wagen.

Die milchbeladne Heerde wiegt
Sich in die trauten Ställe;
Mit Scherz und Kuß zur Dirne fliegt
Der lustige Geselle.

Von Feld und Walde pfeift nach Haus
Der Jäger dort, der rasche,
Und Has' und Wachtel guckt heraus,
Zu prahlen aus der Tasche.

Den Dichter sieht man aus der Nacht
Der Eichen selig schwanken;
Er taumelt heim mit seiner Tracht
Unsterblicher Gedanken.

Welche harmonische Mannichfaltigkeit der Bilder in diesem kleinen Liede, und wie werden am Ende doch alle vorangehenden nur der Rahmen, nur die Guirlandeneinfassung zu dem Gemälde des vom Empfangen wonnetrunken heimwandelnden Dichters! Gewählt und doch natürlich die Reime; nichts Ueberzähliges, Müßiges in der Diction; glatt und faltenlos ist das Ganze, wie die Haut über Fleisch und Bein eines wohlgestalteten Gliedes. Auch gibt dies Gedicht schon einen Vorschmack von der süßen Musik, welche in den Liedern unsers Verfassers schlummert und welche ein tüchtiger Componist gewiß dereinst aus dem Schlaf erweckt.

Inzwischen läßt das angeführte Lied noch nicht den persönlichen Charakter der Poesie des Verfassers errathen, es ist nur geeignet, seine höhere Kunstfertigkeit als Dichter im Allgemeinen zu bekunden. Jener Charakter offenbart sich in der Gesammtheit seiner Dichtungen — und auch dadurch bewährt sich bei der dermaligen Tendenz der lyrischen Dichtkunst eine gewisse Selbstständigkeit — durchaus nicht als ein ironischer, vielmehr als rein sentimental, aber mit

so viel Kraft des Gefühls und Lebendigkeit der Anschauung, daß Niemand, der diese Gedichte genießt, glauben wird, daß wir damit den Vorwurf der Weichlichkeit verbinden wollen. Ja, obgleich das vorherrschende Gefühl in allen eigentlich subjectiven Liedern des Dichters die Schwermuth ist, so entbehrt doch keines derselben jenes Ausdrucks der Männlichkeit, deren Mangel allein dieses Gefühl in der Poesie verdächtig gemacht hat. Doch wir wollen die Sammlung selbst näher betrachten, wo es uns alsdann nicht schwer werden wird, einzelne Belege für unser Urtheil auszusuchen.

Der erste Abschnitt hat die Aufschrift: „Bilder aus dem Leben". Der Verfasser hat hier nicht auf den Effect gedacht, der beim bloßen Blättern in einer Liedersammlung, wie dies lyrischen Gedichten so häufig statt des Lesens zu Theil wird, gewöhnlich von der Beschaffenheit der ersten Stücke abhängt; er hat die kühlern, didactischern Gedichte, die weniger das Werk der Eingebung sind, vorangestellt. Um so überraschender ist der Eindruck, welchen nach dem beschreibenden Terzinengedicht: „Der Gefangene", einigen fragmentarischen Octaven und einer Uebersetzung aus dem Polnischen, das Lied: „In der Schenke, am Jahrestag der unglücklichen Polenrevolution", hervorbringt. Es beginnt als Genregemälde aus der Studentenwelt:

Unsre Gläser klingen hell
Freudig singen unsre Lieder;
Draußen schlägt der Nachtgesell
Sturm sein brausendes Gefieder,

Draußen hat die rauhe Zeit
Unsrer Schenke Thür verschneit.

Aber plötzlich, schon mit dem zweiten Verse, erweitert sich der Schauplatz:

Haut die Gläser an den Tisch!
Brüder, mit den rauhen Sohlen
Tanzt nun auch der Winter frisch
Auf den Gräbern edler Polen,
Wo verscharrt in Eis und Frost
Liegt der Menschheit letzter Trost.

Dort rauft sich der Schnee um die Heldenleichen mit den Raben, bis der Lenz auch vom eingescharrten Fluche das Leichentuch abreißt:

Rasch aus Schnee und Eis hervor
Werden dann die Gräber tauchen,
Aus den Gräbern wird empor
Himmelwärts die Schande rauchen,
Und dem schwarzen Rauch der Schmach
Sprüht der Rache Flamme nach.

Aber kommt die Rache nicht,
Mag der Vogel mit dem Halme,
Was da lebt im weiten Licht,
Sterben in des Fluches Qualme,
Und die Sonn' erstické drinn,
Daß die Erde scheide hin!

Der Schluß ist mit etwas Byron'schen Farben aufgetragen, sonst ist dies tiefmelancholische Lied von der wahrsten Empfindung eingegeben und zugleich mit seltener Kraft gehalten. Noch trefflicher und origineller, aus einer wohl den meisten deutschen Lesern fremden, dem Verfasser aber, wie es scheint

sehr vertrauten Umgebung ist das erzählende Gedicht: „Die Werbung“, das uns bald darauf begegnet (S. 22—26), und von welchem wir leider nur Umrisse mittheilen können:

Rings im Kreise lauscht die Menge
Bärt'ger Magyaren froh;
Aus dem Kreise rauschen Klänge,
Was ergreifen die mich so? —
Tiefgebräunt vom Sonnenbrande,
Rothgeglüht von Weinesglut,
Spielt da die Zigeunerbande
Und empört das Heldenblut.

In der Mitte steht, mit klirrenden Sporen den Takt schlagend, der Werber, seine Augen und seine Säbelnarben glühen, das Schwert schlägt Funken, der Federbusch taumelt ihm auf dem Chako. Er sieht einen starken, hohen Jüngling aus der Menge ragen:

„Wärest du ein Reiter doch!“
Ruft er aus mit lichtern Augen;
„Solcher Wuchs und solche Kraft
Würden dem Husaren taugen;
Komm und trinke Brüderschaft.“

Doch der Jüngling zögert,

In die Schatten der Gedanken,
Die ihn bang und süß umranken,
Still sein schönes Antlitz senkend.

Durch Musik und Werberswort hört er im Geiste die Klagen der fernen Mutter und Braut:

Pochst du lauter nach den Bahnen
Kühner Thaten, junges Herz?
Oder zieht das süße Mahnen
Dich der Liebe heimathwärts?

Er sieht Rekruten unter Trompetenschall ins Feld ziehen; dringender wird der Zuspruch des Werbers; des Jünglings Auge flammt.

Plötzlich zeigt sich mir im Kreise
Eine finstere Gestalt,
Tiefen Ernstes, schreitet leise,
Und beim Werber macht sie Halt.
Und sie flüstert ihm so dringend
Ein geheimes Wort ins Ohr,
Daß er, hoch den Säbel schwingend,
Wie begeistert loht empor.
Und der Dämon schwebt zur Bande,
Facht den Eifer der Musik
Mächtig an zum stärksten Brande
Mit Geraun' und Geisterblick.
Aus des Basses Sturmgewittern
Mit unendlich süßem Sehnen,
Mit der Stimmen weichem Zittern,
Singen, Geigen, Grabsirenen.
Und der Finstre schwebt enteilend
Durch der Lauscher dichte Reihe,
Nur am Jüngling noch verweilend,
Wie mit einem Blick der Weihe.

Jetzt ists um ihn geschehen; des Todes Stricke sind über ihn geworfen; ein höhnendes Wort des Werbers überwältigt ihn, er schlägt ein; aber

Wie beim Sonnenuntergange
Hier und dort vom Saatgefild
Still waldeinwärts schleicht das Wild:
Also von der Ungarn Wange
Flüchtet in den Bart hinab
Still die scheue Männerzähre.

Ahnen sie des Jünglings Ehre?
Ahnen sie sein frühes Grab?

Wie uns dieses vortreffliche Gedicht, in welchem die Sentimentalität des Verfassers durchaus der lebendigsten Anschauung untergeordnet ist und nur gegen den Schluß es wagt, sich einigermaßen in einem modernen Seufzer Luft zu machen, ein anderes geselliges Leben als unser gewohntes zeigt, aus dem die Phantasie des Dichters ganz eigenthümliche Lebensbilder geschöpft hat: so erscheint uns in seinem Gegenstücke, dem vierten der „Heidebilder", „Die Heideschenke" (S. 199—206), nicht nur gleichfalls eine neue Menschenwelt in jenen ungarischen Räubern, die wir hier wieder an der Seite musicirender Zigeuner erblicken, sondern auch eine fremdartige Natur, in welcher sich selbst die gewöhlichen, von allen Dichtern vielgefeierten Erscheinungen, z. B. das Gewitter, ganz eigenthümlich ausnehmen. Diese ebenfalls ausgezeichnete Dichtung ist unsern Lesern wohl schon aus dem „Morgenblatte" bekannt, wo sie mit den übrigen nicht minder originellen „Heidebildern" zuerst erschienen ist, und wir enthalten uns daher, jedoch nur ungern, auch ihren Inhalt in Umrissen zu geben. Da aber hier einmal von den objectivern Gedichten des sonst vorzugsweise lyrischen Verfassers die Rede ist, so zeichnen wir sofort noch den „Schifferknecht", der so rührend an den Ufern der Donau träumt (S. 27), „Die Wanderung im Gebirge" (S. 142 fg.), „Die Waldkapelle" (S. 179 fg.) und den „Raubschütz" (S. 185) aus, Dichtungen des verschieden-

artigsten Inhalts, in welchen allen aber eine großartige Natur ihren Zauber in die Einbildungskraft und das Gefühl des Dichters übergetragen und eine neue Bildersprache, einen neuen Ausdruck für die Empfindungen, bis auf Periodenwendung und Beiwörter hinab geschaffen hat.

Dieselbe Neuheit der Sprache und Farbengebung waltet übrigens auch in den strenglyrischen Gedichten, den eigentlichen Liedern des Verfassers, die überall höchst kräftig und anziehend sind, wo auch sie sich auf Naturanschauungen stützen oder von der Natur Vergleichungen und Allegorien entlehnen. Man höre nur folgende Verse aus der „Winternacht" (S. 70 fg.):

Vor Kälte ist die Luft erstarrt,
Es kracht der Schnee von meinen Tritten,
Es dampft mein Hauch, es klirrt mein Bart,
Nur fort, nur immer fort geschritten!

Wie feierlich die Gegend schweigt!
Der Mond bescheint die alten Fichten,
Die, sehnsuchtsvoll zum Tod geneigt,
Den Zweig zurück zur Erde richten.

und im zweiten Liede derselben Ueberschrift:

Dort heult im tiefen Waldesraum
Ein Wolf; — wie's Kind aufweckt die Mutter,
Schreit er die Nacht aus ihrem Traum
Und heischt von ihr sein blutig Futter.

Es ist schade, daß diese beiden Gedichte, die so charakteristisch beginnen, in eine allgemeine verschwimmende Klage enden, in welcher der Dichter eine unbestimmte ungeheure Herzensqual zur Schau trägt, die wir nicht mitempfinden können,

weil er sie uns nicht näher bezeichnet. Seine Melancholie rührt uns jedesmal, wenn er sie mit der Natur in Verbindung setzt, wenn er die Wetternacht sein Schätzel nennt (wie er denn überhaupt der Sänger des Gewitters genannt zu werden verdient, das noch keinen solchen Maler im Liede gefunden hat, vgl. S. 51 fg., 57, 193, 200 fg., 245 fg.); oder wenn er dem über den Tod der Braut trostlosen Jüngling (in dem Liede: „Nächtliche Wanderung", S. 56) den brausenden, wilden Bach voll reichen, frischen Todes zusingen läßt: „Komm, komm, und trinke Tod!" Aber wenn nur so im Allgemeinen Lied um Lied endet: Meine Braut ist die Qual! oder: Wacht auf, ihr Horden meiner Qual! oder: Umarme mich, du stiller Todesmuth! so wird uns unheimlich und vielleicht sogar unpoetisch zu Muthe. Doch sind unter den „Liedern der Sehnsucht" und „der Vergangenheit" sehr viele, welche diesen Vorwurf nicht verdienen. Köstlich ist unter jenen: „An meine Rose" (S. 39 fg.), wo es von dem geliebten rosigen Mädchen am Schlusse heißt:

> Doch hat, du holde Wunderblume,
> Mein Herz voll süßen Bebens,
> Dich mir gemalt zum Eigenthume
> Ins Tiefste meines Lebens,
>
> Wohin der Tod, der Ruhebringer,
> Sich scheuen wird zu greifen,
> Wenn endlich seine sanften Finger
> Mein Welkes niederstreifen.

Höchst lieblich, ein Lied von Hölty oder Salis, aber in Verklärung, ist: „Reiseempfindung" (S. 41):

Ich sah in bleicher Silbertracht
Die Birkenstämme prangen,
Als wäre dran aus heller Nacht
Das Mondlicht blieben hangen;

Und in dem zarten Birkenhain
Sah ich ein Häuslein blinken,
Das hob gleich an zu sich hinein
Holdfreundlich mich zu winken.

Der Dichter malt sich diesen Wohnsitz der Unschuld und Liebe weiter aus; er träumt sich sein Mädchen in die Hütte, um hier im süßen Waldesfrieden mit ihr die Nachtigallen im Lenz schlagen zu hören, an sie sich „umrauscht vom schmerzlichen Vergehen“ im welken Herbste fest anzuschmiegen, ihr Lied in rauher Winterzeit zu hören:

Ich wagt' es mich zu regen kaum
In meinem stillen Sinnen,
Besorgt' das Häuschen möcht', ein Traum,
Vor meinem Blick zerrinnen.

Doch sieh', da öffnet sich die Thür,
Der Zauber war geschwunden,
Es trat ein Jägersmann herfür
Mit nachgesprengten Hunden.

Er grüßte mich mit raschem Blick
Und streift' waldein gar heiter,
Ich gab ihm seinen Gruß zurück,
Und traurig gieng ich weiter.

Ein anderes Lied der Sehnsucht: „Das Mondlicht“ (S. 54), darf sich mit Zuversicht in seiner Eigenthümlichkeit neben Göthe's leuchtendes Mondlied stellen. Das „Posthorn“ endet erschütternd (S. 60):

Mahnend ruft die Mitternacht
Mir herab vom Thurme;
Ferne! denket mein! die Zeit
Eilt dahin im Sturme!

Unsre Gräber, denket mein!
Sind schon ungeduldig! —
Daß wir nicht beisammen sind,
Bin ich selber schuldig.

Auch die „Schilflieder“ (S. 65—69) sind reich an zur Empfindung gewordener Naturanschauung. In den „Liedern der Vergangenheit“ schlagen: „Einst und Jetzt„ (S. 86); „Die Felsenplatte“ (S. 91); „An meine Guitarre“ (S. 96), und in den „Vermischten Gedichten“ „Die Thränen“ (S. 101); „An die Hoffnung“ (S. 125) denselben Schmerzenston der Wehmuth und Sehnsucht, innige Mitempfindung erweckend an; unerwartet heiter, selbst jauchzend lauten: „Trias harmonica“ (S. 110), „Der Lenz“ (S. 121) und „Im Frühling“ (S. 123). Zu den originellsten und tiefst empfundenen aber gehören: „Der Greis“ (S. 139); „Zuflucht“ (S. 138), und besonders: „Leichte Trübung“, das letztere Lied ganz aus der Gebirgsanschauung, die der Dichter zum eigenthümlichsten Symbole braucht, geschöpft. Der Dichter läßt sich von einem Freunde fragen, warum sein Angesicht, das erst noch so froh gestrahlt, jetzt plötzlich von Wolken bedeckt erscheine. „Siehst du“, erwidert er, „jenen blauen Berg mit seinen Felsen, an welchen Gemse und Jäger beben?“

Von seinem Gipfel schleudre du
Ein Steinchen spielend in die Tiefen:

Du störst der Lüfte schwanke Ruh,
Und Nebel steigen, die dort schliefen.
So warfst du, seine Kraft nicht ahnend,
Ein Wörtchen mir in meine Brust,
Ein Wörtchen, leise, aber mahnend,
Und sieh', nun stieg der trübe Wust
Von Nebelbildern alter Kränkung
Aus ihrer stillen Nachtversenkung.

Ein seltenes Motiv stellt sich uns auch in dem vortrefflich ausgeführten Liede: „Einem Knaben“, dar, das wir gar zu gern ganz hersetzen möchten:

Was trauerst du, mein schöner Junge?
Du Armer, sprich, was weinst du so?
Daß treulos dir in raschem Schwunge
Dein liebes Vögelein entfloh?

— — — — — — — — — — —

Du legst so schlaff die kleinen Hände
An deines Lieblings ödes Haus;
Und prüfest rings die Sprossenwände,
Und fragst: „Wie kam er nur hinaus?“

Drüben auf dem Baume hört er ihn singen. Aber gib Acht, o Knabe, daß du nicht einst so um die beste Habe des Menschenlebens bitter weinst:

Daß du die Hand in wildem Krampfe
Nicht drückst in deinen Busen ein,
Aus dem die Unschuld dir im Kampfe
Entflohn, das scheue Vögelein.

Dann hörst du flüstern ihre leisen
Gesänge aus der Ferne her;
Neigst hin dich nach den süßen Weisen;
Das Vöglein aber kehrt nicht mehr!

Dies Gedicht wird gewiß dereinst das seltene Glück haben, in Beispielsammlungen voll gereimter Moral für die Jugend und in rein ästhetischen Anthologien zugleich an einem der ersten Plätze zu stehen.

Aus den „Vermischten Gedichten“ heben wir besonders noch den „Maskenball“ hervor, ein schilderndes Gedicht, das, wenn auch minder ungezwungen als die meisten der es umgebenden, doch einen hohen Grad von Eigenthümlichkeiten besitzt. Der Dichter beschreibt eine Maskerade, auf der ihm ein süß neckendes Geheimniß, eine holde Maske, begegnet:

Ach, wer bist du? sage wer? —
Lind und weich von heller Seide
Ist dein schlanker Leib umfangen,
Und vom amaranthnen Kleide
Leicht und duftig überhangen,
Und du strahlst im Glanz des Goldes,
Polenmädchen, wunderholdes!
Schalkhaft kühn dein Käppchen sitzt,
Trotzend auf so schöne Stelle;
Wie der Demantstern dir blitzt
Aus der Nacht der Lockenwelle!
Wie die Perlen dich umschmiegen,
Die dir froh am Halse liegen!
Deine Reize still zu ehren,
Haben sie sich dort vereinet.
Hat ein Gott dir Freudezähren
An den schönen Hals geweinet?

Doch nein! Alles das sind nur Symbole der Trauer über das Loos der Polen! Abgewendet, wie Polonias Herrlichkeit, schwindet die Maske, Andere kommen: Ritter und Dame,

Pilger mit Sandal' und Muschelhut, Matrosen. Seid ihr willkommen, ruft der Dichter den Letzten zu; nehmt mich mit nach den Paradiesen der Freiheit, in die neue Welt,

> Wo die Schauer Gottes wallen,
> Wo in wunderbarer Pracht
> Himmelwärts die Bäume dringen,
> Brausend um die keusche Nacht
> Ihre Riesenarme schlingen . . . . .

Dort will er in der Wälder tiefem Grauen das Schicksal um die Kunde befragen, warum Polen sterben mußte:

> Und der Antwort will ich lauschen
> In der Vögel Melodeien,
> In des Raubthiers wildem Schreien
> Und im Niagara-Rauschen.

Diese Worte sind nicht blos poetische Licenz; der Verfasser wird den Niagara rauschen hören: dem Vernehmen nach unternimmt er eine Reise in die nordamerikanischen Freistaaten und wird wohl diese Beurtheilung seiner Lieder vorerst nicht zu Gesichte bekommen.

Aus den Phantasien und „Heidebildern" ist das Wichtigste schon oben berührt worden. Die Oden in antiken Silbenmaßen scheinen frühere Versuche zu sein; sie erinnern stark an Hölty, selten an Hölderlin, manchmal an Platen, ohne daß die Kunstform darin mit gleicher Meisterschaft gehandhabt wäre. Aber einen würdigen Beschluß des ganzen Buches macht: „Klara Hebert, ein Romanzenkranz". Der Stoff ist die rührende Liebesgeschichte Joh. Casimirs von Polen, während seiner vom Kardinal Richelieu, der sich von

ihm verächtlich behandelt glaubte, veranlaßten Gefangenschaft in Frankreich, eine Geschichte, die auch schon zu einem Roman verarbeitet worden ist. Die erste Romanze führt uns aus den wonnigen Provencethalen, wo des Donners Stimme voller tönt, die Sterne heller blinken, die Frucht rascher blüht und reift und die Liebe schneller zündet, an die Gestade der Durance, zu grausenhaften Felsenschlünden, wo das Städtchen Cisteron sich furchtsam an den Berg schmiegt, auf dem zwischen Felsen, die eine Herberge der Wolken sind, ein alter Heidentempel, jetzt ein Gefängniß steht. Auf diese öde Höhe wird in der zweiten Romanze Joh. Casimir als Staatsgefangener geschleppt, und in dieser Einsamkeit hängt er der Liebe zu der unschuldigen Klara Hebert, der engelschönen Wirthstochter von Martigues, mit der er bei seiner Landung in Frankreich einen Seelenbund geschlossen, träumend nach (dritte Romanze). Mit jedem Morgen findet Johannes frische Blumen und süße Früchte in seinem Kerker, das konnte nur die Liebe thun. Klara, in einen Pagen verkleidet, war, dem Prinzen unbewußt, auf die Veste gekommen:

— es deckt die Rosenwangen
Gelbe angetünchte Farbe,
Und es flüchtet ihre Stirne
Unter die gemalte Narbe.

Hier dient sie ihm in frommer Unschuld (Vierte Romanze). In einer Nacht sitzt Johannes mit seinem treubewährten Freunde, dem Grafen Konozacki, unter tröstenden Gesprächen

im Kerker. Draußen lärmen die Waffenknechte bei Pokal und Würfelspiel in der Halle, Klärchen und ihr Vetter Heinrich, als schützende Engel, unter ihnen. Von Westen zieht ein Gewitter auf, „des Todes Jagdhund, Sturm, zieht in wilder Eile bergan und sucht seinen Herrn, dessen Weidruf in Gebirg und Thal erschallt, mit Geheul in den Felsen".

Immer lauter schreit der Donner
Durch die grausen Finsternisse,
Aus gebrochnen Wolken stürzen
Rauschend sich die Regengüsse.

Hart am Kerker Blitze zucken
Sehn die Beiden mit Entsetzen,
An den Felsen scheint der Tod hier
Seinen Flammenpfeil zu wetzen.

In solcher Stunde klettern Richelieus Schergen, Chantereine, der Schloßhauptmann, und ein Knecht, zum Gefängniß hinauf. Die Wache liegt eingezecht; sie wollen den Kerker in Brand stecken, daß der Fürst im Qualm erstické. Morgen heißt es, der Donner hat in den Kerker eingeschlagen.

Ja dem Himmel aufgebürdet
Sei die Mordthat unsrer Hände,
Und der wüthet heut so närrisch
Daß er's selber glaubt am Ende.

Aber Klara, der treue Page, folgt den Angekommenen Schritt für Schritt, weckt den Vetter, von ihm erschossen, stürzt Chantereine mit der Brandfackel in den bodenlosen Abgrund, der Knecht zückt den Dolch auf den Pagen, auch er taumelt, von Heinrichs Schwert getroffen, hinab vom

Berge (fünfte Romanze). Mit der leblosen, jetzt erkannten Klara sind die Gefangenen und des Prinzen greiser Arzt beschäftigt:

> Abgewaschen ihrem Antlitz
> Ist die jungfräuliche Lüge,
> Und in bleicher Todesschönheit
> Zeigen sich die holden Züge.

Sie erwacht, sie wird vom Tode gerettet (Sechste Romanze). Bald kommt auch dem Gefangenen frohe Botschaft aus Polen, sein Bruder, der König Wladislaw, und der Schwedenkönig haben sich drohend für ihn verwendet. Er wird frei; feierlich wird er im Königsschlosse zu Paris verabschiedet, die Begleiter umrauschen ihn, aber in die tiefste Ecke der Treppe hat sich ein Mädchen geschmiegt, um auf den Zug hervorzublicken. Johannes erkennt sie und giebt sie in die Obhut des Grafen Angoulème (siebente und achte Romanze). Lange harrt die Verlassene in Sehnsucht vergebens des Geliebten (neunte Romanze). Plötzlich erscheint er; in dem Wirthsgarten, wo sie zuerst ihre Liebe sich gestanden hatten, wandeln sie wieder, sie besuchen die Felsenveste; dort in dem verhängnißvollen Zimmer wird Klara als Braut dem Fürsten vermählt.

Dieser Auszug macht mit dem Werthe des Romanzencyclus, der das Buch beschließt, vielleicht besser bekannt, als eine blos beurtheilende Kritik; man mag aus ihm auch ahnen, daß die zweite Hälfte der Dichtung der Erfindung noch ärmer ist als die erste, und nicht ganz dasselbe Interesse gewährt; die Poesie ist in ihr zur Begebenheit herab-

gesunken, und der Schluß paßte zu einer gewöhnlichen Novelle. Die blühende Ausführung kann diese Mängel nicht verdecken. Dagegen gehört die erste Hälfte zu dem Schönsten im Buche und kann nur zur Bestätigung unseres Urtheils dienen, daß mit dieser Sammlung ein echter lyrischer Dichter vor unsere Nation tritt, der er wohl gar nicht einmal unmittelbar angehört.

8.

Gedichte von Ludwig Uhland.

Fünfte, vermehrte Auflage.

Stuttgart, Cotta. 1831.

Blätter für literar. Unterhaltung 1832, Nr. 364 u. 365.

Zum ersten Male seit 1820, wo die zweite Ausgabe der Uhland'schen Gedichte mit den vaterländischen und einigen andern vermehrt erschien, erhält mit dieser fünften Auflage der Kritiker Gelegenheit, über neue willkommene Gaben des Dichters zu sprechen, in welchem die Nation nicht nur einen ihrer ersten Sänger, sondern auch einen der edelsten Deutschen verehrt. Die allgemeine Anerkennung, die seine Poesie gefunden hat, überhebt uns der Mühe, auf eine umfassende Zergliederung derselben zurückzugehen, und wir dürfen wohl ohne vorläufige allgemeine Einleitung sogleich auf die neu hinzugekommenen Schätze hinweisen.

Der lyrische Theil der Sammlung ist, außer einigen schönen Spruchgedichten (S. 140 fg.), nur durch ein einziges Lied: „Der Mohn" (S. 68) vermehrt worden, in welchem der Dichter auf eine sinnvolle Weise ausspricht, daß die Poesie für ihn das einzig wahre Leben, daß das Bild der Welt, das sie ihm vorhalte, für ihn das wahr=

haft Lebendige sei. Die Ausführung dieses Gedankens ist originell. Der Dichter zaubert uns ein blühendes Mohnfeld vor die Augen. Er erwähnt der Sage (sie ist, wenn wir uns recht erinnern, aus der „Seherin von Prevorst“, seines Freundes Kerner geschöpft), daß, wer im Mohne schlief, in schwere Träume hinuntergetragen werde, und daß ein Solcher, selbst erwacht, die Nächsten und Liebsten nicht mehr erkenne. Auch ihm ist Aehnliches, aber Freundlicheres widerfahren:

In meiner Tage Morgen,
Da lag auch ich einmal
Von Blumen ganz verborgen
In einem schönen Thal,
Sie dufteten so milde!
Da ward, ich fühlt' es kaum,
Das Leben mir zum Bilde,
Das Wirkliche zum Traum.

Seitdem lebt er sein innerstes Leben in der Poesie:

Die Schatten, die ich sehe,
Sie sind wie Sterne klar.
O Mohn der Dichtung, wehe
Ums Haupt mir wunderbar!

Die Sage erzählt mehrfältig von alten Dichtern, die in ihrer Kindheit, zum Vorzeichen ihrer Bestimmung, schlummernd gefunden wurden, mit honigsaugenden Bienen auf den Lippen, oder mit Lorbern und Myrthenzweigen überdeckt. Ludwig Uhland, als goldgelockter Knabe in einem blühenden Mohnfelde schlummernd, Dichterträume hinter dem geschlossenen Auge, ist ein Bild, das sich würdig an

jene antiken Sagenbilder anreiht. Doch wird die Geschichte dereinst nicht vergessen, dieses schöne Lied zu glossiren, indem sie mit geziemendem Ruhme berichtet, daß derselbe Mann, der sein tiefstes Seyn im Dichtertraume empfand, dem wirklichen Leben nichts weniger als entfremdet war; daß er nicht blos mit Liedern der Freiheit huldigte, sondern an der erneuten Verfassung seines engern Vaterlandes nicht unwesentlichen Antheil hatte und, so oft es galt, für die bürgerlichen Freiheiten zu streiten, seinen Dichterschlummer vom Seherauge streifend, mit hellem, wachem Blicke und kampfrüstigem Arme in die Reihen der Volksvertreter eintrat.

Wir kehren uns nun zu den Balladen und Romanzen des Dichters, wo uns reichliche Zusätze erwarten. Das erste Neue, was uns hier begegnet, ist „Bertran de Born“. Die Behandlung dieser auch dem Stoffe nach wohl wenigen Lesern bekannten Sage ist ein Beweis, wie unerschöpft die ächte Dichterkraft, die Erfindungskraft unseres Sängers ist, und wie der Quell der Dichtung, wenn er ihn lange nicht sprudeln ließ, nicht versiegt, sondern nur absichtlich und willkürlich von ihm zurückgedrängt war. Diese Romanze beweist auch augenscheinlich, wie Unrecht Diejenigen haben, welche glauben, ein von der Mythe oder Geschichte gegebener Stoff beschränke die Schöpfungskraft des Dichters, und welche die letztere in haltloser Phantasterei suchen. Was mag der von der Volkssage gegebene Keim der vorliegenden Dichtung sein? Höchstens etwa dieser: Bertram de Born, Burgherr von Autafort, der sich rühmte, daß er

nie mehr als der Hälfte seines Geistes bedürfe, hatte sich gegen seinen König empört, die Liebe seiner Tochter, einer Herzogsbraut, ersungen, den Sohn gegen des Vaters Willen zum Kampfe verführt, in welchem derselbe fiel. Der König zerstörte Bertram's Burg und nahm ihn gefangen. Die Trauer des Gefangenen über den Tod seines Freundes, des Königssohnes, jedoch, und der Gruß, den er dem Vater aus dem Munde des Gefallenen bringt, versöhnt diesen und er verzeiht ihm. Dies ungefähr der todte Stoff, welchen die Poesie auf verschiedene Weise beleben konnte, und welcher unstreitig mancherlei Behandlungen zuließ. Uhland aber hat gezeigt, was die Phantasie und das Gemüth eines Meisters daraus machen kann: Autafort raucht vor uns auf dem schroffen Steine, der Burgherr steht gefesselt vor dem König, der ihm seine freche Prahlerei vorwirft und ihn höhnend auffordert, den g a n z e n Geist herbeizurufen, da der halbe ihn nicht gerettet, und seine Ketten zu zerbrechen. Stolz entgegnet ihm der Gefangene, daß Bertran de Born vor ihm stehe, der des Königs Land aufgeregt, des Königs Kinder seinem Zorne trotzen gelehrt; sein Bote hat vor der Herzogsbraut das Sehnsuchtslied ihres Dichters gesungen, bis ihr leuchtendes Brautgeschmeide mit Thränen bethaut war; des Königs bester Sohn fuhr, von Bertrams Schlachtgesängen bestürmt, aus dem Schlummerschatten des Oelbaums empor und fiel, vom Todespfeil getroffen, vor Montforts Thore.

Blutend lag er mir im Arme,
Nicht der scharfe, kalte Stahl —
Daß er sterb' in deinem Fluche,
Das war seines Sterbens Qual.
Strecken wollt' er Dir die Rechte
Ueber Meer, Gebirg und Thal,
Als er Deine nicht erreichet,
Drückt er meine noch einmal.

Da, wie Autafort dort oben
Ward gebrochen meine Kraft;
Nicht die ganze, nicht die halbe
Blieb mir, Saite nicht, noch Schaft.
Leicht hast Du den Arm gebunden,
Seit der Geist mir liegt in Haft;
Nur zu einem Trauerliede
Hatt' er sich noch aufgerafft.

Und der König senkt die Stirne:
Meinen Sohn hast Du verführt,
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.
Nimm die Hand, du Freund des Todten!
Die, verzeihend, ihm gebührt.
Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.

So rettet den gefesselten Minnesänger und Helden denn doch der ganze Geist, der mit der Gewalt des Ritterthums, des Liedes, der Freundschaft und der Liebe das harte Herz des Königs bezwingt. Lag dieser tiefe Sinn in dem spröden Stoffe? Freilich war er darin verborgen, aber wie das Feuer im Kiesel oder die Göttergestalt im Marmorblocke! Wer nicht Feuer schlagen kann, wird ver-

gebens mit dem Stahl anklopfen, und wer kein Schöpfer ist, wird nur eine dürftige Gestalt aus dem Gesteine herausmeißeln! Der müßte eine gefühllose Seele sein, in dessen Innerm, nachdem er dieses Lied durchlesen und durchdacht, nicht auch in Beziehung auf den Dichter das Echo nachhallte:

— — Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.

Unmittelbar an diese Romanze reiht sich eine andere, gleichfalls neue: „Der Waller", die in das gleiche, eigenthümliche Silbenmaß gekleidet ist, das den Mangel durchgehender Reime durch den e i n e n vierfach wiederkehrenden männlichen Reim jeder zweiten Zeile ersetzt, nach Göthe's Vorgang mit weiblichen Reimen in seinem klangreichen „Tischliede". Diese Romanze ist nicht so dramatisch behandelt als die vorangehenden, aber der Dichter hat gerade darin seine große Kunst bewährt, daß er auch, blos der natürlichen Zeitfolge getreu eine Begebenheit erzählend, dennoch die Aufmerksamkeit in steter Spannung zu halten und mit der Entwickelung zu überraschen weiß. Es wird uns eine Marienkirche, ein Wallfahrtsort an der gallicischen Küste gezeigt:

Rührt sich dort die Abendglocke,
Hallt es weit die Gegend nach;
In den Städten, in den Klöstern
Werden alle Glocken wach.
Und es schweigt die Meereswoge,
Die noch kaum sich tosend brach,
Und der Schiffer kniet am Ruder,
Bis er leis sein Ave sprach.

An ihrem Himmelfahrtstage erweist sich die Mutter Gottes hier besonders wirksam; da nahen sich bewimpelter Schiffe viel dem Strande; doch den heitern Pilgern folgen Andere barfuß bestäubt in härenen Hemden. Es sind Excommunicirte, die nur an der Schwelle des Tempels knien dürfen:

Und nach Allen keuchet Einer,
Dessen Auge trostlos irrt,
Den die Haare wild umflattern,
Dem ein langer Bart sich wirrt;
Einen Reif von rost'gem Eisen
Trägt er um den Leib geschirrt,
Ketten auch um Arm und Beine,
Daß ihm jeder Tritt erklirrt.

Jener Ring ist aus dem Schwerte geschmiedet, mit dem der Büßende im Zorn seinen Bruder erschlagen. Seitdem rastet er nicht mehr, bis ein Gnadenwunder seine Ketten sprengt:

Trüg' er Sohlen auch von Eisen,
Wie er wallet ohne Schuh,
Lange hätt' er sie zertreten,
Und noch ward ihm nirgend Ruh.

Dieser Unglückselige ersteigt den Fels und neigt sich an der Pforte beim Abendläuten, als schon der letzte Sonnenstrahl das Bild der heiligen Jungfrau vergoldet:

Welche Gluth ist ausgegossen
Ueber Wolken Meer und Flur!
Blieb der goldne Himmel offen,
Als empor die Heil'ge fuhr?
Blüht noch auf den Rosenwolken
Ihres Fußes lichte Spur?
Schaut die Reine selbst hernieder
Aus dem glänzenden Azur?

Alle Pilger geh'n getröstet,
Nur der Eine rührt sich nicht,
Liegt noch immer an der Schwelle
Mit dem bleichen Angesicht.
Fest noch schlingt um Leib und Glieder
Sich der Fesseln schwer Gewicht;
Aber frei ist schon die Seele,
Schwebet in dem Meer von Licht.

Die überraschende Lösung, die Befreiung des Geängsteten durch den Tod könnte vielleicht durch ein einziges Wort deutlicher bezeichnet werden; denn wie der Schluß jetzt lautet, ließe er vielleicht auch eine andere, mattere Deutung zu. Im Uebrigen ist in diesem Gedicht eine Glorie der Phantasie herrschend wie in wenigen andern unsers sonst mehr stillgemüthlichen Sängers, und die Sprache ist mit der seltensten Vollendung gehandhabt.

Willkommen heißen wir das köstliche Gedicht (mehr Lied, als Ballade), das „Münstersage" überschrieben ist (S. 336). Wie viele Augen haben schon seit 1774 auf Göthe's Namen gehaftet, der auf der Plateform des Münsters zu Straßburg (jedoch nicht, wie eine Note des Dichters fälschlich berichtet, von seinen akademischen Jahren her) eingehauen steht, ohne daß auf den Dichternamen ein solcher Blick gefallen, vor welchem sich der ganze Thurm in wunderbarem Leben zu regen begann. Denn so erzählt uns der Dichter: Viel Namen stehen auf dem grauen Münsterthurm eingehauen; der Stein erträgt es geduldig; doch

Einst klomm die luft'gen Schnecken
Ein Musensohn heran,

Sah aus nach allen Ecken,
Hub dann zu meißeln an.

Von seinem Schlage knittern
Die hellen Funken auf;
Den Thurm durchfährt ein Zittern
Vom Grundstein bis zum Knauf.

Da zuckt in seiner Grube
Erwins des Meisters Staub,
Da hallt die Glockenstube,
Da rauscht manch steinern Laub.

Im großen Bau ein Gähren,
Als wollt er wunderbar
Aus seinem Stamm gebären,
Was unvollendet war.

Was Wunders? denn der so meißelte, war Der

Dem nun ein halb Jahrhundert
Die Welt des Schönen tönt.

Es thut nichts zur Sache, daß der Name — wie Referent sich durch den Augenschein überzeugt hat — wohl schwerlich von Göthe's eigner Hand, sondern wie die andern fast alle auf Bestellung vom Thürmer oder einem Steinmetz eingehauen worden. Uhland hat seinem Meister ein- für allemal durch dieses Lied den Meißel in die Hand gegeben und der Thurm hat geklungen.

S. 348 ist „Merlin der Wilde" eingereiht, ein Gedicht, das eine hübsche Anekdote von diesem Zauberer, der die Sprache des Waldes versteht und einem Könige das Liebesabenteuer seiner Tochter aus einem ihr im Haupte hängenden Lindenblatt verräth, durch die naturpoetische Behandlung

zu wahrer Poesie erhebt, besonders mittels der eigenthümthümlichen Einfassung, welche der Romanze durch ihre Dedicirung an einen befreundeten Dichter (der Schilderung nach Karl Mayer) verliehen ist:

Du sendest, Freund, mir Lieder
Voll frischer Waldesluft,
Du regtest gerne wieder
Auch mir die Dichterbrust.
Du zeigst an schatt'ger Halde
Mir den beschifften See,
Du lockest aus dem Walde
Zum Bad ein scheues Reh.

Ob einem alten Buche
Bring ich die Stunden hin;
Doch fürchte nicht; ich suche
Mir trockne Blüthen drin!
Durch seine Zeilen windet
Ein grüner Pfad sich weit
Ins Feld hinaus und schwindet
In Waldes Einsamkeit.

Da sitzt Merlin der Wilde u. s. w.

Nachdem dieser seinen Spruch gethan und auf einem zahmen Hirsche wieder waldein gerannt ist, schließt der Dichter so:

Versunken lag im Moose
Merlin, doch tönte lang
Aus einer Waldkluft Schoose
Noch seiner Stimme Klang.
Auch dort ist längst schon Friede;
Ich aber zweifle nicht,
Daß, Freund, aus deinem Liede
Merlin der Wilde spricht.

In der Ballade: „Der Graf von Greyers“ (S. 363), offenbart sich, wie in vielen frühern Dichtungen Uhland's, sein lebendiger Sinn für die naturgemäßesten Verhältnisse in der menschlichen Gesellschaft, ein Sinn, der nicht nur seine Poesie, bei aller mittelalterlichen Tendenz einzelner Gedichte, vor jeder Manier bewahrt hat, sondern den Dichter auch zum Verfechter einer vernünftigen bürgerlichen Freiheit im praktischen Leben so tüchtig macht. Mit wahrer Lust singt uns hier sein Lied in einer Melodie, aus der ein schweizerischer Tanzreigen herauszutönen scheint, von dem jungen Grafen, den ein Blick auf die von der Morgensonne verklärten Felsenhörner und in das grünste Alpenthal dazwischen sehnsüchtig macht, die Wonne des Hirtenlebens zu genießen. Senner und Sennerinnen werden von ihm auf seinen Schloßrasen zum Tanze geladen; die jüngste Tänzerin zieht den Grafen selbst in den Kreis und der Reigen rafft ihn von hinnen durch Dörfer, Matten und Wald. Der Graf ist verschollen bis in den dritten Tag. Da erscheint er in einem Gewitter aus einem angeschwollenen Bach ans Ufer sich rettend:

> Da bin ich! weggerissen aus eurer Berge Schoos,
> Im Tanzen und im Schwingen ergriff mich Sturmgetos;
> Ihr Alle seid geborgen in Hütt' und Felsenspalt,
> Nur mich hat fortgeschwemmet des Wolkenbruchs Gewalt.
>
> Leb wohl, du grüne Alpe, mit deiner frohen Schaar!
> Lebt wohl, drei sel'ge Tage, da ich ein Hirte war!
> O! nicht bin ich geboren zu solchem Paradies,
> Aus dem mit Blitzesflamme des Himmels Zorn mich riß.

Du frische Alpenrose, rühr' nimmer meine Hand!
Ich fühl's die kalte Woge sie löscht nicht diesen Brand
Du zauberischer Reigen, lock nimmer mich hinaus!
Nimm mich in deine Mauern, du ödes Grafenhaus!

Derselbe Freiheitsgeist des Dichters, nur in anderer Gestalt, zeigt sich auch in „Tell's Tod" (S. 432), in welchem einer schlichten Volkssage, der zufolge Tell als Greis in einem Liebeswerke, während er einen Knaben aus dem angeschwollenen Bergstrom des Schächen rettete, gestorben ist, ein tiefer Sinn untergelegt wird. Es ist nicht ganz begreiflich, wie dieses höchst glückliche Streben des Dichters, auch in der Sage nach Ideen zu forschen, von einer tadelnden Stimme als die Uhland eigenthümliche einseitige Gleichnißromanzenweise bezeichnet worden ist. Allerdings wird in der vorliegenden Romanze „des Eises Bruch vom Föhne mit dem Kampfe der Freiheit" verglichen, und nachdem der Ueberschwemmung des Schächen einige brausende Verse gewidmet worden sind, wandelt sich der Dichter in einen kecken Fergen auf Uris grünem See, der, das Haupt des ausgestoßenen Todten im Arme, sein Klagelied spricht, und dieses Lied vergleicht wieder Tell's letzte, bescheidene That mit der frühern großen, welthistorischen und es ist freilich diesem Lied um die Lehre zu thun, die einer Zeit, welche so gern die Größe der Handlungen nach dem Effecte beurtheilt, besonders Noth thut, um die Lehre, daß die Kraft derselben Liebe, mit welcher der Tell den Zwingherrn geschlagen, sich auch in seiner letzten, glanzlosern Heldenthat geoffenbart habe:

Wärst du noch jung gewesen,
Als du den Knaben singst,
Und wärst du dann genesen,
Wie du nun untergingst:
Wir hätten draus geschlossen
Auf künft'ger Thaten Ruhm;
Doch schön ist nach dem großen
Das schlichte Heldenthum.

Sollte denn aber all Dieses und namentlich das Pindarische Epiphonema in der angeführten Strophe darum nicht echte Poesie sein, weil hinter der Schönheit eine von ihr unabhängige Wahrheit verborgen ist? Wenn diesem Gedichte ja ein Vorwurf gemacht werden soll, so wäre es, nach unserer Ansicht, eher der, daß die Gedanken in der Rede des Fährmanns keine rechte Steigerung beobachten, und der Schluß des neunten Verses:

Der ist ein Held der Freien,
Der, wann der Sieg ihn kränzt,
Noch glüht, sich dem zu weihen,
Was frommet und nicht glänzt.

einen so tiefen Gemüthseindruck macht, daß die Fortsetzung der Romanze durch drei an sich selbst sehr schöne Verse gewissermaßen unerwartet kommt, weil der Leser gern in jenen Worten als einem voll und tief tönenden Schlusse des Ganzen ausgeruht hätte.

Noch härtern Tadel aus demselben Munde hat bei seinem ersten Erscheinen im Wendt'schen „Musenalmanache" das „Ver sacrum" (S. 416) getroffen. Es soll dieses Gedicht „eine Geschichte des Livius erzählen, ohne daß der

Gedanke, der dabei zu Grunde liegt, klar genug hervorträte, eine Manier, in der G. Schwab hauptsächlich sein Nachahmer ist, und die überhaupt bei unsern jüngern Poeten so vielen Beifall gefunden, weil sie so leicht ist. Ist es denn so schwierig, zu begreifen, daß eine Geschichte, eine Sage, eine Anekdote u. s. w., und wenn sie noch so interessant und piquant ist, dadurch noch nicht zur Poesie wird, daß man sie in Versen, wenn auch schönen, erzählt?"

Da dieses Urtheil in diesen Blättern selbst vor einigen Jahren ausgesprochen worden ist, so wird eben hier am ehesten eine Berücksichtigung desselben nicht verargt werden können. Vor allen Dingen muß Referent bemerken, daß im ganzen Livius, welchem doch der Dichter nacherzählt haben soll, keine Erzählung der Art anzutreffen ist. Livius erwähnt in der Geschichte späterer Jahrhunderte zwei Mal das ver sacrum, aber ohne dabei der Menschenopfer, um welche sich doch in der Uhland'schen Romanze der ganze Sinn des Gedichts dreht, zu gedenken; und in der That war von diesen in jener spätern Zeit auch gar nicht mehr die Rede. Nur der Grammatiker Festus hat eine Notiz, daß bei den Samniten ehemals in das Opfer des sogenannten heiligen Frühlings auch die Erstlinge der Menschenjugend eingeschlossen worden seien, und Justinus sagt einmal bildlich von den Galliern oder Gallogräkern, sie haben, um neue Sitze aufzusuchen, 300,000 Menschen gleichsam als heiligen Frühling auf die Wanderung ausgeschickt. Zwischen diesen beiden trockenen Notizen aber und der Uhland'schen

Dichtung, welche Kluft! Doch wenn der Dichter auch aus irgend einer andern Quelle seine historischen Data für ein aus Lavinium ausgeschicktes ver sacrum geschöpft haben sollte, so könnte man doch auch so dem Gedichte Erfindung und tiefe Bedeutung gewiß nicht absprechen, und es wäre in hohem Grade ungerecht, dasselbe als eine schön versificirte Anekdote zu charakterisiren. Woher auch jene Sage stammen mag, ihr zufolge verdankt jener genialen Umdeutung einer gräßlichen Sitte das größte Weltreich seine Entstehung und jener Weihefrühling von Jungfrauen und Jünglingen, welche, statt als Todesopfer dem Mars zu fallen, ihm als Krieger-colonie geweiht nach Alba Longa zogen, sie wurden die Stammältern der Stadt Rom, wie dieser Gedanke denn im Gedichte selbst wahrhaftig „klar genug hervortritt“:

Aus der Lateiner alten Mauern soll
Dem Kriegsgott eine neue Pflanzung gehn,
Aus diesem Lenz, innkräft'ger Keime voll,
Wird eine große Zukunft ihm erstehn.

und wieder:

Das rasche Füllen spring' an eurer Hand,
Für künft'ge Schlachten ein gesunder Stamm!

Denn Schlacht und Sturm ist euch vorausgezeigt,
Das ist ja dieses starken Gottes Recht,
Der selbst in eure Mitte niedersteigt,
Zu zeugen eurer Könige Geschlecht.

In euerm Tempel haften wird sein Speer,
Da schlagen ihn die Feldherrn schütternd an,
Wann sie ausfahren über Land und Meer
Und um den Erdkreis ziehn die Siegesbahn.

Man sieht wohl, einen weltgeschichtlichen Stoff, und keine Anekdote behandelt diese Romanze. Was von jenem Tadel noch übrig bleibt, kann sich also nur noch auf die Ausführung beziehen; und wenn wir denselben recht verstehen, so träfe er hauptsächlich die schlicht erzählende, undramatische Form, die der Dichter diesmal, wie in einigen andern Romanzen und Balladen zur Darstellung gewählt hat. Sollte denn aber diese Form, die übrigens bei Uhland die lyrische und dramatische keineswegs überwiegt, von der Romanzenpoesie ganz ausgeschlossen werden müssen und gibt es nicht Stoffe, die reich an poetischem Gehalte sind, und dennoch keine andere Behandlung, als die des schlichten Erzählens zulassen, wobei doch, wie die vorliegende Romanze beweist, dem Sinn und der Phantasie noch ein genügender Spielraum gelassen wird. So mögen denn Uhlands Schüler, welche immerhin die referirende Form zu oft und bequem gebraucht haben mögen, jenen Tadel für sich hinnehmen, und G. Schwab, des Referenten recht guter Freund, hat ohne Zweifel seine Lehre daraus für sich gezogen; auf ihren Meister können sie solchen ungegründeten Vorwurf nicht kommen lassen. Auch muß jener Tadel für das deutsche Publikum wirklich „schwierig zu begreifen“ sein; denn wenn ein großer Theil der Uhland'schen Poesie so sehr an Kleinlichkeit des Stoffes und Einseitigkeit der Behandlung krankte, so würde es schwerlich innerhalb 16 Jahren nach den fünf Auflagen dieses Lyrikers so gierig gegriffen haben, daß

wir sogar diese Anzeige der noch nicht vor Jahresfrist erschienenen fünften Auflage zu schließen und abzusenden uns beeilen müssen, wenn sie noch vor Erscheinen der sechsten abgedruckt werden soll.

9.

Maler Nolten.

Novelle von Eduard Mörike.

Stuttgart, Schweizerbart. 1832.

Blätter für literarische Unterhaltung 1833. Nr. 20 u. 21.

Wir sind unschlüssig, ob wir zuerst mit den Fehlern oder mit den großen Vorzügen dieses Novellenromans unsere Beurtheilung anfangen sollen. Thun wir jenes, so erweisen wir dem Verfasser, der Vertrauen bei den Lesern verdient, und dem Verleger, der zu ermuntern ist, weil er sich entschlossen hat, ein junges und noch namenloses Talent in die Welt einzuführen, einen schlechten Dienst; fangen wir aber mit den Vorzügen an, so gerathen wir bei einem an den vollkommenern Organismus erfahrener Novellenmeister gewohnten Leser, dem die Unbeholfenheiten der vorliegenden Dichtung ohne Zweifel eher in die Augen fallen werden als ihre Tugenden, in den Verdacht der Parteilichkeit. Am gerathensten ist, Referent begibt sich mit seiner Anzeige sogleich in mediam rem und entwirft, bevor er urtheilt, einen Grundriß der Erzählung. Und somit ans Werk!

Der Anfang der Novelle zeigt uns einen jungen Maler, Theobald Nolten, der sein glänzendes Talent, den wackern,

aber erfindungsarmen Meister überflügelnd, von Gönnern und Freunden geliebt und bewundert in der Residenz, an deren Weltleben er Antheil nimmt, entfaltet. Im Hause des Grafen von Zarlin lernt er dessen schöne Schwester, Konstanze von Armond, eine junge Wittwe, kennen. Die Reize ihrer Person, die Feinheit ihres gebildeten Geistes, ihr Kunstsinn machen ihn zu ihrem stillen, aber leidenschaftlichen Bewunderer, und es peinigt ihn, daß einer seiner freundschaftlichsten Gönner, der Herzog Adolf, sein Nebenbuhler ist. Inzwischen mystificirt er sich so gut wie möglich über seine wachsende Neigung, denn eine früher geknüpfte Verbindung macht noch immer ihre stillen Rechte an sein Herz geltend. Das reine Glück, welches der unverdorbene Jüngling oftmals in der Liebe zu einem höchst unschuldigen Geschöpfe, Agnes, der Försterstochter zu Neuburg, gefunden, war seit Kurzem durch unglückselige Misverständnisse gestört worden. Die Sache hatte so viel Schein, daß er das freie Mädchen keines Wortes mehr würdigte und ihr nicht im geringsten den Grund dieser Veränderung zu erkennen gab. Jene Agnes war, was der Leser erst später erfährt, durch eine Nervenkrankheit dem Tode nahe gebracht gewesen; in ihrer krankhaften Reizbarkeit glaubte sich die Genesende ihres Bräutigams als ein bäuerisches einfaches Geschöpf nicht mehr würdig. Diesen Wahn bestärkt eine geheimnißvolle Zigeunerin, die ihr aus den schiefen Linien der Hand prophezeit, daß sie und ihr Geliebter nicht für einander geboren seien, und zugleich ihr an einem liebenswürdigen Vetter

Otto, der sie im Guitarrenspiel unterrichtet, eine neue Liebe zuweist. Vergebens ringt Agnes, sich von der trügerischen Prophetenstimme unabhängig zu machen; ihr Gemüth war zerrissen und gepeinigt; jene Idee von Otto fixirte sich künstlich darin, und die eingebildete Nothwendigkeit fieng an, den Widerwillen gegen ihn zu überbieten. Ein stiller Wahnsinn setzt bei ihr an. Nolten aber wird, ebenfalls durch einen plumpen Brief Otto's, der ihm anmuthet, zurückzutreten, von der vermeintlichen Untreue seiner Braut unterrichtet und geräth in hassende Verzweiflung. In dieser wunden Stimmung trifft ihn sein Busenfreund, der geniale Schauspieler Larkens, der, von einer Reise zurückgekehrt, ein frohes Wiedersehen mit dem Freunde zu feiern gekommen ist. In Theobald's Liebe zu Agnes früher eingeweiht, das Misverständniß ahnend und zum Theil durchschauend, Noltens neue Neigung zu der Gräfin noch ziemlich leicht anschlagend, unternimmt es der bizarre Mann, der aus einem zerrütteten Leben einen edeln Geist und Charakter, der aufopferndsten Freundschaft fähig, sich gerettet hat, die Sache ohne Wissen seines Freundes wieder ins Geleise zu bringen. Nachdem er ihn vergebens durch eine etwas mißlungene (auch dem Dichter mißlungene) Fastnachtsmummerei gewarnt, entschließt er sich zu einer Maskenkorrespondenz mit Agnes. Er ahmt seines Freundes Handschrift nach; er correspondirt mit der armen verlassenen Braut, als wäre sie nicht verlassen, und sorgt dafür, daß nur er die holden Antworten des durch diesen frommen Betrug genesenden Kindes erhält.

Inzwischen gibt sich Nolten mit Gluth seiner neuen Liebe zu Konstanzen hin, und zu seinem Unstern wird diese Liebe allmählig erwidert; ein Zufall drückt ihm in einer Grotte der fürstlichen Gartenanlagen die Gräfin ohne Zeugen ans Herz; sie duldet seine Thränen und seinen Kuß, der auf ihrem Halse brennt. Durch die freundliche Unbefangenheit Konstanzens in den Tagen, welche auf diese Scene folgen, darf der Glückliche sich überzeugen, daß er volle Gegenliebe gefunden hat. Inzwischen setzt Larkens, der von alle dem nichts ahnt, seinen verstohlenen Briefwechsel mit Agnes fort und erhält von dieser endlich einen trunkenen Brief, in welchem sich die völlig Genesene wieder ganz als Noltens Braut empfindet. Jetzt glaubt der Freund, es gelte, was es wolle, einen Bruch mit der Gräfin vorbereiten zu müssen. Bei dem Grafen Zarlin wird ein phantasmagorisches Zwischenspiel, von Larkens verfaßt, von demselben vor einer großen Gesellschaft aufgeführt. Nachdem die Gesellschaft auseinandergegangen, brütet Konstanze mit Wonne über ihrer Liebe zum Maler; aber Larkens hat seine mit Noltens Namenschiffre sorgfältig bezeichnete Brieftasche, welche alle Antworten von Agnes enthält, absichtlich, so absichtlich, wie Marquis Posa die seines Freundes, im Palais des Grafen verloren; noch in derselben Nacht kommt die Tasche durch das Kammermädchen in Konstanzens Hände; sie erkennt in Nolten den ruchlosesten Heuchler, — sie ergibt sich in der Verzweiflung dem Herzog Adolf, Nolten wird (er weiß nicht warum) verstoßen, und Larkens und er werden wegen

unvorsichtiger Anspielungen auf den regierenden König in jenem Schattenspiele politisch verdächtigt, verhaftet und in langer gesonderter Haft gehalten, in welcher sich Noltens ein hitziges Fieber erbarmt. Inzwischen erfahren wir aus dem Manuscripte eines seiner Freunde, wie wunderbar jene Zigeunerin in das Geschick des Malers verflochten ist. Er traf sie in seiner Jugend auf der Gebirgsruine seiner Heimatgegend, die er von Hause aus mit seiner jungen Schwester besuchte; aus einer Reihe von seltsamen Scenen ergibt sich, daß sie die Tochter eines väterlichen Oheims von Nolten ist, der als Maler in die weite Welt gieng, unter eine Zigeunerbande gerieth und Loskine, die schöne Nichte des Zigeunerhauptmanns, entführte und ehelichte. Er lebte mit ihr, gemieden von der Familie, aber reichlich von seiner Kunst genährt. Elisabeth, die Zigeunerin, war die einzige Frucht ihrer Ehe. Loskine starb bald am Heimweh. Ihr heranwachsendes Kind entlief zu der Bande, und wahrscheinlich hat diese Loskinens Entführung durch den Mord des Vaters gerächt. Nachdem Elisabeth mit seltsamer Leidenschaftlichkeit den jungen Nolten sich gleichsam zum Eigenthume geweiht, verläßt sie die halbe Heimat wieder. Aus diesen Mittheilungen erklärt sich hinreichend, wie die Zigeunerin, welche Nolten bis jetzt nie wiedergesehen, sich prophezeiend in sein Schicksal mischen konnte. Die Mittheilungen schließen die erste Abtheilung der Novelle.

Der zweite Theil hebt mit der Befreiung der zwei Freunde aus ihrer ungerechten Haft an. Der genesene Nolten

glaubt sich jetzt erst zu verstehen, er betrachtet sich als frei von aller betrügerischen Liebe, und will hinfort nur der Kunst Geweihter sein. Da faßt Larkens den Entschluß, auf unbestimmte Zeit die Stadt zu verlassen und ins Ausland zu gehen. Zum letzten Mal, und ungern zum letzten Mal schreibt er in Noltens Namen an Agnes und nimmt in Gedanken den herzlichsten Abschied von dem Mädchen, weil nach seiner Berechnung schon ihr nächster Brief wieder unmittelbar an Nolten kommen sollte. Mit heftiger Bewegung verabschiedet er sich vom Maler, der seinen Entschluß nicht begreifen kann. Aber nach seiner Abreise erfährt Nolten aus einem Briefe seines Freundes den ganzen, vollen Betrug, selbst in Beziehung auf Konstanze.

„Theobald (schließt der Brief) noch einmal: denk an den Garten, neulich hat sie die Laube zurechtgeputzt, die Bank, wo der Liebste bei ihr sitzen soll. Wirst Du bald kommen? Wirst Du nicht? — Wag' es, sie zu betrügen! den hellen, süßen Sommertag dieser schuldlosen Seele mit Einem verzweifelten Streiche hinzustürzen in eine dumpfe Nacht, wehe! das wimmernde Geschöpf! Thu's, und erlebe, daß ich in wenigen Monden, ein einsamer Wallfahrer, auf des Mädchens Grabhügel die kraftlose Posse, das Nichts unserer Freundschaft und die zerschlagene Hoffnung beweine, daß mein elendes Leben, kurz eh' ichs ende, doch wenigstens noch so viel nütz sein möchte, zwei gute Menschen glücklich zu machen."

Der Maler wird uns auf diesen Brief als höchst unglücklich geschildert; und doch, „wer hätte glücklicher sein können als er, wäre er sogleich fähig gewesen, seinem Geiste nur so viel Schwung zu geben als nöthig, um einigermaßen

sich über die Umstände, deren Forderungen ihm furchtbar über das Haupt hinauswuchsen, zu erheben und eine klare Uebersicht seiner Lage zu erhalten. Inzwischen kommt er allmählig zur Besinnung und versenkt sich in Agnes Briefe, welche Barkens ihm beigeschlossen, und in denen sich das schöne Gemüth wie verjüngt darstellte.

„Der ganz unfaßliche Gedanke, dies einzige Geschöpf, wann und sobald es ihm beliebe, als Eigenthum an seinen Busen schließen zu können, durchschütterte wechselnd alle Nerven Theobalds. Auf Ein Mal überschattete ein unbekanntes Etwas die Seligkeit seines Herzens. Diese zärtlichen Worte Agnesens, wem anders gelten sie als Ihm? Und doch will ihm auf Augenblicke dünken, er sei es nicht, ein Luftbild habe sich zwischen ihn und die Schreiberin gedrängt, habe den Geist dieser Worte voraus sich zugeeignet, ihm nur die todten Buchstaben zurücklassend. Ja, wie es nicht selten im Traume begegnet, daß uns eine Person bekannt und nicht bekannt, zugleich entfernt und nahe scheint, so sah er die Gestalt des lieben Mädchens gleichsam immer einige Schritte vor sich, aber leider nur vom Rücken, der Anblick ihrer Augen, die ihm das treueste Zeugniß geben sollten, war ihm versagt; von allen Seiten sucht er sie zu umgehen; umsonst, sie weicht ihm aus; ihres eigentlichen Selbsts kann er nicht habhaft werden".

Zugleich entdeckte ihm des Schauspielers Tagebuch die wiederholte Anwesenheit der Zigeunerin, welche aufs Neue die Bahn seines Lebens auf eine absichtlich Gefahr drohende Weise durchkreuzen mußte; auch gegen Larkens streitet sich in seinem Herzen Dank und Tadel, und auch wegen seines Schicksals wird ihm bange. Sein nächster Gedanke ist nun, sich vor Konstanzens Augen zu rechtfertigen,

und es gelingt ihm, durch Vermittelung einer befreundeten Dame, der er sich aufs zarteste mittheilt, die volle Wahrheit vor ihre Ohren zu bringen. Nach einigen Tagen erhält er auf diesem Wege einen herrlichen Hochzeitsschmuck für seine Braut nebst einem Blatte von Konstanzen, in welchem sie sich das jammervollste und, ach, zugleich das unwürdigste Weib nennt. Sie selbst hatte Theobalds unschuldigen Antheil an jenem Schattenspiele benutzt, ihm den Kerker zu bereiten, und nur ein scheinbares Wunder erschütterte und bestimmte sie, ihn zu befreien. Sie hatte nämlich früher von Theobald das (auch sonst in der Novelle herausgehobene) Bild einer wahnsinnigen Orgelspielerin gesehen. Das lebende Original dieses Bildes erschien ihr in der Kirche und warf sie in Ohnmacht nieder. (Es war die Zigeunerin, die als Motiv zu Noltens Bilde gedient hatte.) Dieselbe Hand, die den Maler gestürzt, mußte ihn jetzt retten — der Herzog Adolf. Verzweifelte Andeutungen verrathen Theobald und dem Leser, daß Konstanze aus Rache ihre Tugend dem Herzog geopfert hatte. Jetzt betet sie für den Maler und Agnes.

Der Roman läßt den Vorhang auf einen Augenblick fallen und zeigt uns dann den Maler fröhlich und entschlossen auf der Brautreise zu Agnes. Er überrascht sie auf dem Kirchhof ihres heimatlichen Dorfes und betrachtet sie lang ungesehen.

„Agnes, ihn erblickend, fällt mit einem Schrei dem zunächst stehenden Vater um den Hals, wo sie ihr glühendes Angesicht

verbirgt, während unser Freund, der diese erschüttert abgewandte Bewegung blitzschnell durch sein böses Gewissen erklären läßt, mit einiger Verlegenheit sich heranschmiegt, bis ein vorstohlener, halbaufgerichteter Blick des Mädchens über des Alten Schulter hinweg ihm sagt, daß Freude, nicht Abscheu oder Schmerz es sei, was hier am Vaterherzen schluchze. Als aber das herrliche Kind sich nun plötzlich gegen ihn herumwandte, ihm mit aller Gewalt leidenschaftlicher Liebe sich um den Leib warf und nur die Worte hervorbrachte: „Mein! Mein!" da hätte auch er laut ausbrechen mögen, wenn die Uebermacht solcher Augenblicke nicht die Luft selbst der glücklichsten Thränen erstarren machte."

Theobald staunt über die Herrlichkeit seiner Braut.

„Wirklich war ihre ganze Figur entschiedener, mächtiger geworden. Aber auch alle die Reize, die der Bräutigam ihr von jeher so hoch angerechnet hatte, erkannte er wieder. Jenes tiefe Dunkelblau der Augen, jene eigne Form der Augenbrauen, die von allen übrigen sich dadurch unterschieden, daß sie gegen die Schläfe hin in einem kleinen Winkel absprangen, der in der That etwas Bezauberndes hatte. Ihre Haare, die er bei seiner letzten Anwesenheit noch beinahe blond gesehen hatte, waren durchaus in ein schönes, glänzendes Kastanienbraun übergegangen. Theobalden war es beim ersten Blicke aufgefallen, aber auch sogleich hatte sich ihm die sonderbare Ahnung aufgedrungen, Krankheit und dunkler Kummer hätten Theil an diesem schönen Wunder. Agnes selber schien nicht im Entferntesten dergleichen zu denken, vielmehr fuhr sie ganz heiter fort; „Und meinst Du wohl, es habe sonderlich viel Zeit dazu gebraucht? Nicht doch! fast zusehends, in weniger als zwanzig Wochen, war ich so umgefärbt; die Pastorstöchter und ich haben heut noch unsern Scherz darüber."

Inzwischen scheint des Schauspielers Werk vollbracht und gelungen. Ein seliges Stillleben beginnt zwischen Nolten und seiner Braut, dem guten, wunderlichen Förster und

dem edeln, alten gebildeten Baron, dem Jugendwohlthäter Theobalds. Alle leben in süßer Erinnerung und Ahnung, Nolten und der Baron auch im Umtausch der geistreichsten Gedanken, die auch den Leser zu gute kommen. Nur selten ängstigt Agnes Otto's, Theobald Konstanzens flüchtig vorüberschwebendes Bild, den Letztern auch wie ein Gespenst die Erinnerung an das unnatürliche Mittel, das ihn in den Besitz der Geliebten gesetzt hat. Ein Besuch bei befreundeten jungen Nachbarn, wo sich Bekannte und Verwandte zur Ueberraschung eingefunden, wird jubelnd ausgeführt und bildet eine der lieblichsten von den vielen Episoden des Buches. Nolten erhält jetzt auch einen glänzenden, seine Zukunft sichernden Ruf zu einem fernen Fürsten. Aber die Rückkehrenden trifft die Schreckensnachricht, daß den guten Baron der Schlag getroffen. Damit kehrt eine ernste und wehmüthige Stimmung in den kleinen Kreis ein.

Was Theobalden betrifft, so war ein solcher Verlust für ihn noch von besonderer Bedeutung. Wenn uns unvermuthet eine Person wegstirbt, deren innige und verständige Theilnahme uns von Jugend an begleitete, deren ununterbrochene Neigung uns gleichsam eine stille Bürgschaft für ein dauerndes Wohlergehen geworden war, so ist es immer, als stockte plötzlich unser eigenes Leben, als sei im Gangwerk unseres Schicksals ein Rad gebrochen, das, ob es gleich auf seinem Platze beinahe unentbehrlich scheinen konnte, nun durch den Stillstand des Ganzen erst seine wahre Bedeutung verriethe. Wenn aber gar der Fall eintritt, daß sich ein solches Auge schließt, indem uns eben die wichtigste Lebensepoche sich öffnet, und ehe den Freund die frohe Nachricht noch erreichen konnte, so will der Muth uns

fehlen, eine Bahn zu beschreiten, welche des besten Segens zu ermangeln, uns fremd und traurig anzublicken scheint."

Agnes ist die Ruhigste von Allen. Sie kämpft mit Erhebung gegen ein Gefühl, das sie mit Niemand theilen zu können scheint. Sie verzehrt seit Kurzem eine andere Empfindung, eine unerklärliche Angst. „O wenn es wahr wäre", spricht sie, „daß ich meine Thränen auf größeres Unglück aufsparen soll, das erst im Anzug ist!" Mit diesen Worten bricht sie in das fürchterlichste Weinen aus. Bald darauf widersetzt sie sich aufs entschiedenste dem Willen des Vaters und dem Wunsche des Bräutigams, sich in der Aussicht auf die nahe Versorgung sofort in der Heimat trauen zu lassen, und nur ungern, nachdem man ihr hierin nachgegeben willigt sie darein, mit dem Bräutigam und dessen jüngster Schwester auf einem Umwege nach dem Ziel ihrer Bestimmung abzureisen. Am Ende tritt sie diese Reise mit Heiterkeit an; die Ahnung ist beschwichtigt, und sorglos gehen die Liebenden der Katastrophe entgegen. Nach einigen Regentagen kommen sie bei heiterm Wetter in einer ehemaligen Reichsstadt an. Hier entdeckt Nolten einen Schuft von ehemaligem Bedienten, der im ersten Theile der Novelle eine nicht unbedeutende episodische Rolle spielt. Dieser zeigt ihm in der dampfenden Stube eines alten Bierhauses der Stadt, in der unerwarteten Gesellschaft von genialen Säufern aus dem Handwerksstande — seinen Freund Larkens, selbst als Handwerker verkleidet.

„Nolten, wie er hinschaut, wie er das Gesicht des Fremden

erkennt, glaubt in die Erde zu sinken, seine Brust krampft sich zusammen im entsetzlichsten Drang der Freude und des Schmerzens; er wagt nicht, zum zweiten Mal hinzusehen, und doch, er wagt's, und — ja! es ist sein Larkens! er ist's, aber, Gott, in welcher unseligen Verwandlung! Wie mit umstrickten Füßen bleibt Theobald an eine Säule gelehnt stehen, die Hände vors Auge gedeckt und glühende Thränen entstürzten ihm. So verharrt er eine Weile. Ihm ist, als wenn er, von einer Riesenhand im Flug einer Secunde durch den Raum der tosenden Hölle getragen, die Gestalt des theuersten Freundes erblickt hätte, mitten im Kreise der Verworfenen sitzend."

Aber Larkens hat auch ihn gesehen, er verschwindet und führt einen früher schon gegen Nolten brieflich angedeuteten Entschluß plötzlich aus. Er vergiftet sich. Der Dichter läßt vermuthen, daß eine geheime, aus ihren Briefen entsprossene und genährte Leidenschaft für die Braut seines Freundes den Schauspieler zu dem verzweifelten Entschlusse gebracht habe. An der Leiche des Freundes trifft der trostlose Theobald einen vornehmen Mann, einen Präsidenten, der in dieser Stadt zurückgezogen lebend, den Künstler in seiner Verkleidung erkannt und kurzen Umgang mit ihm gepflogen hatte.

„Ist's möglich, sprach der Präsident, seh' ich hier die Reste eines Mannes, der eine Welt voll Scherz und Lust in sich bewegte und zauberhelle Frühlingsgärten der Phantasie vor uns entfaltete? Ach, wenn ein Geist, den doch der Genius der Kunst mit treuem Flügel über all' die kleine Noth des Lebens wegzuheben schien, so frühe schon ein ekles Auge auf dieses Treiben werfen kann, was bleibt alsdann so manchem Andern zum Troste übrig, der, ungleich ärmer ausgestattet, sich in der Niederung des Erdenlebens hinschleppt? Und wenn das vor-

treffliche Talent selbst, womit Ihr Freund die Welt entzückte, so harmlos nicht war, als es schien; wenn die heitere Geistesflamme sich vielleicht am besten Oel des innerlichen Menschen schmerzhaft nährte: wer sagt mir dann, warum jenes namenlose Weh, das alle Mannheit, alle Lust und Kraft der Seele bald bänglich schmelzend untergräbt, bald zornig aus den Grenzen treibt, warum doch jene Heimatlosigkeit des Geistes, dies Fort- und Nirgendhinverlangen in Mitten eines reichen, menschlich-schönen Daseins so oft das Erbtheil herrlicher Naturen sein muß?"

Von diesem, im Jammer und durch denselben neu erworbenen Freunde erfährt Nolten auch, daß nur die Hypochondrie und der Glaube, daß sein körperliches Mißbehagen durch Handwerkerarbeit gehoben werden könne, den Schauspieler jener abenteuerlichen Gesellschaft zugeführt habe. Von allen Trauernden ist Agnes die Ruhigste. Sie erblickt in der ganzen schrecklichen Begebenheit mit Larkens nichts Anderes als die gewisse Erfüllung eines ungewissen Vorgefühls, und so vermag sie, ein offenbares und geschehenes Uebel mit leichterm Herzen zu beweinen als ein gedrohtes zu erwarten. Unsere Reisenden haben sich indessen mit ihrem Bedürfnisse, den theuern Hingeschiedenen zu betrauern, fest an den (von seiner steifen Gemahlin halb getrennt lebenden) Präsidenten und seine liebenswürdige, männlich gebildete Tochter Margot angeschlossen und beziehen auf seine Einladung das ländliche Schloß desselben. Hier ist es, wo ein vom Landmann und Gärtner ersehntes Gewitter, dem Agnes und ihr Bräutigam gelauscht haben, den Letztern zu verführen scheint, sich auch seines schnöden Geheimnisses gegen

Agnes zu entladen. Als daher Agnes, vom Standpunkte eines weiblichen Gemüthes aus, den Schauspieler, von welchem die Rede geworden, etwas streng beurtheilt, bricht Theobald aus: „Warum es Dir verhalten? Was ängstigt mich? O Gott, bin ich es ihm nicht schuldig? Du sollst, Agnes, ich will's, Du mußt ihn lieben lernen! Dies ist der Augenblick, um Dir das rührendste Geheimniß aufzudecken". Und damit strömt dem Maler der ganze fromme Betrug seines Freundes von den Lippen. Er war zu Ende. Sanft drückt er ihre Hand an seinen Mund; sie aber, stumm, kalt und versteinert, gibt nicht das kleinste Zeichen von sich. Endlich stürzt sie mit dem Ausruf: „O unglückselig, unglückselig!" händeringend und den Maler weit wegstoßend in das Haus. Der Wahnsinn hat sich ihrer bemächtigt und diesmal unheilbar. Sie wird in ihm durch die plötzlich erscheinende Zigeunerin bestärkt, welche die wüthendste Leidenschaft für Theobald an den Tag legt und sich für seine Geliebte erklärt. In Agnes aber schien die sonderbarste Personenverwechslung zwischen Nolten und Larkens vorgegangen zu sein. „Den Maler schien sie zwar als den Geliebten zu betrachten, aber keineswegs in der Gestalt, wie sie ihn hier vor Augen sah. Die Briefe des Schauspielers trug sie wie ein Heiligthum jederzeit bei sich, ihn selbst erwartete sie mit der stillen Sehnsucht einer Braut, und doch war es eigentlich nur wieder Nolten, den sie erwartete". Am liebsten hält sie sich an einen frommen jungen Blinden, den musikalischen Gärtnerssohn Henni, der

sich vergebens bestrebt, ihren verirrten Geist wieder auf die rechte Straße zu bringen. Vergebens hat sich auch der Maler, nachdem er zum letzten Mal in einem ihrer lichten Augenblicke an Agnes Lippen gehangen, aus dem Schlosse entfernt, um ihrer Genesung nicht im Wege zu stehen. Alles ist vergebens. Eines Morgens wird Agnes vermißt und nach langem Suchen des ganzen Hauses in einem Waldbrunnen ertränkt gefunden. Nolten, den die ausgesandten Boten verfehlt hatten, erscheint unerwartet von einer andern Seite her. Er fragt nicht nach Agnes; aber in der Nacht vor ihrem Begräbnisse erwacht er vom Orgelton, der aus dem linken Schlosse herüberschallt (ein im ersten Theile prophezeites Omen). Auch der Gärtner und Henni vernehmen es. Sie eilen nach der alten Kapelle, von woher sie einen starken Fall sammt lautem Aufschrei gehört. Dort finden sie den Maler leblos (und wirklich todt) am Boden. Der blinde Henni aber hat eine wunderbare Vision — er sieht leibhaftig Nolten und die Zigeunerin an der Orgel stehen, dann Beide gleichgültig — über Noltens Leichnam hinschreiten. Nach des Malers Tode bringt der Präsident Theobald's Schwester nach Neuburg zu dem armen Förster; da kommt der Brief eines alten, bizarren, kunstliebenden Hofraths aus der Residenz an, der in der ersten Hälfte des Romans als ein Gönner des Malers öfters auf die Scene gebracht worden ist. Dieser gibt sich in dem Briefe als jenen väterlichen Oheim Theobald's, Friedrich Nolten, den Vater der Zigeunerin, zu erkennen; er ruft ihn nach Agnes'

Tode zu sich: „Sehen Sie, wir gehören ja recht für einander, als Zwillingsbrüder des Geschicks! Mit dreifachen ehernen Banden haben freundlich-feindselige Götter dies Paar zusammengeschmiedet!“ Umsonst! Auch die Gräfin Konstanze, die mit Noltens Glück noch bis auf die letzte Zeit in Verbindung mit dem Hofrath beschäftigt war, überlebt jene kläglichen Schicksale nur wenige Monate.

Dies wäre der Grundriß der Erzählung, der, obgleich er alles Nebenwerk bei Seite lassen und auf jede Ausführung des Einzelnen verzichten mußte, doch wohl ein hinreichendes Zeugniß von der Originalität der Erfindung ablegt. Die eingemischten Stellen des Buchs, zugleich von uns bestimmt, die Trockenheit bloßer Umrisse zu mildern, sind so gewählt worden, daß sie den schönen Styl des Verfassers, seine Meisterschaft in Schilderungen, sein Talent durch Katastrophen zu überraschen, endlich die psychologische Tiefe seiner Betrachtungen über Menschen und Verhältnisse durch einzelne Proben belegen, die indessen leicht hätten verzehnfacht werden können. Die Leser dieses Blattes sind durch unsern Auszug überzeugt worden, daß sie in diesem Buch etwas Eigenthümliches und Vorzügliches zu erwarten haben. Um so unbedenklicher äußern wir uns daher jetzt auch über die Fehler der Anlage und Ausführung. Diese entspringen zum größten Theile viel mehr aus dem Reichthum als aus der Armuth eines dichtenden Geistes, der noch nicht zu wissen scheint, daß es auch in der Poesie eine erschöpfende und verderbliche Verschwendung geben kann,

welche fortgesetzt freilich am Ende zur Armuth führen müßte. Schon bei der Grundidee der Novelle, welche wie bei jedem wahren Gedichte das geistige Substrat seiner Erscheinung bilden muß, stoßen wir auf eine verschwenderische Duplicität. Die Dichtung des Verfassers wird nämlich nicht blos von Einem, sondern von zwei und zwar ziemlich heterogenen Gedanken beherrscht und geleitet, von einer psychologischen Wahrheit und einem Mythus der Phantasie. Jenes ist offenbar der Gedanke: daß es einem Menschen bei dem besten Willen nur mißlingen kann, wenn er das Schicksalspielen und den Zufall einer-, den Betrug andererseits zum Diener seiner Vorsehungsgedanken machen will; die ganze Weltregierung des Pygmäen wird, je nachdem Betrug und Zufall wirken, entweder zur lächerlichen Komödie (und dies wäre die würdige Aufgabe für einen komischen Roman) oder zur schrecklichen Tragödie, wie sie in Mörike's Novelle durch den so fürchterlich mißlungenen Versuch des Schauspielers Larkens, die Vorsehung seines Freundes Nolten zu werden, vortrefflich dargestellt worden ist. Aber der Verfasser begnügte sich damit nicht; es sollte noch ein anderes phantastischeres Geschick durch sein Buch schreiten: Nolten's Oheim und die verhängnißvolle Zigeunerin sollen den Gedanken anschaulich machen, „daß oft eine unbekannte höhere Macht in wunderlichen Bahnen den Gang des Menschen planvoll zu leiten scheint. Der meist unergründliche, verhüllte, innere Schicksalskern, aus welchem sich ein ganzes Menschenleben herauswickelt, das geheime Band, das sich durch eine Reihe

von Wahlverwandtschaften hindurchschlingt, jene eigensinnigen Kreise, worin sich gewisse Erscheinungen wiederholen, die auffallenden Aehnlichkeiten, welche sich aus einer genauen Vergleichung zwischen frühern und spätern Familiengliedern in ihren Charakteren, Erlebnissen, Physiognomien hier und da ergeben (sowie man zuweilen unvermuthet eine und dieselbe Melodie nur in veränderter Tonart, in demselben Stücke wiederklingen hört), sodann das seltsame Verhängniß, daß oft ein Nachkomme die unvollendete Rolle eines längst modernden Vorfahren ausspielen muß: dies Alles springt uns offener, überraschender als bei hundert anderen Individuen hier am Beispiele unseres Freundes in das Auge. Dennoch wird man bei diesen Verhältnissen nichts Unbegreifliches, Grobfatalistisches, vielmehr nur die natürlichste Entfaltung des Nothwendigen entdecken.“ (I, S. 274 fg.) Diese tiefe, hier so geistvoll ausgedrückte Idee hätte in einem eignen Roman durch das Talent des Verfassers, das allerdings einer solchen Aufgabe gewachsen war, ausgeprägt werden sollen. Aber parallel mit jenem andern Grundgedanken durchs ganze Buch hinlaufend, schadet sie offenbar seiner Entwickelung und wird wieder durch ihn in ihrer eignen gestört. Dieses neue Fatum führt nämlich eine Unzahl von Vorzeichen und (in Sachen und Personen bestehenden) Schicksalsboten herbei, eine Menge Verwickelungen, historische Erklärungen, Rückblicke u. s. w., welche der Einheit der Erzählung und dem Interesse der einfachen Verhältnisse zwischen Larkens, Nolten, Agnes und Konstanze offenbaren Eintrag

thun. Die Letztere muß viel zu bald für die Theilnahme, die ihr Wesen und Schicksal eingeflößt hat, von der Scene abtreten; der Hokuspokus mit der Zigeunerin während der Maskerade auf dem Stadtthurm nimmt einen ungebührlichen Raum weg und macht offenbar, daß der Dichter nicht Platz genug findet, das Kunststück von Larkens mit der falschen Korrespondenz auf eine die Wahrscheinlichkeit, welche sich der moderne Roman durchaus zur Pflicht machen muß, nicht allzu grob verletzende Weise einzuleiten. Nimmt er sich doch nicht einmal Zeit, uns zu sagen, wie es der Schauspieler angreift, um die Handschrift seines Freundes mit einer so unbegreiflich täuschenden Kunst nachzuahmen. Hätte der Verfasser nicht so viel mit seinen Zigeunereien zu thun gehabt, so würden wir vielleicht auch mehr von dem Inhalt der Briefe erfahren haben, welche die liebliche Agnes schreibt, nnd im zweiten Theile hätte es ihm alsdann vielleicht gefallen, die geheime Liebe, die durch dieselbe Korrespondenz in des Schauspielers Herz wie eine grünende Saat um den Krater eines ausgebrannten Vulkans zu keimen beginnt, nicht blos mit der steifen Kanzleisprache eines Chronikenschreibers anzudeuten. Aber wie die psychologischen Wunder durch diese phantastischen leiden, so wird die Entwickelung der Mythe durch die Entfaltung der Vernunftidee geschmälert; dem Leser wird es fast unmöglich, in dem sehr seitwärts gehaltenen, wunderlichen Hofrath (der überhaupt eine etwas verbrauchte Romanfigur ist) bei der letzten Katastrophe den alten Oheim Nolten, den Semizigeuner, zu erkennen. Auch

Theobald, der Held der Novelle, wäre schwerlich so ganz dazu verdammt gewesen, einen neuen Beitrag zu den vor lauter Dulden zu keiner Entwickelung eines kräftigen Charakters kommenden Romanhelden zu liefern, wenn er nicht mit einem gedoppelten Fatum, dem gemachten seines Freundes und dem angeborenen der Familie Nolten, zu kämpfen gehabt hätte. Er wäre dann wohl auch nicht so gar bald als Maler verschollen, um blos als unglücklich Liebender fortzuleben, wodurch der Titel „Maler Nolten" fast zur Unwahrheit wird. Die seltsame Liebe der Zigeunerin zu Nolten verwickelt den tragischen Ausgang der Geschichte und trübt den schönen und rührenden Wahnsinn Agnesens vollends so, daß dem Leser der Trost eines klaren Schmerzes, der zur Versöhnung des Gefühls durchaus nothwendig war, dadurch gänzlich geraubt wird.

So viel vom Verschwenderischen in der Grundanlage. Noch viel auffallender zeigt sich der Reichthum eines wahren Dichtergeistes, der aber sein selbst noch nicht ganz mächtig ist, in der Menge von Episoden und der Ueberzahl von Personen und Charakteren. Die Episoden sind größtentheils an und für sich so schön, daß es Referent einige Ueberwindung kostet, sie zu tadeln. Aber der steten Entwickelung der Hauptideen wird doch durch die allzu häufige Unterbrechung Einhalt gethan. Die wiederholten Wispeliaden, worunter die zweite (I, S. 124 fg.) überdies, trotz ihrer komischen Kraft, doch wieder alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreitet, die Legende vom Geiger, die Geschichte

von Alexis und Belsore sind sehr hoffnungsvolle Novellenembryone; aber unsere umfangsreiche Geschichte sollte nicht mit ihnen schwanger gehen. Nur das Zwischenspiel: „Der letzte König von O.“, mit seiner Thereile und wunderbarem Silpelitt, sowie sämmtliche gar köstliche Lieder der Sammlung, auch das Handwerkerkollegium Lörmer's im Bierhause möchten wir keinesfalls vermissen, denn diese Episoden sind wirklich mit unsichtbaren Fäden an die Hauptgeschichte selbst geknüpft.

In den Charakteren offenbart sich eine herrliche Kenntniß des menschlichen Herzens, die an dem ohne Zweifel jungen Verfasser so bewundernswürdig ist wie an dem vierundzwanzigjährigen Göthe in „Werther's Leiden“. Der lieblichen Agnes hat schon Wolfgang Menzel im „Literaturblatt“ ihr volles Recht angethan, und wir unterschreiben alles dort über sie Gesagte; nur Einen Zweifel erlauben wir uns: ist so viel Gesundheit des Leibes und Geistes mit der frühen Prädisposition zum Wahnsinne vereinbar? Der Charakter von Larkens ist ein Meisterstück; ja, es gibt solche edle, aber halb verlorene Naturen, die, was sie mit Unterlassungs- und Begehungssünden an ihrem eignen Ich verbrochen haben, durch die aufopferndste Fürsorge für ein zweites Ich wieder gutzumachen suchen. Daß es ihnen nicht gelingt, daß sie darüber verzweifeln und zu Grunde gehen, ist ein Act der göttlichen Strafgerechtigkeit. Die Durchführung dieses Charakters erfüllt mit Achtung gegen den jungen Schriftsteller, dessen Feder ihn gezeichnet hat. Die

Zigeunerin wäre uns in einem neuen Roman sehr willkommen; hier ist sie nicht blos der böse störende Genius der Geschichte, sondern auch des Kunstwerks und dürfte schon als zweite Wahnsinnige etwas überzählig sein. Sehr viel Werth haben als Charakterzeichnungen auch Konstanze, Adelheid, Nanette, der Förster, Amandus, das schöne Mohrengesicht Margot, in welcher Mörike die gelehrten Frauen, wenn sie es mit Vernunft sind, sehr schön vertheidigt hat; dann Noltens wunderlicher Vater, Wispel, Lörmer, welche Carricaturen, aber gewiß Carricaturen nach dem Leben sind, wie denn überhaupt an dieser Novelle es so anziehend ist, daß sie fühlbar fast lauter Erlebtes, nicht aus der bloßen Idee Herausgesponnenes oder andern Büchern Abgeborgtes enthält. Der Fehler ist nur der, daß der Verfasser zu viel Erlebtes, namentlich in Charakteren, anbringen will. Wozu zwei oder drei Barone und ein Präsident obendrein, da für die Geschichte Eine Person der Art genügt hätte; wozu ein Leopold, und ein für die Begebenheiten ganz gleichgültiger Raimund, der mit seiner Henriette doch so ausführlich behandelt ist; wozu andere Personen die Menge? Henni, der Blinde, eine ganz Jean Paul'sche Figur, ist höchst anziehend, aber in der klaren Atmosphäre des Buches nimmt er sich noch ängstlicher aus, als selbst Elisabeth, und im Wundereifer läßt der Dichter den Blinden nicht blos eine Vision (die herrlich ist), sondern den leibhaftigen Leichnam des Malers selbst sehen. Wären nicht so viele Charaktere und Episoden gehäuft, so würden wir auch das ahnungsvolle

Gemälde Noltens, das den Grundton des Ganzen zum Voraus angiebt (I, S. 9. fg.), besser im Gedächtnisse behalten. Von den zahlreichen Verstößen gegen den Ton der Gesellschaft, welche der Verfasser begeht, wo er die große Welt, die er nicht kennt, zu schildern unternimmt, wollen wir nicht weitläufig sprechen, obwohl der Leser, der längst des Dichters Freund geworden ist, diesen anstoßen und noch zu rechter Zeit warnen zu müssen glaubt, wenn er lesen soll, daß Konstanze, die Gräfin, von der Gesellschaft aufsteht, um — nach dem Thee zu sehen; oder wie sie in Gedanken mit einem Wischlumpen die Meubles abputzt, oder Morgens bei 25 Grad Kälte in den Garten geht. Doch, stille von diesen kleinen Unbeholfenheiten!

— ingenium ingens
Inculto latet hoc sub corpore. —

Mit dieser Ueberzeugung nehmen wir von dem Erstlingsprodukte eines seltenen Talentes Abschied und hegen den innigen Wunsch, daß es einem Ludwig Tieck gefallen möchte, den „Maler Nolten“ zu lesen und den Verfasser, der sich zu seinem Schüler bekennen muß, eines aufmerksamen Blickes zu würdigen [1]).

1) Der Verfasser hat in höherem Lebensalter es unternommen, sein Jugendwerk unter Beachtung der von der Kritik gemachten Ausstellungen umzuarbeiten. Der Tod überraschte ihn aber vor Vollendung der Arbeit, und ein jüngerer Freund, Julius Klaiber, hat, feinsinnig in die Ideen des Dichters eingehend, das Werk

zum Abschluß gebracht. Es erschien zwei Jahre nach Mörike's Tod in demselben Verlage wie die erste Auflage, Stuttgart 1877, und gewährt dem Leser, der auch im Roman auf die Dichtung den Hauptwerth legt, hohen Genuß. (Anm. des Herausgebers.)

10.

Gesammelte Gedichte von Friedrich Rückert.

Dritter und vierter Band.

Erlangen, Heyder 1837.

Blätter für literar. Unterhaltung 1838, Nr. 305—309.

Der große Dichter, der seine reichen Schätze, eine Schicht um die andere, seit einigen Jahren vor dem Publikum ausbreitet, ist in der neuesten Zeit in Recensionen und selbst in Monographien so vielseitig gewürdigt worden, daß es Holz in den Wald tragen hieße, wenn die gegenwärtige Anzeige es unternehmen wollte, mit einer Charakteristik desselben von vorn anzufangen. Auch ist ihr durch die vorliegenden Bände der Sammlung das Gebiet vorgezeichnet, in dessen Schranken sie sich mit ihrer Beurtheilung zu bewegen hat. Der dritte Band füllt sich zur Hälfte mit „Jugendliedern“ in sechs Büchern (erstes Buch 1807—10, zweites 1810, drittes 1809—12, viertes 1810—13, fünftes 1810—13, sechstes 1811—15); dann folgen „Zeitgedichte“ aus den Jahren 1814—17; und endlich „Volkssagen“ aus 1817. Der vierte Band bringt zu einem Fünftheil „Vermischte Gedichte“ von 1815—18; dann die „Oestlichen Rosen“, 1819—20; „Lieder aus Koburg“, 1821—26; „aus Erlangen“, 1827—29; „Erinnerungen aus den Kinderjahren

eines Dorfamtmannssohns", 1829; zuletzt bearbeitete Lieder und Sprüche der Minnesänger und eine erotische Blumenlese aus Dichtern verschiedener Völker und Zeiten. Mithin gehört über die Hälfte des zu Beurtheilenden einer Periode an, die zwanzig Jahre hinter dem jetzigen Ruhme des Dichters liegt; es sind „Jugendproben", wie hundert Jahre früher der gleich fruchtbare und sprachmächtige Günther einen Theil seiner frühen Gedichte nannte; sie sind ihrem größern Theile nach zwischen dem achtzehnten und sechsundzwanzigsten Lebensjahre des Dichters entstanden. Die Kritik wird also hauptsächlich nachzuweisen haben, wie weit Dasjenige, was jetzt Fr. Rückert als wohlerworbenes Eigenthum von Liebe und Ruf bei seiner Nation ausstehen hat, schon damals auf Wucher angelegt wurde, oder, mit einem würdigern Bilde ausgesprochen, wie weit seine Poesie als Keim, Blüte oder Frucht in jenen frühen Jahren schon vorhanden war. Mit diesem Geschäfte ist ein zweites verbunden. Eine kritische Beurtheilung der Jugendprodukte des Dichters wird nämlich auch das sonderbare Phänomen zu erklären haben, wie es gekommen ist, daß eine Zierde unserer Nationalliteratur so spät, als es geschehen, zu ihrer allgemeinen Anerkennung gelangen konnte, und daß man von Rückert's Größe, der doch seit 31 Jahren singt und vor 24 Jahren öffentlich aufgetreten ist, in den letzten Jahren, wie von einer neuen Entdeckung sprach. Es ist doch anzunehmen, daß nicht Alle, die über Rückert lobpreisend schreiben, vermöge ihrer eignen Entwickelung eben jetzt erst zum Bewußtsein seiner Poesie

gekommen sind, sondern daß Manche schon Jahre und Jahrzehnde lang gewußt haben, was ihr Volk an dem Dichter für einen Schatz besitze, sonst hätte Apollo ihm ja nur aus dem Munde der Unmündigen sein Lob zugerichtet. Nun ist zwar schon im Voraus, auch ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit eines Talents und seinen Entwickelungsgang, in Deutschland Manches erklärlich aus der Trägheit der Masse im Lesen und Durchdenken und Durchempfinden des Gelesenen; aus dem Neide der subalternen Mitpoeten, von deren Schreien oder Verstummen mehr, als man glaubt, der frühe Ruhm selbst großer Talente abhängt, und die als Claqueurs nicht nur in allen Winkeln ihr Plätzchen haben, sondern sich auch auf allen Märkten der Literatur aufstellen; endlich aus der häßlichen Erbsünde, von der sogar die edlere Kritik angesteckt ist, so spät als möglich sich zum Verehren entschließen zu können. Der Verfasser dieser Anzeige erkennt jene äußern Hemmnisse, deren Schuld nicht auf dem Dichter liegt, und die diesem manchen unwilligen Seufzer des gekränkten Selbstgefühls ausgepreßt haben, vollkommen an und braucht sie, weil er für seine Person sich vorwurfsfrei fühlt, nicht zu bemänteln. Er selbst hat, und zwar in demselben Blatte, das vor nicht langer Zeit Rückert's nicht genug anerkannte Herrlichkeit darthun zu müssen geglaubt hat, schon 1814, also vor 24 Jahren, in dem Verfasser der „Geharnischten Sonette" einen großen deutschen Dichter begrüßt [1]).

---

1) In welchem Blatte dieß geschehen ist, konnte der Herausgeber trotz sorgfältigster Nachforschung nicht ermitteln. Es lag

Da aber nicht überall jene von außen sich aufwerfenden Hindernisse im Stande sind, einem überlegenen Dichtergeiste, wie denn Rückert gewiß ein solcher ist, die Bahn zu schnellem Ruhme zu verlegen, so müssen sich doch auch in der poetischen Persönlichkeit, in dem Talente Dessen selbst, der so lange vergebens auf allgemeinere Anerkennung geharrt, gewisse Eigenthümlichkeiten vorfinden, die ihm neben den schon genannten Ursachen sogar zu außerordentlichen Leistungen die Zustimmung des Publikums erschweren. Der Ueberblick über die Jugendgedichte des Verfassers, den uns die beiden vorliegenden Bände seiner Sammlung gewähren, erleichtert dem Beurtheiler dieses zweite Geschäft und erlaubt ihm dasselbe zu erfüllen, während er sich zugleich des ersten theilweise entlediget. Eine kurze Uebersicht und Charakteristik der genannten Jugendproben muß nämlich von selbst einen Theil der Ursachen enthüllen, die sich dem längst verdienten Ruhme eines unserer ersten Lyriker und Lehrdichter entgegengestellt haben.

Rückert, der als ein echter Dichter sich selbst am wenigsten

---

nahe, an die Allgemeine Zeitung, das Morgenblatt und die Heidelberger Jahrbücher zu denken, allein in der ersteren findet sich im betreffenden Jahrgang gar nichts derartiges, in den beiden andern kommen wohl Kritiken der „Geharnischten Sonnette“ vor, aber nicht von Schwab, sondern von J. H. Voß und von dem Theologen Paulus, welche beide in keineswegs begeisterter Weise davon berichten. Auch die Halle'sche und Jenaer Literaturzeitung wurde ohne Erfolg durchsucht. So ist es leider nicht möglich geworden, die erwähnte Recension zur Ergänzung mit abzudrucken. (Anm. des Herausg.)

schont, deutet selbst auf diejenige Eigenschaft hin, welche ihm zu erstreben und zu erringen am schwersten geworden ist, wenn er seine frühesten Jugendlieder mit folgendem Rückblicke begleitet, der bei aller Ehre, die er sich mit Recht widerfahren läßt, doch einen Mangel seiner Poesie nicht verschweigt:

Anmuth ist die Siegerkrone,
Die am hohen Ziel zuletzt
Zu des reinsten Strebens Lohne
Nur wird dem beglückten Sohne
Von den Musen aufgesetzt.

Diese Krone wird errungen
Schwer, das hab' ich wohl gefühlt,
Da nach Allem, was gelungen,
Sie dies Haupt noch nicht umschlungen
So, daß sie die Schläfe kühlt.

Dennoch, wie den Blick ich neige
Zu des Lebens frühstem Grün,
Seh' ich nicht schon dort die Zweige,
Die ich mühsam hier ersteige,
Frisch in Jugendliedern blühn?

Ja, so ist es, schon vollendet
Ist im Anfang unser Glück,
So viel uns ein Gott gespendet,
Und die späte Bildung wendet
Sich bewußt zu sich zurück.

Unbestritten bleibe dem Verfasser der speculative Schluß dieses Gedichts, der einem Hegelianischen Compendium Ehre machen würde. Wir haben es hier mit dem Anfange zu thun, welchem ein ausgedehnterer Sinn zu geben ist, als

der Dichter wohl beabsichtigte. Allerdings verletzten uns in den Jugendgedichten Rückert's Verstöße gegen die Anmuth der Form vielfältig, und seine kecken Radbrechereien der Sprache haben etwas Peinliches. Es quält uns, wenn wir lesen: „Jedermanne“ (III, 419), oder wenn wir die Interjektion Ach in diesen Gedichten durchdeclinirt zu lesen bekommen und wir vom „tiefen Ache“ (III, 138), oder „mit des Aches Hauche“ (97) hören müssen; es macht einen höchst widerlichen Eindruck, wenn wir uns einen Menschen „vor Freude röchelnd“ (III, 80) denken sollen, blos weil es ein willkommener Halbreim auf lächelnd ist. Doch sind das Alles Nebensachen, und ihr Tadel würde nicht hingereicht haben, der Kraft und Hoheit, mit welcher der Dichter auftrat, die Herzen zu verschließen, wenn sich nicht in den frühern Gebrauch seines herrlichen Talents ein durchgreifenderer Irrthum eingeschlichen hätte, der sich nicht auf äußere Form oder die Uebertretung einzelner Geschmacksregeln bezog.

Dieser Irrthum bestand darin, daß der Dichter sich anfangs, ohne die nöthige Durchbildung seines Genius, der er sich später allerdings unterzogen hat, voreilig Stoffen zuwandte, die nur mit vollendeter Anmuth behandelt gefallen, und zu schnell den Ambos, auf welchem er seine „Geharnischten Sonette“ geschmiedet hatte, verließ, um mit noch rußiger Hand leichte Lorberkränze zu winden oder gar mit Rosen zu tändeln. Rückert ist durch sein hohes Talent viel unmittelbarer auf's Erhabene, in welchem die Idee die

Erscheinung überflügelt, als auf das Schöne angewiesen, in welchem beide sich in seliger Harmonie durchdringen. Und auch auf jenem Gebiete ist es das Bewegte, das stürmisch Erhabene, womit seine gewaltige Muse vorzüglich imponirend auftrat, so daß es schon eine Befriedigung gewährte, wenn sich der Flug seines Wortes mit gesenktem Fittich nur zur Ruhe des Prächtigen und Feierlichen niederließ. Hätte er sich in diesem Gebiete ohne Unterbrechung länger fortbewegt, so müßte er die Stumpfheit, wie den Neid viel schneller bezwungen, jene erschüttert und diesen beschämt haben, und er wäre vielleicht vor 20 Jahren auf dem Gipfel des Ruhmes angelangt, den er jetzt, nachdem er durch eigne Schuld von Zeit zu Zeit dem Feinde schon errungenes Terrain wieder hatte überlassen müssen, durch erneuerte Kraftanstrengung im Sturm erobert hat.

Das Instrument, mit welchem jeder Dichter das Schöne wie das Erhabene zur Anschauung bringt, ist die Sprache. Die Meisterschaft auf diesem Instrumente war es nun aber eben, die unsern Rückert auf jene Abwege brachte. Frühzeitig war sich sein Genius der Wundergabe bewußt geworden, die er vom Himmel erhalten hatte, und im fünften Buche seiner Jugendlieder finden wir (III, 132) ein zwischen 1810 und 1813, also jedenfalls noch vor den „Geharnischten Sonetten“, verfaßtes Gedicht: „An die Sprache“, das zu herrlich und charakteristisch ist, als daß es in dieser Anzeige nicht die Worte der Kritik verdrängen sollte:

Reine Jungfrau, ewig schöne,
Geist'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich selber preisen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, was ich dachte,
Gabest du mich selber mir,
Ließest mich die Welt erbeuten,
Lehrtest mich die Räthsel deuten
Und mich spielen selbst mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Sternenzelt!
Alle Höh'n hast du erflügelt,
Alle Tiefen du entsiegelt
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Bist du brausend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barst;
Durch der Fürstenschlösser Prangen
Bist du klingend hergegangen,
Und noch bist du, die du warst.

Stürme, rausche, lispl' und säusle!
Zimmre, glätte, hau' nnd meisle,
Schaffe fort mit Schöpfergeist!
Dir läßt gern der Stoff sich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitstrom niederreißt.

Mach' uns stark an Geisteshänden,
Daß wir sie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reih'n.

Viel Gesellen sind gesetzet,
Keiner wird gering geschätzet,
Und wer kann, soll Meister sein.

Dieses Lied selbst ist der glänzendste Beweis für die Behauptung, daß das Erhabene sich als der eigentliche Beruf unsers Dichters angekündigt und auch von demselben empfunden und erkannt worden; es enthält aber auch eine Andeutung der Gefahren, die mit der Ausübung einer so unumschränkten Sprachgewalt verbunden sein mußten. Es fragte sich nämlich, ob demselben Dichter, dem mit der Sprache zu stürmen und zu rauschen verliehen war, auch das Lispeln und Säuseln gegeben sei, und ob das Zimmern, Glätten, Hauen, Meiseln mit zum Schaffen des Schöpfergeistes gehöre, wenigstens, ob es in den Gedichten selbst zur unmittelbaren Anschauung gebracht werden dürfe.

Die sechs Bücher der „Jugendlieder“ sind einem großen Theile ihres Inhaltes nach dem öffentlichen Auftritte des Dichters vorangegangen. Diese frühesten Gedichte konnten also auf den ersten Eindruck, welchen seine Poesie bei dem Publikum hervorbrachte, keinen Einfluß ausüben. Ein sehr richtiges Gefühl hat wohl ihren Verfasser von der alsbaldigen Bekanntmachung abgehalten. Wir wollen ihnen später näher treten und hier nur so viel sagen, daß schon in ihnen der Dichter zwischen seinem Berufe als Sänger des Erhabenen in der Natur und des unendlich Erhabeneren auf dem Gebiete der menschlichen Freiheit einerseits und einer gewissen Tändelei als Sprachkünstler andererseits

schwankend angetroffen wird. Sein besserer Genius, durch die Zeichen der Zeit gemahnt und gekräftigt, gewann indessen die Oberhand; Rückert erkannte seinen Beruf, ein Freimund, ein Prophetenmund, ein vates zu sein; die „Geharnischten Sonette“ erschienen und wurden mit einem Rufe der Bewunderung empfangen.

> Der ich gebot von Jericho den Mauern:
> Stürzt ein! und sie gedachten nicht zu stehen;
> Meint ihr, wenn meines Odems Stürme wehen,
> Die Burgen eurer Feinde werden dauern?

Ein Meister war an die große Orgel der deutschen Sprache getreten und hatte das Register des Posaunentons gezogen. Man lauschte dem neuen Halle mit Staunen, und die Jugend besonders fühlte dem Dichter begeistert nach und empfand, was ein späteres Koburger Lied Rückert's so vortrefflich ausdrückt, daß die Poesie dem Gegenstande, den der rechte Dichter ergreift, so starken Nachdruck zu geben vermag,

> Daß man mehr Antheil nimmt am Lied,
> Als wenn in Zeitungsblättern
> Man Heldenarm' erhoben sieht,
> Um Welten zu zerschmettern.

Auf jene Sonette folgten nun noch andere Prophetenlieder theils politischen, theils gemischten Inhalts, bald stürmisch, bald in ruhiger Pracht. Einen Theil davon, ja selbst solche, die jenen Sonetten noch vorangegangen sind, wie z. B. die Terzinen, hat der Verfasser selbst von den „Jugendliedern“ ausgeschieden und dadurch, daß er sie den ersten Bänden seiner Gedichte, die fast nur klassisch Vollendetes enthalten

und seine endliche Anerkennung auch beim großen Publikum plötzlich herbeigeführt haben, einverleibte, für Werke seines höhern Dichterberufs mit vollem Recht erklärt. Ein anderer, auch nicht kleiner Theil steht in den „Jugendliedern" des dritten Bandes und sonst zerstreut in den verschiedenen Perioden, aus denen die Sammlung der vorliegenden beiden Bände besteht.

Allein die Orgel unsers jungen Meisters hatte gar viele Register, und weil es auf die Fertigkeit des Spiels keinen nachtheiligen Einfluß hatte, welches eben gezogen ward, so konnte er bald der Versuchung nicht widerstehen, an verschiedenen nach einander seine Meisterschaft zu erproben, und dies hat ihm, nicht bei denen, die seinen Prophetenberuf einmal durchschaut hatten, und die keine Spielerei und Laune so schnell an dem Dichter irre zu machen vermochte, wohl aber beim großen Publikum, das in Deutschland bekanntlich wenig Spaß versteht, am meisten und nachhaltigsten geschadet. Da waren nun in dem großen Orgelwerke neben dem Register des Erhabenen und Schönen auch künstliche für Flöten-, Glocken- und Harmonikaklänge, auch Vexirregister für das Barocke, das Kindische, das Bänkelsängerartige, für Hexereien mit allerlei Thier- und Naturstimmen, und der Zauberer, im Bewußtsein, den wahren Schatz seiner Poesie geborgen in sich zu tragen, fieng muthwillig an, bald in diesem, bald in jenem Tone zu musiciren, nnd schien es nicht zu bemerken, oder doch zu verachten, wenn die Masse der Zuhörer bedenklich den Kopf schüttelte.

Am nachtheiligsten waren für seinen Ruf in dieser Hinsicht manche politische Lieder in dem „Kranz der Zeit", der auf die „Geharnischten Sonette" folgte. In dieser Gattung erwartete man fortwährend Posaunenstöße, und es folgten deren vielleicht, da die Begeisterung für die Sache bereits abgekühlt war und das Weltgericht der Geschichte nur allzuschnell wieder ihrem frühern Schlendriane Platz gemacht hatte, noch zu viele und feurige; aber ganz aus der Fassung gerieth das Publikum, als plötzlich anstatt der himmlischen Musik des Donners und des Sturmes sich Trompeterstückchen hören ließen, zuweilen sogar auf der Kindertrompete (III, 241):

Kaiser Napoleon,
Da er dem Rhein zuzog,
Und als er war geflohn,
Gesiegt zu haben log,
Ließ er von dannen
Zwanzig Kriegsfahnen
Tragen nach Parise
Zur Käiserin Marie Louise u. s. w.

Und wieder im „Brauttanz der Stadt Paris (III, 248):

Ach, o weh, ich arme Frau,
Wo ich hin mit Augen schau,
Seh' ich fremde Gäste kommen,
Die ich niemals wahrgenommen,
Weiß gekleidet, grün und blau.

Solche Pröbchen könnten zu Fünfzigen aus dem dritten Bande mitgetheilt werden, denn es kommt je länger, je schlimmer (III, 435):

Das war die Schlacht von Waterloo,
Die Schlacht von Bellalliangs,
Die klang so laut, die klang so froh,
So ungestümen Klangs.

Und endlich gar (III, 461):

Der König Wilhelm Friederich
Sprach sanft zu seinen Helden:
Ihr spielt und zwar nicht niederig,
Wie ich mir höre melden.

Diese Gedichte zeigen in der That, wie unzulänglich die Form ist, wenn der höhere Inhalt sie verläßt. Im kleinsten Volke wie im größten kann ein Nationalschmerz zucken, und es giebt patriotische Lieder ganz kleiner Staaten, die unsterblich sein werden. Aber was in solchen Zeiten der Aufregung, und wäre es bei der herrlichsten Nation, noch von Leidenschaft, Eitelkeit u. s. w. daneben zappelt, das ist der Rede und noch mehr des Gesanges nicht werth. In Zeiten des Kampfes weiß freilich der Sänger, wie der Steiter in der Hitze des Gefechtes, nicht recht zu unterscheiden; man schlägt und singt da drein aufs Gerathewohl; aber die mit Besinnung urtheilenden Kinder des Friedens wissen den Unterschied auf den ersten Laut und den ersten Blick. So war es kein Wunder, daß solche verfehlte patriotische Gedichte die Bewunderung für den Verfasser bei Vielen auf einige Zeit abkühlen mußten, zumal da vortreffliche und gehaltvolle Lieder in derselben Gattung vom Interesse der Zeit nicht mehr unterstützt wurden.

Die höchste Virtuosität der Sprache und sorglichste

Behandlung des Silbenmaßes vermochte weder in jenen politischen Liedern noch in erotischen Tändeleien gleichzeitiger Versuche den Bänkelsängerton, den der Dichter nicht selten anfangs zum Scherz, am Ende aus Gewohnheit auch in halbem Ernste anstimmte, ganz zu verkleiden, und so kehrten mitten unter unvergleichlichen Kunsterzeugnissen, wie sie theils die ersten Bände füllen (z. B. der überreiche „Liebesfrühling“, „Italienische Gedichte“, „Octaven und Verwandtes“, „Sicilianen“), theils in den gegenwärtigen, wie wir bald sehen werden, zahlreich zerstreut sind, auch manche ungelenke, trockene Sprachwitze und Späßchen immer wieder, die dann Spott und Neid gehörig auszubeuten wußten. Andere Lieder gemahnten wie künstliche Glockenspiele, die man eine Weile bewundert, am Ende aber in ihrer einförmigen Melodie doch satt bekommt; wieder andern, in ihrem Kerne gesunden und großartigen Gedichten schadeten die verschränkten Constructionen des Philologen, die sich als häßliches, altmodisches Kleid mit ihrem steifen Faltenzuschnitte entstellend um schlanke Liedergestalten legen; es sind schöne Jungfrauen, die im Reifrocke der Maskerade einherschreiten, welchen abzulegen sie freilich zufällig vergessen haben. Selbst in den spätern Sammlungen der Koburger und Erlanger Lieder und der „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannssohns“ (1821—26, 1827—29, 1829) kehren unter vielem Muster- und Meisterhaften jene Mängel hier und da wieder. So findet sich unter den „Gaselen“ (IV, 187) mitten unter wirklich höchst anmuthigen Spielereien, in denen

der Mund des Sängers aus dem Schönheitsborne des Morgenlandes Rosenhonig genippt hat, auch folgendes gescheiterte Liedchen, in welchem mehre jener Mißstände vereinigt sind:

Bat ich lang' das schöne störrige Adamsrippchen,
Mir zu einem Kuß zu leih'n ihr Lippchen.
Als ich wiederholentlich gebeten hatte,
Gab sie erstlich statt des Kusses mir ein Schnippchen.
Weiter bat ich, und sie gab, wie soll ich's nennen?
Statt des Trunks aus vollem Becher war's ein Nippchen.
Endlich schifft' ich glücklich auf der Lippen Welle,
Ach, und scheitert' an des Zahnes Perlenklippchen.

In den „Erinnerungen" u. s. w. (IV, 280) wird der Amtmann beschrieben:

Da kommt der Amtmann Storch
Mit seinen langen Beinen,
Zu fischen Frosch und Lorch
Im Trüben und im Reinen.

Zwar der Besoldungsteich
Ist schmal, doch breit die Wortel;
Er wird schon werden reich,
Wenn er versteht den Vorthel.

Von den alten Pfarrjüngferchen heißt es: „sie schrumpften ein verhotzelnd" (IV, 282), vom Pfarrerssohn (ebend.):

Es war nunmehr der Pfarrerssohn
Fort aufs Gymnasium gekommen,
Und seine Stelle hatt' ich schon
Im Chor der Knaben eingenommen.
Da kam er wieder zum Besuch,
Nicht mehr wie wir ein dörf'scher Simpel;

Er wußte manchen städt'schen Spruch,
Mit dem er fing uns Bauerngimpel u. s. w.

Das sind aufgegebene Lieder. Zu solchen dagegen, deren unförmliches Kleid einen edeln Leib und eine schöne Seele verbirgt — jener ist, abgesehen von der Sprachform, der Organismus, diese der Gedanke des Gedichts —, gehören zum Beispiel die Gedichte: „Sühnung" (III, 406) und „Frieden im Innern" (III, 408). In dem letztern heißt es:

Wie die Welt aus diesem Zwange,
Der ihr Herzblut hemmt im Gange,
Soll gelöst sein, weiß ich nicht;
Doch daß sie gelöst muß werden,
Sprechen ihre Angstgeberden,
Wenn auch keine Zunge spricht.

Durch solche peinliche Constructionen und durch Gewaltsreime wie: Waltung, Welthaushaltung, Purpurlappung, Verkappung, Straffung, Erschlaffung, Spannung, Entmannung, Allianzen, verschanzen, quält sich das arme Lied ab, um in die einfachern und bis auf eine kleine Störung schönen Strophen zu enden:

Bittet Gott, der Korn beschieden,
Daß er senk' ein Körnlein Frieden
In der Trennung offnen Spalt,
Daß die Klaffung (!) sich versühne,
Unsrer Wund' ein Halm entgrüne,
Der im Licht zum Himmel wallt.

Dieser Halm, ja diese Palme,
Mit dem schlanken Riesenhalme,
Sei der neue Freiheitsbaum!

Nicht mit Blut, mit Thau begossen,
Soll er rein zum Himmel sprossen,
Schattend über'm Erdenraum."

Zu den Abirrungen seines Genius sind auch Rückert's Balladen, Romanzen und Legenden (III, 53—90, 173—177) zu rechnen, deren endlose Länge für Manche als Abschreckungsmittel in Beziehung auf seine frühere Poesie dienen muß. In diesen Gattungen lyrisch-epischer Poesie darf sich das Erhabene nur in einzelnen Momenten und nie in blos rhetorischer Form geltend machen, der Organismus des Gedichts aber muß von der harmonischen Kunstform des Schönen, die alles Ueberflüssige, Massenhafte, Breite absolut ausschließt, durchdrungen sein. Nehmen wir die nächste beste Romanzoide Rückerts vor — denn für Romanzen läßt er sie vielleicht selbst nicht gelten —, so sehen wir uns hier genöthigt, durch alle Nebenscenen und Nebenumstände der Haupthandlung dem immer gleichen Pathos der Rede, dem gleichen, imperturbabeln Versgehämmer und Reimklange zu folgen; nicht von ahnungsvollem poetischen Aether umwölkt steigt eine Situation nach der andern empor und hängt durch unsichtbare Fäden mit der andern, durch biegsame Gelenke der Gestalt in sich selbst zusammen: alles ist mit Bindfaden oder steifem Draht verbunden; alle Einzelheiten werden ausgebreitet, aus keinen Zauberformeln der Schönheit entwickelt sich Bild und Gefühl der Phantasie und dem Gemüthe des Lesers, Alles wird ihm vorgerechnet, vorgemalt, vorgemeiselt, und so erhalten wir denn „das

Irrglöckchen", eine Ortsage von Schlach, in 12 sechszeiligen Strophen, mit jener einleitenden Breite, die der Tod des epischen Liedes ist:

Der Tag verlischt, es senket grausend
Die Nacht vom schwarzen Himmel sich,
Und Nebelwinde streichen sausend
Durch Waldesgründe schauerlich;
Das Fräulein irrt mit bangem Schweigen
Allein auf ungebahnten Steigen u. s. w.

Ein dürftiger Stoff ist hier mit langen Schildereien überdeckt; für einen Romanzendichter könnte er kaum zu 12 Doppelzeilen gereicht haben. „Der Blinde", ein arabisches Märchen in Romanzenform, hat gar 86 vierzeilige Strophen, und es nehmen darin förmliche epische, ausgeführte Vergleichungen Platz, wie z. B. folgende:

Wie wenn auf schroffer Felsenzinne
Ein Schifferjüngling sieht die Fee,
Die süß ihm winkt zum Spiel der Minne,
Dann stürzt sie brausend in die See;

Die aufgehobnen Wogen schlagen
Den grünen Schleier um sie her;
Und will er seine Beut' erjagen,
Muß er sein Leben weihn dem Meer:

So wird von innerlicher Fehde
Abdalla's giere Brust zerfleischt u. s. w.

Gewiß finden sich unter diesem Haufen von Versen Perlen und Gold genug; wie z. B. eben in diesem Märchen die prächtige Partie von der zwiespältigen Kraft des Wunderfläschchens (S. 83):

Zwiespältig ist die Kraft der Quelle:
Dem rechten Auge eingeflößt,
Macht sie des Geistes Sehkraft helle,
Daß er der Schöpfung Siegel löst;

Dann thun sich auf des Erdleibs Gründe,
Dich grüßen mit dem Silberblick
Die schlängelnden Metallgewinde,
Der Adern lebendes Verstrick.

Doch wird das Auge naß zur Linken,
So stirbt dahin die ird'sche Pracht,
Die Schätze in die Tiefe sinken,
Und deine Sehkraft in die Nacht.

An solchen glänzenden Stellen hat keines der episch-lyrischen Gedichte Rückerts Mangel. Dennoch, wenn wir das Ganze überschauen, macht es uns die Empfindung, als wenn trotz aller Pracht doch nichts als der S t o f f zu einem künftigen Gedichte hier aufgehäuft wäre, und als wenn dieses weitläufige Gebäude, in welchem so viel Schimmer sich verliert, zuvor abgebrochen werden müßte, um aus den edeln Metallen und Kleinodien, die daran verschwendet sind, mit Hülfe der Kunst ein kleineres Haus zu bauen und zu schmücken, einen Tempel und keinen Prunkpalast.

Neben solchen rednerischen Prachtstücken hat sich aber auch in dieser Gattung die Tändelei eingenistet, welche der Menge an dem Sänger der „Geharnischten Sonette" und der Freiheitshymnen eine Thorheit und ein Aergerniß zugleich war, wie in der Geschichte von dem Pärchen Hänselchen und Klärchen, wo aus lauter Ährchen, Beerchen, Scherchen, Härchen und Stärchen von dem Tausendkünstler ein Märchen

zusammengeringelt wird, dem nur der Schlußreim fehlt:

Gesungen hat dies Märchen
Freimündchen uns Reimärchen.

Indessen hat der Dichter das Gebiet der eigentlichen Sage bei Zeiten verlassen und sich andern Gattungen der erzählenden Poesie, zu denen ihn sein dichterisches Prophetenthum berief, zugewendet, der Parabel und Paramythie, wo sich sein Witz, sein Tiefsinn und seine Phantasie nach Herzenslust ergangen und unsterbliche Lorbern gepflückt haben. Mit solchen geschmückt, prangen in den ersten Bänden seiner „Gesammelten Gedichte“: „Edelstein und Perle“, neben den nicht weniger köstlichen „Kindermärchen“, und auch für die andern Bände, die noch folgen müssen, sind ganz vortreffliche Erzählungen ähnlicher Gattungen aufgespart.

Damit wäre das erste Geschäft des Beurtheilers, auf welches ihn der Inhalt des vorliegenden dritten und vierten Bandes unvermeidlich geführt hat, vorbei, und aller Tadel sei mit ihm abgethan. Sollte doch auch der letztere nicht direct sein, sondern nur mit unterlaufen, insoweit dadurch, als durch Recht im Einzelnen, das Unrecht erklärlich gemacht wird, das dem herrlichen Dichter so lange im Ganzen widerfahren ist. Hinfort hat die Kritik nur noch auf das Meisterliche hinzudeuten, was in diesen beiden Bänden in sehr reichlichem Maße enthalten ist.

Im dritten Bande begegnen wir gleich unter den ersten „Jugendliedern“ einigen echten Psalterklängen von der Seherharfe des Dichters: dem vom Geiste der ewigen Liebe

durchdrungenen Lied: „Die Allgegenwärtige", ein Lied, das Referent seit mehr als 20 Jahren im Herzen trägt, und wovon er nur an den ersten Vers erinnern will:

Ich möchte nur wissen, wohin ich sollt' sehn,
Daß ich dich nicht sähe, o Liebe,
Und wissen möcht' ich, wohin ich sollt' gehn,
Daß ich nicht bei dir bliebe.
Du bist überall, allüberall,
Wo Windeshauch und Wogenschall,
Und wo sie nicht sind, da bist du.

Auch die Lieder: „Frühlingsfeier" (S. 7), „Gestillte Sehnsucht" (S. 13), tragen diesen Stempel des Prophetischen, und das kleine Lied: „Der Sturmwind" (S. 18), ist ein Bild von Rückert's Dichtergeist selbst:

Mächtiger, der du die Wipfel dir beugst,
Brausend von Krone zu Krone entsteigst,
Wandle, du Stürmender, wandle nur fort,
Reiß mir den stürmenden Busen mit fort.

Wie das Gewölke, das donnernd entfliegt,
Dir auf der brausenden Schwinge sich wiegt,
Führe den Geist aus dem irdischen Haus
In die Unendlichkeit stürmend hinaus.

Trage mich hin, wo die bebende Welt
Rings in Verwüstung und Trümmer zerschellt!
Ueber den Trümmern mit grausender Lust
Fühl' ich den Gott in der pochenden Brust.

Köstlich sind auch die „Zwei Zechsprüche" (S. 27), deren erster ein profanes Psalmbild (im besten Sinne) enthält:

Die Erd' ist ein gehöhlter Becher,
Darinnen schäumt als Trunk das Meer,

Der Himmel selber ist der Becher,
Er beugt sich durstig drüber her,
Um mit der Sonne glüh'nden Lippen
Das Meer von Grund aus einzunippen.

Unter den epischen Liedern ist „Der Alpenjäger" (S. 56) auszuzeichnen, der wenigstens rednerische Erhabenheit hat. „Die goldene Hochzeit" besingt den von Hebel, Trinius und neuerdings von Gustav Pfizer gefeierten Bergknappen von Falun (S. 85) und trägt nächst Hebels Dichtung unter den übrigen wohl den Preis davon. Wir eilen über einige an allzugroßer Kindlichkeit kränkelnde, oder von allzugroßer Künstlichkeit fröstelnde Lieder (S. 98, 104, 105, 109, 107) hinweg und verweilen dafür mit um so ungetheilterer Lust bei der Elegie: „Die Jägersbraut" (S. 112), „Hochdeutsche Liebesnoth" (S. 120), „Zwölf Freier" (S. 128), „Noth der Bescheidenheit" (S. 129). „Nachtgesicht (S. 129) ist ein Vorbild manches Heine'schen Liedes:

Ohne Licht um Mitternacht
Wenn ich noch im Bett gewacht,
Seh' ich oft
Unverhofft
Dorten in der Ecke,
Daß ich davor erschrecke:

Liebchen, ganz so freundlich klar,
Wie zur besten Zeit sie war;
Ach, sie sitzt
Dorten itzt,
Lächelt wie eine Rose,
Und ein Kind ihr im Schoose.

Daß die Anmuth ein Gebiet ist, das auch unserm Dichter sich, wenn es gleich von ihm erobert sein will, dennoch zuletzt willig aufschließt, dies beweisen unter den Jugendliedern: „Das Reich der Amoren“ (S. 137), „Amor ein Besenbinder“ (S. 139), „Die Göttin im Putzzimmer“ (S. 141), „Kleiner Haushalt“ (S. 143), lauter Lieder voll des reinlichsten, schmuckſten Sprachscherzes. In diesen Liedern und noch mehr in der „Vermittelung des Dichters“ (S. 160 fg.) wetteifert Rückert sogar in ätherischer Leichtigkeit mit Göthe, und im „Weihnachtsliede“ (S. 163) weiß er die Schönheit mit dem Prophetenernste zu verbinden. Auch dieses Lied lebt seit Jahrzehnden in der Seele vieler Deutschen als eins der lieblichsten Erzeugnisse ihrer Nationalpoesie:

— — — — — —

Edele Fichte,
Wie du dich hebest,
Gleich dem Gedichte
Wunder belebest!
Blühenden Sommer
Zaubert ein frommer
Sinn in dem Kerne
Wintriger Nacht.
Recht wie ein Baum des
Lebens erscheinst du,
Alles im Raum des
Schattens vereinst du;
Früchte und Flammen
Wachsen zusammen,
Blüten und Sterne
Tauschen die Pracht.

— — — — — —
Aber was späht ihr,
Sterne und Lichter?
Euch wonach dreht ihr
Engelsgesichter?
Alle so eilig,
Alle so heilig,
Blicken und lachen
Nieder zum Stamm.
Ach, in der Krippe
Drunten gewieget,
Lächelnder Lippe
's Kindelein lieget,
Schlummert so leise
Himmlischer Weise;
Es zu bewachen
Stehet ein Lamm. — —

In dem sechsten und letzten Buche der „Jugendlieder“ (1811—15) findet sich schon einiges ganz Vollendete, darunter die allbekannte Allegorie: „Die Zwei und der Dritte“ (S. 216), vom Riesenweibe Phantasie, Witz dem Zwerge und dem proportionirten Manne Verstand; dann das himmlische „Freiheitslied“ (S. 227):

Zittr', o Erde, dunkle Macht,
Bis zum Abgrund nieder;
Der Gedank' ist aufgewacht,
Schüttelt sein Gefieder,
Will geflügelt dir entfliehn,
Wenn du nicht wirst fesseln ihn;
Sprich, ob du's wirst können? — —

und sein Gegenstück: „Das Ewige“ (S. 228), mit dem tiefsinnigen Schlusse:

Wie mit endlich krankem Leibe
Das Geschlecht in Mann und Weibe
Sich zum Werk der Zeugung eint;
Kann das Leben selbst nicht währen,
Kann es sich doch neu gebären,
Daß unendlich es erscheint:

So vom Himmel fällt der Geister
Zeugungsfunken, Liebe heißt er,
Zündend in der Seele Schoos;
Und aus ihrer engen Schranke
Ringt ein Wunder, der Gedanke,
Kind der Ewigkeit sich los.

Edelsteine in der Sammlung sind auch die „Liederseelen“ (S. 231) und das Wort: „An die Dichter“ (S. 231), mit der diamantenen Wahrheit:

Laßt vom Beifall fauler Richter,
Schaffende, euch nicht bethören,
Flut zu sprühn aus wilden Röhren,
Glühn zu lassen wirre Lichter.
Maß, und Maß nur, macht den Dichter;
Grundstein zwar ist der Gehalt,
Doch der Schlußstein die Gestalt.

Von den „Zeitgedichten“ in zwei Büchern (1814—17), von denen wir mit ausdrücklicher Erlaubniß des Verfassers („Freundesurtheil“ 1837) Einzelnes gescholten haben, sei auch zugestanden, daß das Ganze zusammen als ein Bild der Zeit erscheint, das nach 20 Jahren noch frisch ist und noch eine Strecke weit seine Farbe halten wird. Es ist aber auch noch Einzelnes als vortrefflich hervorzuheben. Der herrlichen Ode (S. 235) ist nichts vorzuwerfen, als daß ihr

Prophetenwort leider nur poetische Wahrheit hat, wofür der Dichter offenbar nicht verantwortlich zu machen ist. „Die Gräber zu Ottensen“, der „Speckbacher“, „Deutschlands Heldenleib“, „Deutschlands Feierkleid“ sind Volks- und Jugendlieder geworden, die schon lange im ganzen Vaterlande widerklingen; auch der „Kapuziner Haspinger“ (S. 300), „Der Schweizerkäs“ von 1814 — noch madenvoller 1838 — (S. 315), „Zopflieder“ (S. 308—314) sind in ihrer derben Laune noch immer erquicklich. Ganz rückwärts gekehrter Prophet ist aber der Dichter in dem herrlichen didactischen Gedichte: „Der Bau der Welt“ (das erste von drei Gesichten) (S. 334—388). Mit Flammenzügen wird hier die Geschichte der religiösen Menschheit in der Schöpfung, in der babylonischen Verwirrung, in Aegypten, Indien, im germanischen Norden, in der griechischen Mythologie, im alten Bunde und endlich im Christenthume geschildert, und die Sprache entlehnt hier den schmetternden Ton der Gerichtsposaune. Die folgende Probe, als ein Wort, das noch immer zur Zeit ist, stehe hier, die Leser zum erneuten Genusse des Ganzen einzuladen:

Da sah ich rings die ganze Welt
Schon vorbereitet lange,
Ein dunkles, aber offnes Zelt,
Zu neuen Lichts Empfange;
Die Lampe war herabgebrannt,
Die vorm Altar der Götter stand,
Daß am verqualmten Dochte
Man nicht mehr freun sich mochte.

Nicht vom versumpften Musenborn
Mochte der Geist mehr trinken,
Des Weihrauchs faul gewordnes Korn
Gab ihm statt Dufts ein Stinken;
Und vorm verbrauchten Heiligthum,
Das in den Körben man herum
Trug mit verschloss'nen Deckeln,
Begann ihn auch zu ekeln.

Das Fleisch der Mutter Phantasei
War krank und ganz verdorben;
Und eine Stimm' erscholl, es sei
Der große Pan gestorben.
Und an demselben Tag, an dem
Der Vorhang in Jerusalem
Zerriß vorm Tabernakel,
Verstummten die Orakel.

— — — — — — — — —

Es war der ganze Säulenbau
Des Heidenthums zerrüttet,
Und konnt' im tiefsten Riß genau
Nie werden mehr verküttet:
Der Fittig Psyche's dehnte sich
Aus morscher Hüll' und sehnte sich
Nach einem andern Freier
Als dem in Bind' und Schleier.

Dann werden Rom und der neue Glaube im Kampfe beschrieben, Germanenthum und Mittelalter verherrlicht, und mit dem Wettstreite der Minnesänger auf der Wartburg schließt Gesicht und Gedicht.

Den Ueberrest des Bandes füllt das zweite Buch der „Zeitgedichte“ und ein Bündel „Volkssagen“. Ueber beide ist nicht anders zu berichten, als schon im Anfange dieser

Beurtheilung geschehen ist. Nur ein herrliches Gedicht, vielleicht eins der tiefsinnigsten, das Rückert je gedichtet, ist nicht zu übergehen; es mag, wenn Referent, der es in einem Zeitblatte zuerst gefunden, sein Gedächtniß nicht trügt, um 1816 verfaßt sein und lautet (III, 404):

Erhebung.

Ich stand auf Bergen hoch
Und übersah die Erde,
Die so gedrückt vom Joch,
Geschlagen so vom Schwerte.

Ich sah den blut'gen Greul,
Der lag auf ihren Tiefen,
Und hörte das Geheul
Der Stimmen, welche riefen.

Ich sprach: o wär' ich doch
All dieser Noth entrücket!
Da ward vom Berg auf hoch
Ich in die Luft gezücket.

Auf schwebt' ich durch die Luft
Und hört' und sah noch immer.
Zuletzt verschwamm in Duft
Das Blut und das Gewimmer.

Und als ich niedersah
Aus allerhöchster Ferne,
Da sah ich schimmern da
Den schönsten aller Sterne.

Was dort im hellen Licht
Ist das für eine Sphäre?
Da ward mir der Bericht,
Daß es die Erde wäre.

Der Engel sprach zu mir:
Es ist dir hier verschwunden,
Was einzeln drunten dir
Den wirren Blick umwunden.

Du hast die Höh' erreicht,
Wo dir erscheint das Ganze,
Und deine Erde weicht
Hier keinem Stern an Glanze.

Die Erd' in ihrem Kern
Von Wunden so durchwühlet,
Sieh, wie vorm Blick des Herrn
Sie sich genesen fühlet.

Der Ruf des Weh's verschwimmt;
Thu auf dein Ohr und höre,
Wie hell ihr Loblied stimmt
In ihrer Schwestern Chöre.

Ein Stoßseufzer leitet den vierten Band der Sammlung ein, vom Mai 1837, der ziemlich lebenssatt schließt:

Ich wollt' ich wär' am Ende nun
Und könnte ruhn!

Dann folgt ein schöner Rückblick auf die politischen Gedichte; dann ein „Rosenlied" zum Geburtstag des Freiherrn Truchseß auf Bettenburg, aus Stuttgart gesandt, ein herrliches Lied, in welchem es „von Rosen um und an roset", fast noch mehr als in den rosenäthervollen Gedichten meines theuern Freundes Anastasius Grün. Vielleicht ist es manchen Lesern nicht unwillkommen, etwas über die Persönlichkeit des edeln deutschen Ritters auf der Bettenburg zu erfahren, ohne welchen sich Referent das Jugendbild Rückerts gar nicht denken kann. Er holt deßwegen ein vergilbtes Papier

vom Frühling 1815 hervor, das ein unvollendet gebliebenes Reisejournal bildete, und schaltet seiner Beurtheilung das vor 23 Jahren vom dreiundzwanzigjährigen Jünglinge Niedergeschriebene als kurze Episode ein.

Die Bettenburg[1]) Mai 1815.

Sie erschien uns[2]), gelegen auf einem mäßigen mit Obst- und Waldbäumen bewachsenen Hügel, nicht gerade imponirend von dieser Seite, weil dahinter noch bedeutend höhere Berge hervorragten; mehr einem alten geräumigen Hause als einem Schlosse zu vergleichen. Erhitzt durch den ziemlich mühsamen Bergsteig traten wir durch einen Theil des freundlichen Gartens in den Burghof ein, und kleideten uns im Hause des Försters um. Wie wir aus den Fenstern nach der Burg hinüberschauten, die nun mit ihrer ganzen Kehrseite grau und sonnig uns gegenüberstand, kam ein großer, bleicher Jüngling, von Kopf zu Fuße schwarz-altdeutsch gekleidet, mit langen schwarzen Schulterlocken, aus dem Burgthore herausgeschritten und gieng dicht am Försterhause vorüber. Ein Blick in die nicht großen, tiefliegenden, funkelnden, braunen Augen überzeugte mich, wer es sei, und auf des Försters Bejahen lief ich zur Thüre hinaus, auf ihn zu, und er umarmte mich auf Nennung meines Namens[3]).

---

1) Sie liegt in Franken an der meiningen'schen Grenze.

2) Dem Ref. und einem Freunde, die auf einer Reise nach Berlin begriffen waren.

3) Rückert hatte meine Beurtheilung seiner „Geharnischten Sonette" gelesen, und wir waren ihm und dem Freiherrn durch unsern Gönner und Rückert's Freund Wangenheim angekündigt.

Er führte uns unter gegenseitigen herzlichen und wirklich auch seinerseits sanften Begrüßungen — wie ich es seinen herben Gedichten nach kaum gehofft hatte — das Schloß hinauf in den geräumigen, freundlich ausgeschmückten, aber gar nicht modernisirten Speisesaal, um hier den Burgherrn nach seinem Mittagsschlafe zu erwarten. Wir hatten Zeit, uns im Zimmer umzusehen; über den drei Thüren des Saales waren die verschiedenen Zeitalter Deutschlands dargestellt: das urdeutsche, das ritterliche, das altfränkische, in Gemälden, die wenigstens das klar ausdrückten, was sie bezeichnen sollten.

Kaum hatten wir einige freundliche Worte gewechselt, als die Thür aufgieng und der Greis, die Tabakspfeife im Munde, herein und forschend mit den halbblinden Augen rüstig auf uns zutrat. Er ist ein großer Mann mit halb kahlem und halb grauem Scheitel, von breiten Schultern, überhaupt tüchtigen Gliedern; nur in den etwas schmächtigen Beinen kündigt sich das Alter an; denn er zählt 60 Jahre. Wie er bei uns angekommen war, warf er mit feierlicher Herzlichkeit seine Arme um unsre Schultern, und indem er rechts und links einem Jeden von uns dicht ins Antlitz blickte, strengte er sein schwaches Augenlicht an, um aus den Zügen unsere, ihm begreiflich unbekannte Persönlichkeit herauszufinden. Endlich rief er meinen Vor- und Zunamen und fiel mir dabei mit ganz jugendlichem Feuer um den Hals, mich aufs innigste küssend und herzend, gleichsam um

mir seinen warmen Dank für das Lob seines Freundes Reimar auf die Lippen zu drücken.

Reimar (Friedrich Rückert) ist gar nicht der schroffe Mensch, wie ich mir ihn gedacht hatte. Als ein wahrer Dichter fühlt er sich, aber am tiefsten auch Alles, was ihm noch mangelt. In der Kritik gegen sich und Andere ist er daher, stets nach dem Höchsten strebend, unbarmherzig. Fast scheint er mir der Form zu viel zu huldigen und in ihrer Pein sich ordentlich selbstquälerisch zu gefallen. Sein Spott und seine Ironie sind verlachender und schonungsloser als bei uns Schwaben, indem sie sich ohne Ansehn der Person — zwar nie ohne Gutmüthigkeit — selbst auf sehr liebe Freunde, ja auf den alten Truchseß selbst erstreckten. An einem unserer Lieblingsdichter tadelte er die Vielschreiberei, die Flüchtigkeit, die Vernachlässigung des Reims, in Allem etwas Manier und zu viel christliche Bekehrungssucht, daher er denn, was als Probe seines Spottes dienen mag, die Lust äußerte (nur die persönliche Liebe zum Dichter halte ihn von der Ausführung ab), einen so bekehrten Helden vorzunehmen und in einer Novelle oder einem Romane auf echt antichristlich zum Abfalle zu bringen. Der alte Burgherr dagegen ist ganz und gar ohne Arges und hat ein gar weites Herz für alles auch nur halbwegs Gute, und von dieser Seite kann es Reimar nicht ganz lassen, ihn zuweilen zu bespötteln oder doch zu belächeln. Aber wie kräftig ist des alten Ritters Liebe zum Guten, mit wie jugendlichem Feuer umfaßt er Das, was ihm das Rechte scheint, mit wie

warmer, mächtiger Rede ficht er es durch, welch einen Schatz von Liebe und Herzensgüte hegt er in seinem treuen Herzen, wie gottergeben ist sein Alter! Wenn er einen recht schönen, besonders einen christlichen Zug von einem Menschen erzählt, wenn er ahnend und hoffend in die Zukunft blickt, so regt und bewegt sich sein ganzes Wesen, seine Muskeln arbeiten; und doch löst sich dieser Kampf am Ende in eine wohlthätige Ruhe auf, daß er still, ohne ermüdet zu sein, niedersitzt, während ihm Thränen in den verdunkelten Augen stehen.

Noch am selben Abend führte uns der Burgherr durch einen Theil seiner Anlagen, die sich auf zwei ziemliche Berge erstrecken und, alle von seiner Erfindung, nicht mit Tempeln, Moscheen u. s. w. versetzt, sondern ganz deutsch gehalten sind. Kapellen, Familiendenkmale, Stätten den Abgeschiedenen und wieder den Lebendigen geweiht, einzelne Denkmale mit Sprüchen, viel lieblich verschlungene Wege, bei denen hauptsächlich der Natur selbst nachgegangen worden, alles das eint sich zu einem dem Aug' und Gemüthe wohlthuenden Ganzen. Sein Sinn für Naturschönheit (keine ausgezeichnete Stelle ist ohne einige Aussicht), seine Liebe zu Gott, zu den Seinigen (eine Säule ist der Geschwisterliebe, seinem Vater und dessen Brüdern, seinem Bruder und, wie er hofft, dessen Söhnen — er selbst ist ehelos — gewidmet), seine Liebe zu den Freunden und zu allen Guten ist in diesem schönen Walde als That ausgesprochen. Von dem äußersten Ende der Anlagen, dem Huttenberge, hat man eine herrliche Aussicht über das Würzburgische und Fuldaische, und links

erscheint hier das waldumgebene Schloß mit seinen Gräben erst recht burgmäßig.

Als Ritterthum und Volksgesang noch blühten,
Da waren's frommer Heiligen Gestalten,
Nach denen Kämpfer viel und Dichter wallten:
Die Glocken klangen, die Kapellen glühten.

Doch nun dahin sind jenes Lebens Blüten,
Wohin soll sich die Wanderung entfalten?
Eh' die zerstreuten Funken ganz erkalten,
Wo findet frommer Sinn die unversprühten?

Da, wo die Ritterzeit sich hingeborgen,
In einem Forst von Tannen und von Eichen
Hebt eine graue Burg sich ohne Sorgen.

Dort hat ein hoher Burgherr sonder Gleichen
Das Herrliche gedrängt in wenig Morgen,
Lied, Adel, Kirche kann von hier nicht weichen.

Hier bricht des Referenten Gedenkbuch ab, um sich erst wieder in Berlin fortzusetzen. Er erinnert sich nur noch, daß der philanthropische und protestantische Sechziger, obgleich ein Freiherr, die retrograden Gedanken des jungen, katholisch-feudalistischen Sonettisten mit einem lächelnden Kopfschütteln zurückwies und den Dichter dadurch, wo nicht zur Besinnung brachte, doch nachdenklich machte.

Jetzt aber zurück zum vierten Bande der Rückert'schen Sammlung. Auf das „Rosenlied“ folgt eine ganze Reihe sinnreicher Gedichte, in denen der Verfasser eine Menge Lebensvorfälle benutzt, um sie höchst kunstvoll auf seiner Sprachorgel abzuspielen und sie mit poetischen Spitzfindigkeiten auszuschmücken. Einmal verdeckte ihm, im Theater vor dem

aufgethanen Vorhange sitzend, ein weiblicher Alabasternacken das Schauspiel. Doch wußte er sich zu trösten:

Wenn sich auf den kahlen Brettern
Dort so schöne Sachen spielten,
Dürften hier wohl schlecht're vorgehn
Auf den Alabasterdielen?
Ganz dieselben giengen vor;
Nur statt lebensgroßer Spieler
Waren nach des Raums Verhältniß
Kleinere hieher beschieden,
Welche auf so zartem Grunde
Zart auftraten, wie sich's schickte.

Unser Leser soll nicht im Ungewissen bleiben; die kleinen Spieler auf dem Frauennacken waren des Dichters eigne Gedanken, zu Amorinen und Amoretten umgewandelt, welche angemessene Zwischenspiele zu dem größern Stücke aufführten:

Denn das Ganze lief wie dort
So auch hier hinaus aufs Leben.

Unter diesen Gedichten ragen theils als niedliche Kunstwerke, theils als poetisch ausgeprägte Lebenswahrheiten hervor: „Die geschorenen Locken“ (S. 16), „Dichterehe“ (S. 22), „Der Apotheker“ (S. 23), der mühsam gangvolle, eingeschrumpfte, abgestumpfte Arzneischmecker, vor dessen kritisch-eklektischer Musterung des Gartens

Sah ich Bäume wanken
Wie die Kranken,
Daß von welken Stielen
Blätter fielen
Und am Boden klebten
Gleich Recepten.

Als fortfuhr das Knistern,
Ward zu Husten
Aller Nachtigallen
Liederschallen,
Und die Rosenhecken
All vor Schrecken
Wurden leichenfarber
Als Rhabarber.

Ferner: „Fünf Sprüche Eines Tages" (S. 25 fg.), „Der Fußwanderer" (S. 26 fg.) und die folgenden Wanderlieder bis S. 41, die zierliche Liebesromanze von Fräulein Luft und Junker Duft mit eingeschlossen; „Liebe im Kleinen" (S. 49), „Morgenbetrachtung" (S. 51).

Das Seherische in Rückerts Dichternatur zeigt sich in seiner spätern Poesie nicht nur in den erhabenen Gedichten, die großartige Stoffe behandeln, sondern namentlich auch darin, daß er gewisse allgemeine Erfahrungen auf dem Gebiete der Anschauung und Empfindung, die fast jeder Mensch, selbst der ganz prosaische macht, mit seinem Dichterblicke und Dichtergefühle so durch und durch schaut und bis auf den Grund empfindet und durch das herrliche Organ seiner gelenkigen und dem Geiste durchaus gehorsamen Sprache so vollkommen in ihrer Wesenheit zur Erscheinung bringt, daß, was bei andern Menschen ein gemeines Erlebniß ist, bei ihm zur idealen Wirklichkeit, zur Kunstschönheit wird. Wir haben z. B. seit einigen Jahren Alle besondere Gelegenheit, unser verdrießliches nordisches Klima in Deutschland, das sich schroff in lange kalte Winter und kurze glühende

Sommer abschneidet, recht gründlich kennen zu lernen; wer hat aber dies je so anschaulich und schön dargelegt als Rückert in dem Gedichte: „Das Jahr“ (IV, 58)? Ebendahin gehören die Lieder: „Das Dasein eines Blattes“ (IV, 215), „Kurze- und Langeweile“ (IV, 225), „Der hohle Zahn“ (IV, 222). Wer hat nicht schon den Fieberschmerz des Zahnwehs empfunden, wo der nackt und blos gelegte Nerv seine krankhafte Existenz dem Knochenkern und dem Schmelz des schmerzenden Zahnes mittheilt und uns dieser so groß dünkt wie ein ungeheurer Fels mit einer Höhle? Schubert in seiner „Geschichte der Seele“ spricht gelegentlich sehr schön von diesem Phänomen. Aber der Dichter versetzt uns mit recht peinigendem Wohlgefallen ganz in jene Qualphantasie zurück, wenn er singt:

Ein halbgehöhlter Zahn
Hat jüngst mir wehgethan;
Schmerz mich durchzückte tief,
Da träumt' ich, als ich schlief:
Ich selber sei, o Pein,
Ein kranker Zahn allein.

Da ward ich aus dem Zahn
Im Traume zum Vulkan,
Der, halb erst ausgebrannt,
In grimmen Schmerzen stand,
Auswirbelnd nach Gebrauch
Glutströme, Glanz und Rauch....

Aus den „Vermischten Gedichten“ sind noch die Lieder „Vom Kahlenstein“ (IV, 64) und „Des Glockenthürmers Töchterlein“ (IV, 66) hervorzuheben. Die „Oestlichen Rosen“

und „Gaselen" sind von denjenigen, die Rückerts morgenländische Poesie gewürdigt haben, vollkommener gepriesen worden, als wir es vermöchten, und wir lassen daher beide nicht unbewundert, nur unbeurtheilt.

Die „Koburger Lieder" (1821—28) fangen spielend an, um immer ernster, immer tiefer, auch immer schöner zu werden (vgl. S. 212, 213, 215, 216, 218). „Die Sprüche eines Büßenden" (S. 222 fg.) sind Worte, die alles Pantheistische, was Rückert in der neuesten Zeit gesungen, bei weitem aufwiegen; Wahrheit und Schönheit hält sich in ihnen das vollkommenste Gleichgewicht. Ebenso schön ist in seiner Art, was von S. 226—230 folgt, und die Zuschrift: „An die Dichter" (IV, 230), mag die neueste Schule, die in Rückert doch auch einen Dichter und Seher verehrt, zu Herzen nehmen:

Die Stein' harmonisch hat bewegt Amphion,
Nicht deren Sinn verwirret, die da bauten;
Besänftigt hat die Meerdelphin' Arion,
Nicht stürmisch aufgeregt mit seinen Lauten.

Nur das ist Himmelskunst, die mich versöhnt,
Die mir die Welt, mich vor mir selbst verschönt.
Was trübt, verwirrt, zerreißt, wie stark es tönt,
Ist Lügenkunst, die bösem Zauber fröhnt.

Der Dichter sei ein Bildner, kein Traumbilderer,
Kein Sinnverwirrer, Phantasieverwilderer,
Ein Zähmer des Affects, Gefühles Milderer,
Selbst in sich klar und aller Klarheit Schilderer.

„Die Sprache und ihre Lehrer" (IV, 231), „Zwei Wünsche" (S. 242), „Der Erstgeborene" (S. 242), „Bethlehem und

Golgatha“ (S. 248) sind, jedes in seiner Weise, vollendete Gedichte, das letzte zugleich ein religiöses Glaubensbekenntniß, das manchem Bewunderer des Dichters ungeschickt kommen mag. Es schließt:

> Mit Pilgerstab und Muschelhute
> Nach Osten zog ich weit hinaus;
> Die Botschaft bring' ich euch, die gute,
> Von meiner Pilgerfahrt nach Haus:
> O, zieht nicht aus mit Hut und Stabe
> Nach Gottes Wieg' und Gottes Grabe!
> Kehrt ein in euch und findet da
> Sein Bethlehem und Golgatha!
>
> O Herz, was hilft es, daß du knieest
> An seiner Wieg' in fremdem Land?
> Was hilft es, daß du staunend siehest
> Das Grab, aus dem er längst erstand?
> Daß er in dir geboren werde,
> Und daß du sterbest dieser Erde
> Und lebest ihm, nur dieses ja
> Ist Bethlehem und Golgatha.

Auch die „Erlanger Lieder“ bieten, wiewohl etwas versteckter und seltener, einiges Vortreffliche: „Unglück“ (IV, 264), „Losmachung“ (S. 266), „Traumflug“ (S. 268), „Das Undenkbare“ (S. 268), „An das Eichhorn“ (S. 270), „Der Nachtwächter“ (S. 271). Von den Erinnerungen eines Dorfamtmannssohnes“ trifft der oben ausgesprochene Tadel nicht das wunderherrliche Lied: „Der Winter auf dem Lande“ (S. 289) und die Lieder S. 302, 304, 305 und 329. Den vierten Band beschließen „Lieder und Sprüche der Minnesänger“ und eine „Blumenlese aus Dichtern verschiedener

18*

Völker und Zeiten". Ueberblicken wir noch einmal den ganzen Schatz, der in diesen zwei Bänden zerstreut uns vorliegt, so durchdringt uns ein Gefühl der Ehrerbietung gegen den Dichter, der zur Größe des angeborenen Talentes die seltene Größe der Durchbildung dieses Talentes hinzugefügt hat, und wir preisen den reichen Geist glücklich, der das Erhabene als Erbschaft und das Schöne als Errungenschaft des Genius besitzt.

11.

Gedichte von Chr. J. Matzerath[1].

Stuttgart und Tübingen. Cotta. 1838.

Heidelberger Jahrbücher 1839, Nr. 8.

Chr. J. Matzerath's Gedichte zeigen uns, wie mächtig die rechte Herrschaft über die Form in der Poesie wirkt, und wie ein eigenthümlicher Dichtergeist, dem diese Gewalt angeboren ist, auch gegebene und von andern Dichtern erfundene Formen der eigenen Persönlichkeit anzupassen und sich ungezwungen und selbständig in denselben zu bewegen versteht. Dadurch unterscheiden sich ächte Dichter, die einer bestimmten Schule angehören, von Nachahmern und Nachäffern einer Manier. Die Erfindung classischer Formen gehört den Genien des ersten Ranges an; unter diesen Formen sind aber nicht blos Silbenmaße verstanden, sondern Umrisse, welche die ganze Gestalt einer Dichtgattung bedingen, Gewande die einen schönen und vollendeten Leib voraussetzen, wie er für diese oder jene Dichtung als Ideal im Geist und in der Phantasie des schöpferischen Dichters vorgebildet wohnt. Diese Formen werden von

1) Matzerath, geb. 1815 zu Linnich in der Rheinprovinz, starb am 24. März 1876 zu Köln als kgl. preuß. Geh. Regierungsrath. (Anm. des Herausgebers.)

unsern großen Dichtern den Dichtern der Nachwelt als Erbe hinterlassen; während das Publikum ihre Werke bewundert und genießt, ohne Form und Inhalt zu trennen, dürfen und sollen sich, weil nicht jedes Zeitalter neue Genien und damit neue Formschöpfer hervorbringt, die nachwachsenden Dichter dieser Exuvien bedienen, und es kommt, um zu beweisen, daß sie wirklich Dichter sind, nur darauf an, wie sie solches thun. Die einen, das sind die Nachäffer, nehmen den Schöpfungen der Meister die köstlichen Gewande ab, und stopfen sie mit ihren Gedanken, Gefühlen, Witzen und Bildern aus; stellen die Puppe an die Wand, und gehen davon, quasi re bene gesta, als hätten sie ihrem Gedicht einen Leib geschaffen, und ihm ein angemessenes Kleid angezogen; das leblose Gebilde heuchelt freilich ein Leben, und sieht den hohen, bekannten Gestalten oft bis zum Erschrecken ähnlich; aber der Nächste Beste, der näher herzutritt, das Ding zu untersuchen, stößt es über den Haufen, das Kleid platzt, und die Lumpen sehen überall hervor. Die Nachahmer sind nicht so thöricht, sie versuchen es mit ihrem eigenen Geiste sich in die herrlichen Gewande zu kleiden, fahren begierig und unbedacht mit der Idee selbst in das Kleid, aber der Leib ihrer Dichtung ist zu ärmlich und unvollkommen, wie ihr Geist; er füllt das Gewand, das auf Gesundheit und Ebenmaß berechnet ist, nicht völlig aus, hier und dort schlottert es, und sie nehmen sich in der fremden Tracht mehr oder weniger ungeschickt und lächerlich aus. Die dritten endlich, und das sind die Berufenen, wählen sich

aus der Garderobe der großen Meister die Kleider aus, die den Formen ihres eigenen, gesunden und kräftigen Dichtergeistes angemessen sind: und siehe die Gewande schmiegen sich dem anverwandten Leibe des Gedichtes schön und harmonisch an, sie legen sich passend um die Glieder, dehnen sich elastisch oder ziehen sich zusammen nach diesen, so daß die alten Formen großer Dichter an ihrem Leibe wieder zu neuen Ehren gelangen und dem Auge des Betrachtenden mit ungewohnter Schönheit sich darstellen. Göthe, Uhland, Heine (denn Referent ist nicht so blind, das Große und Schöne an dem letztern vom Kleinen und Häßlichen nicht zu unterscheiden) haben für die rein lyrische und lyrisch-epische Poesie solche Formen geschaffen; Schiller, Rückert, Platen für die reflexiv lyrische, A. W. Schlegel, wenn er sie auch aus zweiter Hand hatte, hat doch für beide Gattungen in der Form wirklich schöpferisch gearbeitet. Wie Nachäffer und Nachahmer sich mit den Kleidern dieser Dichter gebärdet haben, und noch gebärden, wissen wir; aber auch ein würdiger Schüler, der die Form dieser Meister meisterhaft an seinen eigenen Werken handhabt, geht edel und stolz mit ihnen bekleidet einher.

Zu diesen Letztern nun ist Matzerath, der die Freunde edelster Form mit dieser reichen Sammlung schöner Gedichte überrascht hat, unbedingt zu rechnen, und was etwas Besonderes an ihm ist, seine Muse kleiden die Formen verschiedenartiger Dichter gleich gut, und er gibt in keiner seinen eigenen Dichtergeist und dessen Gestalt auf. Göthe,

Schiller, A. W. Schlegel und Uhland sind die Vorbilder, in deren Tracht seine Poesie sich abwechselnd gefällt, und auch dem Leser sich gefällig zu machen versteht. Die Eigenthümlichkeit des Dichters aber besteht darin, daß er dem spröden Eisen des Gedankens auf der Esse der Phantasie eine durchsichtige Glut einzuhauchen versteht, in welcher Form er sich auch bewegen mag.

Indessen ist in Matzeraths Gedichten ein Fortschreiten fühlbar von einer größeren Abhängigkeit, in welcher ihn anfangs jene fremden Formen halten, zu allmählicher Unabhängigkeit und freierer Bewegung innerhalb ihrer Schranken. Im ersten Buche, Balladen und Romanzen enthaltend, sind es anfangs nicht nur die Formen dieser Gattung im Allgemeinen, die er bald von Göthe, bald von Schiller, bald von Schlegel, bald von Uhland entlehnt, sondern es ist die Gestalt dieses oder jenes einzelnen Gedichtes, die ihm zum Gewande der eigenen Dichtung dient. „Der sterbende Ajas" (S. 3 ff.) z. B. hüllt sich ganz in das Gewand von Schillers *Kassandra*; die „Todesklage um Achilles. (S. 10 ff.) ist in der Form der unverkennbare Wiederhall von Schillers *Siegerfest*:

Trauer füllt des Lagers Hallen,
Und es klagt das ganze Heer,
Denn Achilleus ist gefallen,
Thetis Knabe ist nicht mehr.
Alle Herzen sind versteinet,
Selbst die Feinde stimmen ein,
Selber Agamemnon weinet
Rauhe Thränen mit hinein.

Sterblich sind auch die Heroen,
Nimmer kehrt des Lebens Blick
In der Scholle Haus zurück,
Wenn er einmal ist enflohen.

Das ist Schillers Waffenrock; aber er wird doch ein andrer, während er sich um den Leib des Jüngers legt. Denn weder die „rauhen Thränen“ noch „der Scholle Haus“ sind aus Schillers oder irgend einer Schule. Ebenso ist es mit dem ganzen Gedicht und namentlich mit dem letzten Vers:

Nicht daß frühe er geschieden
In des Frühlings Morgenroth,
Nicht der Schatten karger Frieden,
Nicht der schöne Heldentod,
Nicht der Freunde einig Streben,
Nicht des Ruhmes theurer Kauf
Wiegt das süße, warme Leben,
Wiegt das schöne Dasein auf.
Und der Lieder reiche Menge
Tröstet nicht der Mutter Schmerz,
Und es heitert dieses Herz
Nicht die Goldfluth der Gesänge.

„Der Schatten karger Frieden“ — „die Goldfluth der Gesänge“ — so singt kein Nachahmer Schillers; so wenig als in den Elegien das kühne Wort „Schwelle des Lebens“ von einem Nachahmer Göthes herrührt. Die „Apotheose“ (S. 16—33) enthält ebenfalls in Schiller'scher Form eine dichterische Zusammenfassung von allem Streben des Herkules; die „Tochter von Tarent“ (S. 34 ff.) und „Zuleika“ (S. 42 ff.) schweben im Göthe'schen Gewande der Braut von Corinth oder wie Schlegels Arion einher; „Jehovah's

Fluch“ (S. 36 ff.) noch mehr „Swens Hochheit“ (S. 62 ff.), am meisten „Heldenliebe“ (S. 71 ff.), die beiden letztern bis auf die Namen hinaus, tragen Uhland'schen Schmuck. Nur zwei Strophen des letztgenannten Gedichts mögen dies bewähren:

Harald.
Es schaut dein Blick, o König, gegen Nord,
Was willst du dort?
Die hohen Eltern stiegen längst hinab
Ins Felsengrab.
Nicht Freude kann dir blüh'n an Nordens Strand,
Ein Fremder bist du ja im eig'nen Land.

Uller.
Das Paar der Eltern schlief wohl längst schon ein
Im Bett von Stein,
Doch blüht noch eine Blume mir am Strand
Im Vaterland.
Schön Ella ist's im grünen Ragnathal,
Mich lüstet's sehr zu schau'n sie noch einmal.

„Der Gefangene“ (S. 79) bewegt sich in der Form von Uhlands „Taillefer“; „Die Braut des Liedes“ (S. 101) mit ihrem Harfner erinnert an Göthe's „Sänger“. Doch allmählig trägt der Jünger den Mantel des Meisters mit freierem Faltenwurf: „Nonne und Krieger“ (S. 128 ff.) und „Die Mutter“ (S. 134 f.) zeigen eine durchweg unabhängigere Bildung, wenn auch die entlehnte Form noch kennbar ist. Noch freier kleiden sich die „vermischten Gedichte“ (S. 137 ff.) So lautet das „Lied des Seekönigs“ ans Meer schon weit eigenthümlicher (S. 139 ff.). Da heißt es z. B.

Wie liegst du da in hehrer Stille
Gedankenstolz in Einsamkeit,
Und nährst doch reiche Lebensfülle
In deinem Schooße weit und breit.
Die Stirne schön und hell gelichtet,
Im Auge ewig jungen Tag,
Die Locke wunderbar geschlichtet,
Wo lebt sie, die dir gleichen mag?
Es finden nicht, so weit sie reichen,
Die Blicke, Fürstin, deinesgleichen.

„Gekränkte Liebe“ (S. 149) ist freilich ganz ein Göthe'sches: „Ich denke dein —“. Aber: „Durch Haß zur Liebe“ (S. 156), „Brüderschaft der Natur“ (S. 160), „Großmuth des Dichters“ (S. 165), „Frisch hinein“ (S. 169), „Ueberraschung“ (S. 173), „Männerlied“ (S. 179) u. a. sind Liedergewebe, die wenn auch an A. W. Schlegels Webestuhl gewoben, die Muse des Dichters doch als ihr Eigenthum trägt. Eins der selbständigsten Gedichte, so wenig die äußere Form auf Neuheit Anspruch macht, ist „die Muse der Zukunft“. Hier die drei letzten Strophen:

Soll eine junge Weltgeschichte tagen,
Und tragen hoch ihr Haupt im Morgenroth,
Da muß die Kraft an Kraft zerschmetternd schlagen,
Es kämpfe das Geschlecht mit Sturm und Noth.
Den Keim, den in Gewitternacht wir säen,
Sieht einst der Tag als Aehre golden wehen.

Drum fürchte nicht! die ewigen Gedanken,
Die rein sind, wie der Sonne keusches Licht,
Die fordern jede Zeit in ihre Schranken,
Die fürchten nicht das strenge Weltgericht.

Doch mag die Fülle wohl zuweilen alten,
Dann muß sie neu der ew'ge Geist gestalten.

Die Taube mit dem Oelzweig kehret wieder,
Wann erst die hohe Woge sich verlief,
Der neue Lenz erweckt die schönsten Lieder
Und tausend Blüthen wurzeln fest und tief.
Es schreitet, wann die alten Formen beben,
Ein junger Geist befruchtend durch das Leben.

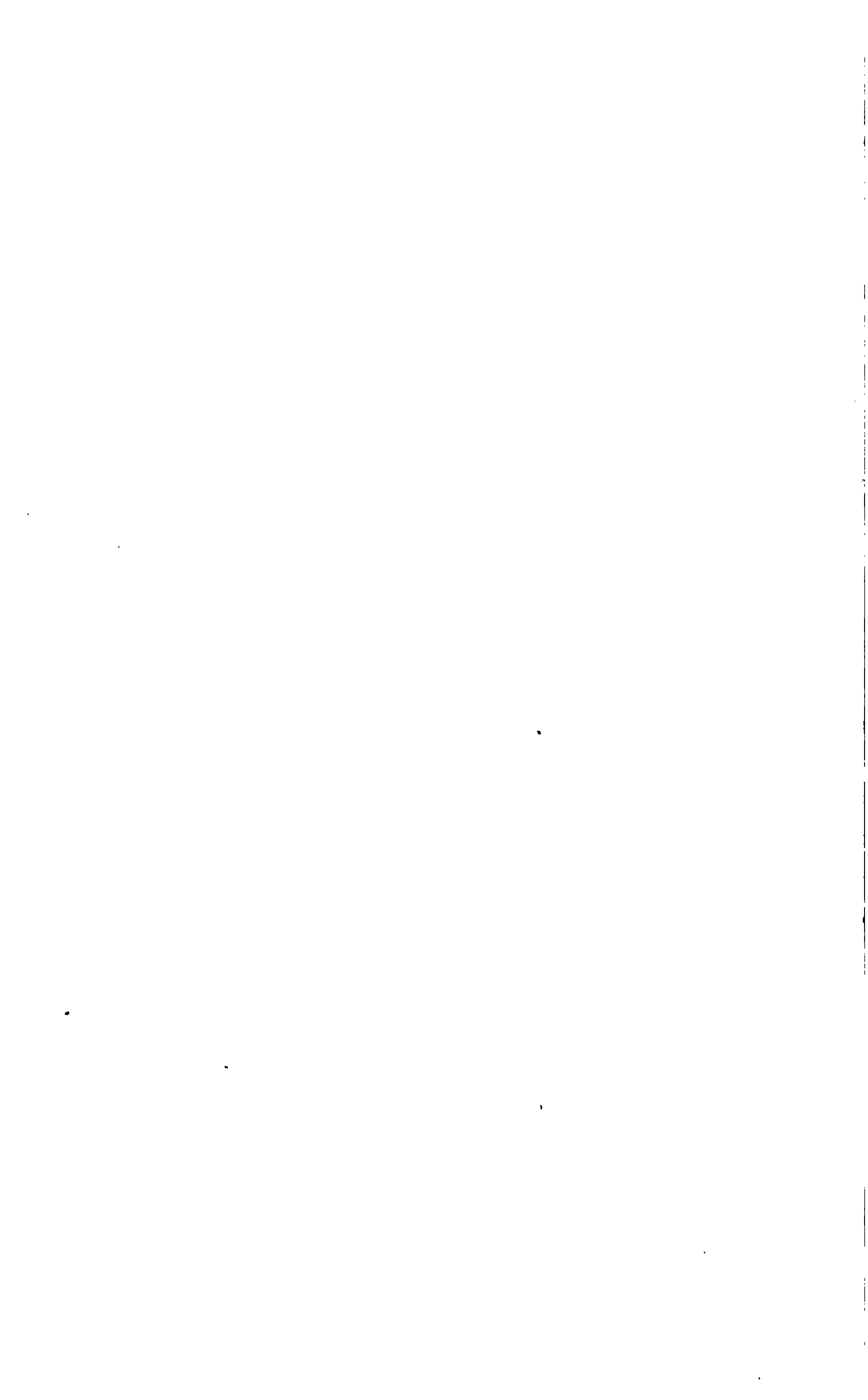
In dieselbe Klässe setzen wir die „Sibyllinischen Blätter" (S. 191 ff.); und immer freier wird der Dichter im „Hymnus an die Nacht" (S. 196), wo der Chorführer anhebt:

Hehre Wesenmutter Nacht!
Deiner Schatten süße Schöne,
Stillbewegte Majestät,
Feiern wir, die treuen Söhne,
Mit Gesängen, mit Gebet.
Müde, der Gestalten Tanz
Stets geblendet einzusaugen,
Waren unsre kranken Augen,
Sehnten sich nach deinem Glanz,
Hehre Wesenmutter Nacht.

Auch die höchste Glut bleibt in diesem ausströmenden Vesta's-feuer keusch:

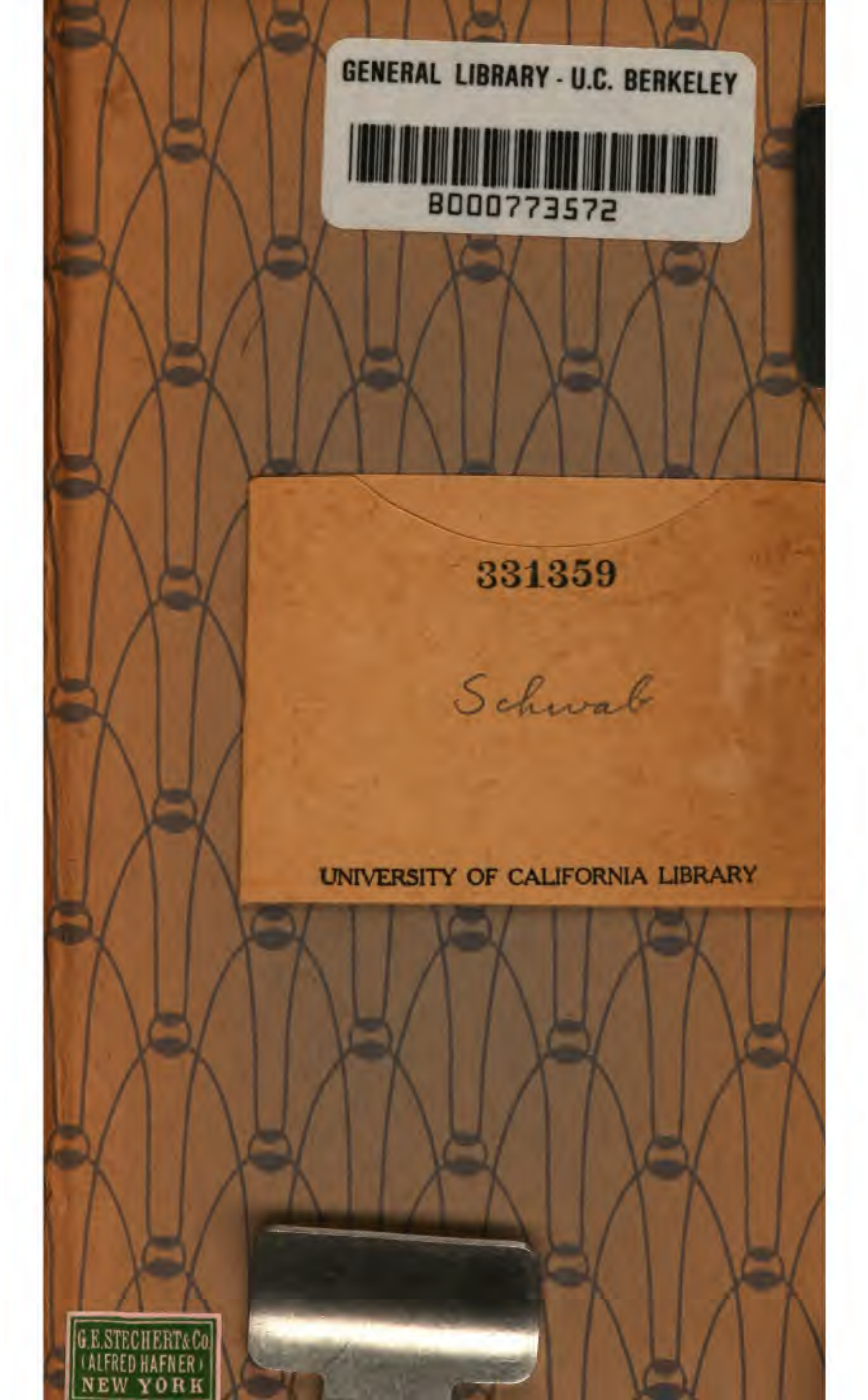
Liebeathmend ist die Nacht!
Was sich zögert zu verstehen,
Sucht und flieht im Sonnenhaus, —
Fließt in seligem Vergehen
Göttlich in einander aus.
Keine Schranke mehr dem Bund!
Ruht in letzter Lebensfeier,
Denn es senket dichte Schleier
Lächelnd mit verschwieg'nem Mund
Sanft die Liebesgöttin Nacht.

Derselbe Geist waltet in den Chören „Im Bade“ (S. 201) und „Im Frühling“ (S. 208). Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht auch noch die „Dithyramben“ des Dichters (S. 219 ff.), die immer fesselloser werden, auszubeuten. In den Elegien haust der Göthe'sche Properz ganz und gar; auch in ihnen wird die Hüllenlosigkeit durch die Schönheit entschuldigt. Dichte so, wer darf und kann; nicht Alles dürfen Alle.








GENERAL LIBRARY - U.C. BERKELEY
B000773572
331359
Schwab
UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
G.E.STECHERT&Co.
(ALFRED HAFNER)
NEW YORK

